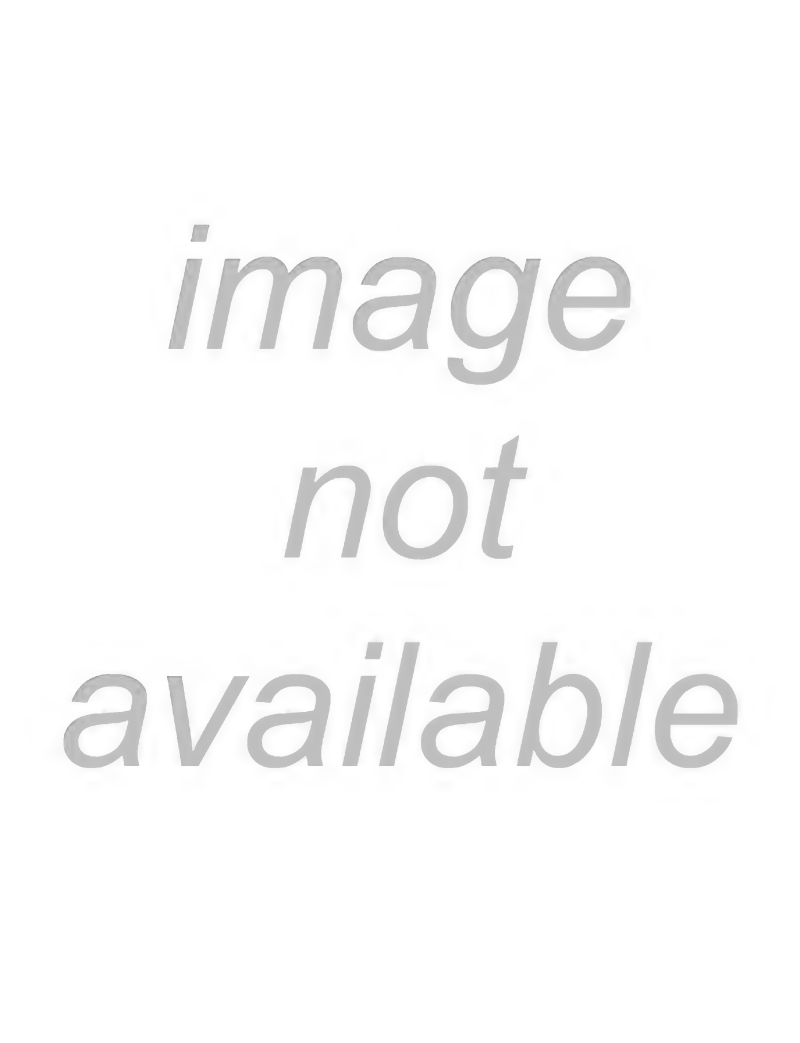
image
not
available

P.o. germ. 303 s

Schicksale

eines

Proletariers.

Ein Volksbuch

von

Ehrenreich Eichholz.

Wir, wir haben
Nichts als die Sorgen und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unsern Herzen.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Wilhelm war reiſefertig. Der greiſe Vater hielt mit beiden Händen ſeine Rechte umfaßt.

»Mein Sohn,« ſprach der rechtſchaffene Webermeiſter mit zitternder Stimme, »mein Sohn, ich könnte voll Befürchtungen Dich ſcheiden ſehen, wenn ich der Verführungen und Lockungen gedenke, deren die Welt voll iſt. Aber Du mußt ſie kennen lernen, Du mußt Dich ihr gewachſen fühlen, um ein Mann zu werden. Ziehe dahin! und halte feſt an der Lehre, daß es ſchmachvoll iſt, Unrecht dulden, ſchändlich, Unrecht thun! — Ziehe dahin!«

Dann fiel die Mutter dem lieben Sohn um den Hals und hing lange mit weinenden Augen an ſeinem Munde.

»Beruhige Dich, Mutter, Du wirſt mich wiederſehen, geſund, tüchtig, Dir und dem Vater eine Stütze des Alters.«

So ſprach Wilhelm, ſich loswindend aus den Armen der guten Alten, um nicht erweicht zu werden. Denn draußen harrten ſeiner die Geſpielen des Knaben, die Gefährten des Jünglings. Unter munteren Geſprächen und lautem Scherzen vergaßen ſie, die jungen, fröhlichen Geſellen, den Ernſt der Stunde. Als aber Wilhelm vor die Thür trat, die alten Eltern hinter ihm, mit dem benetzten Auge, da ward es plötzlich ſtill. Die Jünglinge grüßten ehrerbietig, den Schmerz achtend, die Eltern; Wilhelm aber nahmen ſie in ihre Mitte. Sie zogen in ernſter Ruhe die Straße hinunter. Die Nachbaren und Freunde aber öffneten ihre Fenſter, um dem ſcheidenden Jüngling ein letztes Lebewohl zuzuwinken, und Mancher fügte noch einen ſtillen Segen hinzu; denn Wilhelm war fröhlich und brav. Als der Zug um eine Ecke gebogen war, und Wilhelm zum letzten Male auf die weinende Mutter und den ernſten Vater zurückgeſchaut hatte, da begann erſt

leiſe eine Stimme, dann lauter, bis Alle einfielen:

Ade ihr Straßen alle,
Die ich verlaſſen muß:
Wie weh thut mir im Herzen
Der bittre Scheidegruß!

Ihr Eltern, Du lieb Mädchen,
Gedenket treulich mein!
Ich kann nicht bei Euch bleiben:
Es muß geſchieden ſein!

Ich will Euch immer lieben
Wohl in der fernen Stadt;
Ob ſie auch luſt'ge Brüder
Und feine Schänken hat.

Die Liebe hält ſo feſte
Hier in dem Herzen mein,
Als wie der Baum die Aeſte:
Doch muß geſchieden ſein!

Zu dem letzten Verſe dieſes alten Wanderliedes hatte Wilhelm die Lippe bewegt, aber kein Ton war über ſie gedrungen. Seine Augen richteten ſich unverwandt auf die Fenſter eines kleinen Hauſes; und er fand, was er geſucht: zwiſchen den heimlich gehobenen Vorhängen leuchteten ihm zwei ſchöne Augenſterne im feuchten Glanze ent-

gegen. Da war ihm, als umdüsterten sich die Sinne, als würde er im Traume hinweggeführt weiter, weiter von Allem, was ihm theuer auf dieser Erde. Hinter dem Zuge aber öffnete sich leise das Fenster, und ein Mädchen schaute ihm nach, bis er vor dem Thore ihrem Blick entschwand. Die rosigen Wangen hatten sich entfärbt; jetzt senkte sie das liebliche Haupt; eine Thräne folgte der andern: sie konnte dem Schmerze nicht mehr gebieten.

Die jungen Gesellen zogen indessen dahin zwischen den wogenden Saatfeldern und duftigen Wiesen und über die bewaldeten Berge. Die Sonne glänzte hell, wie ein jugendliches Auge auf die blühende Erde, in das heitere Leben schaut; hoch stieg die Lerche in freier Sangeslust. Mit ihr um die Wette sangen die Wanderer ihre fröhlichsten Lieder, und selbst Wilhelm vergaß in dem allgemeinen Jubel, was da hinter ihm lag. Die gesunde Kraft ist immer mehr zur Freude gestimmt, als zum Leid. Trübsinn der Jugend ist Krankheit.

Im nächsten Dorfe kehrte die Gesellschaft ein. Das Erste, was Wilhelm in dem Gast-

zimmer aufstieß, war der Schreiber des Rentmeisters aus der Stadt.

Aennchen hatte ihm oft gesagt, daß der höfliche, modische Mensch ihrer Mutter sehr wohl gefalle und ihr zu gefallen sich bemühe. Er war Wilhelms glücklicherer Nebenbuhler. Denn der Herr Secretär durfte in das Haus der Steuerassistentenwitwe kommen, welches für den Handwerksgesellen zu vornehm war.

Auch dem Herrn Secretär wurde es beim Eintreten der Gesellen zu gemein in der Wirthsstube. Er musterte mit einigen vornehmen Blicken die plebejischen Burschen, zog die volle gestickte Börse, legte sie vor sich auf den Tisch, um sich von den armseligen Gesellen beneiden zu lassen; dann trat er an den Schenktisch und warf nachlässig ein Goldstück hin. Das zurückempfangene Geld durchzählend, bemerkte er, daß er einen Thaler zu wenig erhalten. Der Wirth, sich entschuldigend, war im Begriff das Fehlende hinzuzulegen, als Wilhelm herantrat. »Haben Sie auch,« fragte er, »das Geldstück mitgerechnet, welches Sie in Ihren Aermel gleiten ließen?«

Einen Augenblick nur war der Secretär verlegen und rief dann trotzig aus: »Was sagst Du, Schurke!« Aber das Wort war kaum über seine Lippen, als Wilhelms kräftige Faust ihn wie Blitzesschlag auf der Brust traf. Er taumelte zurück und sank zusammen. Wilhelms Auge, eben noch in wilder Glut aufgeflammt, starrte bewegungslos auf die bleichen Züge des Getroffenen. Bestürzt waren seine Kameraden aufgesprungen; einige versuchten, den Secretär ins Leben zurückzurufen; andere brachten Wilhelms Hut, Stock und Ränzel herbei und forderten ihn auf, sich eiligst davon zu machen. Willenlos ließ sich Wilhelm zur Thür hinziehen; dann aber, sich sammelnd, sagte er mit Entschiedenheit: »Ich bleibe: hat meine Uebereilung ein Unglück angerichtet, muß ich dafür büßen!« —

Traurig blickten die Gefährten auf Wilhelm; als man von der andern Seite rief: »Er lebt!« — Wilhelm trat hinzu: »Herr Secretär,« sagte er mit weicher, versöhnlicher Stimme, »es thut mir leid, Sie so hart getroffen zu haben; aber mich hat noch Niemand einen

Schurken geſcholten, und bei Gott,« rief er die Fauſt leidenſchaftlich ballend, »ich werd' es auch nie dulden!«

Der Secretär war nicht im Stande zu antworten; man brachte ihn in ein anderes Zimmer.

Unſere Geſellſchaft hatte dieſer Zwiſchenfall in der Anordnung zu ihrem einfachen Mahle geſtört. Bald indeſſen waren die jungen Geſellen wieder in der unbefangenſten Laune; munteres Geſpräch wechſelte mit dem fröhlichen Geſange von Liebe und Wein und den trüberen Liedern von Scheiden und Meiden — bis es ſein mußte.

Als Wilhelm von dem Wirthe erfahren, daß der Secretär ſchon das Haus verlaſſen habe, reichte er mit beruhigterem Herzen den Freunden im Kreiſe herum die Hand, indem er ſagte: »Manche fröhliche Stunde haben wir zuſammen verlebt. Daran werde ich immer denken. Und wenn ich aus der Fremde wiederkehre, ſollt auch Ihr mein nicht vergeſſen haben! Lebt wohl und grüßet mir viel tauſendmal die traute Vaterſtadt und meine Lieben!«

Der Aelteſte des Kreiſes antwortete für die Uebrigen. »Du biſt,« ſagte er, »immer ein braver Geſell geweſen, haſt nie den Kameraden verlaſſen und verrathen; drum wird auch Gott Dich nie verlaſſen!«

Vor der Thür des Hauſes ſchieden ſie — der Eine zur Ferne, die Anderen zur Heimath. Das zurufende »Ade!« — ertönte ſo lange ſich die Blicke noch erreichten, von hier muthig im lauten Chor, von dort ſchwächer aus der einſamen Bruſt.

Wilhelm wanderte die beiden erſten Tage durch das Gebirge hin. Wenn es ihm da eng im Herzen wurde und ſchwer, dann blickte er um ſich auf die herrliche Landſchaft: ſo muthig ſtiegen die Berge empor und erhoben das männliche Haupt in die ſtürmenden Lüfte! Sonnig mild glänzte das Thal, wie erwachende Liebe; der eilende Bach wechſelte ſeine traulichen und wilden Melodien; Alles athmete Kraft und Muth und Luſt.

Als Wilhelm aber am dritten Tage die Ebene erreichte und er nur das einförmige Aehrenfeld ſah, da glaubte er ſich plötzlich von

Allem getrennt, was ihm theuer; da ergriff ihn zum erſten Male das Gefühl des Alleinſeins, und die Thränen entſtürzten dem Auge. Er konnte nicht weiter: das ſchwere Herz zog ihn zu Boden. Nie in ſeinem Leben hatte er ſich ſo unglücklich gefühlt.

Aus ſeinem ſchmerzlichen Hinſtarren wurde der Trauernde durch ein fröhliches Liedchen geweckt. Ein Knabe von etwa 13 Jahren, das Ränzelchen über der Schulter, zog an ihm vorüber. Munteren Blicks grüßte er Wilhelm.

»Guten Tag, mein Junge,« erwiderte dieſer, der vor dem Knaben ſeine innere Bewegung verbarg. — »Ziehen wir vielleicht deſſelben Weges?«

»Wohl nicht! Sie ſind doch ſchon etwas zu alt für ein Soldatenkind von der Schule zu Hornmarkt,« entgegnete ſchelmiſch der Knabe.

»Du ziehſt Deiner Schule ſo fröhlich entgegen: es muß Dir dort gefallen.«

»Wenn man es nirgends beſſer haben kann, iſt es auch dort recht gut; aber doch bin ich nicht fröhlich, weil's wieder nach Hornmarkt und der Schule geht; ich bin fröhlich,

weil ich denke, daß es auch einmal nicht mehr dorthin gehen wird.«

»Ihr hattet wohl Schulferien?« fragte Wilhelm im Laufe ihrer gemeinschaftlichen Weiterreiſe.

»Wir haben ſie noch, und erſt vor wenigen Tagen haben ſie begonnen.«

»Warum kehrſt denn Du ſchon wieder zurück?«

»Als ich im vorigen Jahre,« erzählte der Knabe, »meine Mutter beſuchte, hatte ſie noch ihr eigenes Stübchen und es ging ihr noch erträglich. Da waren die Ferien eine glückliche Zeit, und ich hoffte, ſie ſollten es wieder ſein. Aber eine Krankheit meiner kleinen Schweſtern hat Alles aufgezehrt, was der Vater noch hinterlaſſen. Dennoch wollte die Mutter mich bis zu dem Ende der Ferien behalten. Aber ehe ich ihr und den armen Schweſtern den kärglichen Biſſen entzöge, lieber wollte ich betteln gehen. Die Mutter weinte, die Schweſterchen baten und wollten gern Alles mit theilen; aber geſtern kam ich und heute ging ich. Schwer iſt's mir geworden!«

Wilhelm verglich sich mit dem Knaben. Er hatte Thränen vergossen, während dieser in der ähnlichen, aber weit ungünstigeren Lage starken Muthes daher zog. Seit dieser Zeit weinte Wilhelm keine Thräne des Heimwehs mehr, obgleich er, das Kind des Gebirges, sich eines unheimlichen Gefühls nie erwehren konnte, wenn der Blick über die endlose Ebene streifte. Des Knaben aber nahm er sich liebevoll an, so lange ihre Straße eine gemeinschaftliche war, und mit Theilnahme hörte er das kindliche Geschwätz von einer besseren Zukunft, die der Knabe seiner Mutter und den Schwestern bereiten wolle, wenn er nur erst ein tüchtiges Handwerk erlernt und sich in der Welt umgethan habe. Wilhelm dachte bei sich, bis dahin könne die gute Mutter und die armen Schwestern längst in ihrem Elend umgekommen sein; aber er hätte es für eine Sünde gehalten, den fröhlichen Muth des Knaben durch einen solchen Gedanken zu brechen.

Zweites Kapitel.

Einige Wochen war Wilhelm bald allein, bald in Gesellschaft gewandert, da tauchten die Thurmspitzen der Residenz vor ihm auf. Eiliger wurden seine Schritte, freudiger schlug sein Herz. Jetzt stand er auf einem Punkt, wo die große Stadt sich vor seinen Blicken ausdehnte — scheinbar eine verworrene Häusermasse, ein ungeordnetes Chaos. Vor und hinter und neben ihm zogen im bunten Gemisch geschmückte Spaziergänger und schmutzige Arbeiter, glänzende Karossen, elende Karren und hochbepackte Frachtwagen. Die todte Stadt vor ihm, das wirre Getreibe um ihn, denen gegenüber er sich selber so völlig fremd vorkam, erweckten in seiner

Bruſt das unbehaglichſte Gefühl. Wie im Traume zog er in das Thor der Stadt ein; und er mußte ſich erſt ſelbſt aufrütteln, um hier das Nächſte zu thun — ſeine Herberge aufzuſuchen. Er fragte vielfach und ging oft irre, bevor er in einer entlegenen Straße das Haus auffand, aus welchem ein Wappen von Eiſenblech mit den zwei großen goldenen Schlüſſeln im blauen Felde heraushing. Das war die Herberge der Schloſſer. Es war in den heißen Nachmittagsſtunden, als Wilhelm in das Gaſtzimmer eintrat. Er traf hier nur einige Zunftgenoſſen, die, eifrig mit Kartenſpiel beſchäftigt, kaum ihren Blick auf ihn wandten. Bald aber kam ein junges Mädchen mit hellen Augen und blühenden Wangen, friſch und kräftig. Nach einem freundlichen Willkommen fragte ſie den Fremden, ob er hier logiren werde. Auf Wilhelms Bejahen wies ſie ihm eine Kammer an und beſorgte raſch und freundlich, weſſen der Fremde bedurfte, um es ſich bequem zu machen.

Von dem Staub der Reiſe gereinigt kehrte Wilhelm bald wieder in das Gaſtzimmer zurück.

Außer ſeinem Aennchen hatte er nie ein

Mädchen geſehen, das ihm ſo wohl gefallen, als die junge Schleußnerin Jettchen. Während ſie mit niedlichen, raſchen Fingern die jungen Schoten ſpaltete, erzählte er traulich von ſeiner Heimath und ſeiner Reiſe. Sie auch war erſt ſeit einigen Wochen, nach dem Tode ihrer Mutter, aus der kleinen Vaterſtadt hierher zu ihren Verwandten gekommen und ſehnte ſich zurück nach der lieben Heimath. Wie es ihr nun ſo wehe im Herzen ſei: das ſprach ſie einfach, wahr und lebendig aus, daß es Wilhelms Seele tief bewegte.

Nach dem bis gegen Abend fortgeſetzten Mittagsſchlafe erſchien auch der Herr Wirth, Herbergsvater genannt. Es war eine anſehnlich breite und wohlgenährte Geſtalt. Sein kupferfarbenes Geſicht bezeugte, daß er nicht nur einzuſchenken, ſondern auch auszutrinken verſtehe. Wilhelm überreichte ihm ſeine Papiere und fügte ſeinen Wunſch, Arbeit nehmen zu wollen, hinzu. Gähnend und mit ſchläfrigen Augen ſah er die Papiere ein und verſprach dem Geſellen Arbeit anzuweiſen, ſobald die Reihe an ihn komme; dann ſetzte er ſich zu

dem Spieltiſch, wo er bald den Schlaf abſchüttelte.

Indeſſen war es Abend geworden, und das Gaſtzimmer füllte ſich mehr und mehr. Einige bildeten neue Spieltiſche, Andere ſetzten ſich unter Geſprächen zu dem Glaſe. Dieſen geſellte ſich auch Wilhelm bei. Da erzählte Einer von den Schwächen oder Verkehrtheiten ſeines Meiſters, von dem Geiz und den Launen der Meiſterin und von den Ungezogenheiten der Kinder; der Andere von Spiel, Tanz, Mädchen. Wilhelm fand wenig Ausbeute; aber mit Wohlgefallen blickte er immer wieder auf Jettchen, die, gegen Alle gleich freundlich, von Allen mit Rückſicht behandelt wurde. Keiner der Geſellen, wie ſehr auch auf dem Geſicht Manches die Roheit zu leſen war, begegnete ihr in Wort oder Handlung unanſtändig. Um ſo herzlicher wünſchte ihr Wilhelm eine »gute Nacht«, als er noch frühe am Abend ſein Lager aufſuchte.

Am folgenden Morgen trat Wilhelm ſeine Entdeckungsreiſe in der Stadt an. Er ſah die hohen Häuſer der langen Straßen mit

einiger Verwunderung und bildete ſich ein, daß Die, welche die höchſten Stockwerke bewohnten, wohl die vornehmſten Leute ſein müßten. Dann ſtand er wieder vor den mit koſtbaren Sachen prangenden Schaufenſtern der Kaufleute, und ſuchte die großen Plätze mit den Denkmälern auf, von denen er in ſeiner Heimath Jeden hatte reden hören, der in der Hauptſtadt geweſen. So trieb er es einige Tage fort, ohne ſich an allem Dem, was er ſah, zu erbauen. Er wußte nicht, wo er die neuen Eindrücke unterbringen ſollte; denn er hatte für ſie in ſeinem Innern noch keine verwandten Anknüpfungspunkte.

Müde von dem Durchlaufen der Straßen, erdrückt von der Maſſe des Geſehenen, ſteigerte es noch ſeinen Unmuth und ſeine Unbehaglichkeit, wenn er bei der Rückkehr von dem Herbergsvater hören mußte, daß ihm noch immer keine Arbeit zugewieſen werden könne.

In dieſer Aufregung fühlte er ſich wohl zuweilen verſucht, an dem Trinken und an dem Spiel Theil zu nehmen, das oft ſchon am frühen Vormittage begann und bis ſpät in die

Nacht fortgesetzt wurde. Aber ein unseliger Vorfall hatte auf ihn die abschreckendste Wirkung geübt. Am zweiten Abend, während Wilhelm selbst wieder bei Denen saß, die ihre Unterhaltung von gestern heute wiederholten, stand an einem der Spieltische plötzlich ein junger Mensch auf. Sein Gesicht war regelmäßig, selbst schön; aber die Züge verzerrten sich in einem grimmigen Lachen, und mit der kalten hohlen Stimme unrettbarer Verzweiflung, die wie Höllenklang in die Seele schnitt, sagte er: »Ihr habt mein Geld, meine Wäsche, meine Kleider; auch meine Seele soll auf Euch fallen und der Schmerz und die Klage meiner Eltern! Doch Du, Schurke, damit Du nicht noch Hunderte, gleich mir, verderbest — bestelle Quartier beim Teufel!« — Rasch hatte er ein Messer in die Brust eines Mitspielenden gebohrt und stürzte hinaus, das bluttriefende Messer hoch schwingend. Wenige Tage später wurden auf dem Armenkirchhofe der Mörder und der Gemordete eingescharrt, — jener bemitleidet, dieser unbetrauert; denn er war ein alter Brenner. So werden in der Handwerkssprache die Ge-

fellen genannt, welche nur dann arbeiten, wenn Geld, Kleider und Wäsche verspielt und vertrunken sind, ihnen Niemand mehr borgen, und der Wirth sie aus ihrem Quartier weisen will. Sittlich verderbt, gehen sie gewöhnlich rasch auch dem tiefsten äußeren Elend entgegen; und doch stirbt diese Art von Menschen nie aus. Der Leichtsinn und die Arglosigkeit werden immer neue Opfer der Verführung, um bald selbst zu verführen. Diese Kette des unseligsten Verderbens setzt sich besonders dadurch fort, daß die Besseren, wenn sie auch das Treiben ihrer Kameraden verachten, doch den Muth nicht haben, diese Verachtung offen an den Tag zu legen, ja sich sogar gemeiniglich durch die Frechheit von Menschen imponiren lassen, die an Allem, nur nicht an Schlechtigkeiten, tief unter ihnen stehen. — Zu dem Unmuth, den die Unthätigkeit erzeugt, hatte sich noch die gewisse Aussicht gesellt, daß binnen wenigen Tagen seine kleine Kasse gesprengt sein würde; als Wilhelm endlich einem Meister zugewiesen wurde. In der Nähe seiner Werkstatt miethete er sich die Schlafstelle. Ein Kämmerchen, das er mit

einem Genoſſen unter dem Dache eines hohen Hauſes theilte, nahm ihn auf. Der Genoſſe war ein Tiſchlergeſelle, Franz Klein, ſeine Wirthsleute ein altes greiſes Paar. Er, ein Schuhmacher, klopfte ſein Leder und zog ſeinen Pechfaden vom frühen Morgen bis in die Nacht; nur am Sonntag Nachmittag trat Feier ein. Dann wurden die Zeitungen von der ganzen Woche geleſen. Mit ganzer Seele war der alte Mann bei dieſem Geſchäft, das er mit unwillkürlichen Bewegungen und Aeußerungen begleitete. Aus dieſen konnte man mit unzweifelhafter Gewißheit ſchließen, welchen Abſchnitt der Meiſter gerade unter ſeiner Hornbrille hatte. Wenn er beifällig lächelte und ein »gut! gut!« — ausſtieß, ſtand er bei den engliſchen Parlamentsſitzungen; fügte er ein »hm! hm!« bei, ſo las er die franzöſiſchen Nachrichten; zum Artikel »Inland« ſchüttelte er ſtillſchweigend das alte Haupt; und wenn er zwiſchen den Zähnen murmelte, was wie ein biſſiges Knurren klang, ſo galt es dem deutſchen Bundestage oder Rußland.

Sie, das alte Mütterchen, fegte, wuſch,

kochte, und ließ es ſich nicht verdrießen, wohl zehn Mal des Tages die hohen Stiegen mühſam hinunter und herauf zu kriechen. Wilhelm fühlte ſich bald heimiſch unter dieſen Leuten, die gut und brav waren. Auch ſein Meiſter und ſeine Arbeit gefiel ihm. Wenn er nur ein Mal in der Woche ſeine Eltern hätte ſehen, ſeinem Aennchen ein liebes Wort ſagen können: er wäre zufrieden geweſen. Beſonders ſtieg die Sehnſucht in der Ruhe des Sonntags. Der erſte Sonntag wurde noch glücklich mit Hilfe der Briefe überwunden, welche er in die Heimath ſchrieb. Aber wo der geiſtige Verkehr ſo hoch beſteuert wird, daß ein Brief, der 30—40 Meilen geht, mehr als den halben Tagelohn eines Arbeiters koſtet, da laſtet in Wahrheit ein Verbot des Briefſchreibens auf dem ärmeren Mann.

Am nächſten Feiertage bemeiſterte ſich Wilhelms die trübſte Stimmung. Durch den Spaziergang, welchen er zum Thore hinaus machte, wurde ihm in dem dichten Haufen der geputzten Menſchen nicht wohler um's Herz. Er kehrte bald wieder in ſein Kämmerchen zurück. Da war es ihm dann eine rechte Erleichterung, als ſein

Wirth ihn zu einem Geſpräch heranzog. Er konnte nun von ſeinen Eltern ſprechen, von ſeiner Heimath erzählen, und fand an den beiden gutmüthigen Alten theilnehmende Zuhörer. Sie erzählten wieder von ihren Kindern und deren Geſchicke; denn die guten Eltern leben ja mehr in dieſem ihrem anderen Leben der Kinder, als in dem eigenen. Auch mit Franz Klein kam Wilhelm ſehr bald in ein trauliches Verhältniß. Als die Freunde einſt gemeinſchaftlich eine Predigt gehört, wurden Franzens Blicke von einem Mädchen angezogen, das ſich durch ihre ſittſamere, verſchämtere Haltung von den freieren Großſtädterinnen unterſchied. Franz machte beim Hinausgehen den Freund aufmerkſam auf die anmuthige Erſcheinung.

»Das iſt Jettchen!« — rief Wilhelm aus und zog den Freund mit ſich zu ihr heran. Der fromme Ernſt ſtand ihrem Geſicht nicht minder gut, als die holde Freundlichkeit, mit der ſie Wilhelm ſagte, daß ſie immer vergeblich ſeinen Beſuch erwartet habe. »Wenn ich,« erwiderte Wilhelm, »nicht gekommen bin, ſo habe ich um ſo mehr an Sie gedacht und von Ihnen

geſprochen. Das wird hier mein Freund bezeugen, der deshalb recht neugierig war, Sie kennen zu lernen.«

Jettchen erröthete verlegen: »Wenn Sie ſo Etwas ſagen, glaube ich Ihnen gewiß nicht,« erwiderte ſie dann. Wilhelm aber bat ſie, nicht böſe zu ſein; da er doch nur die Wahrheit geſprochen. Franz bekräftigte die Worte des Freundes; und ſo ſetzte er ſich ſelbſt in eine Unterhaltung mit Jettchen. Die Befangenheit ſeines Weſens und die Innigkeit ſeiner Worte ließen den tiefen Eindruck errathen, welchen das Mädchen auf ihn gemacht.

Franz war von feinem Wuchs, etwas zierlicher, als für ſein Handwerk erforderlich ſcheinen konnte; er hatte einen blonden Lockenkopf und ein blaues Auge, das, obwohl offen, doch mit einem leichten Anfluge von Melancholie blickte. Es war ein Auge, welches die dunkle Ahnung ausſpricht, daß es nicht beſtimmt ſei, auf die Fülle zeitlichen Glückes froh zu ſchauen. Ein ſolches Auge intereſſirt leicht, und Wilhelm bemerkte wohl, daß Jettchen nicht ohne Theilnahme die Unterhaltung mit Franz führe. Das

konnte er auch dem Freunde zur Beruhigung ſagen, als dieſer ihm, ſo wie ſie das Mädchen verlaſſen, in leidenſchaftlichen Worten ſeine Empfindungen für Jettchen mittheilte. Die ganze Woche hindurch, wenn am Abende Beide aus der Werkſtatt wieder in ihr Kämmerchen zurückgekehrt, wußte Franz auch die Unterhaltung auf Jettchen zu lenken. Und am Sonntage geſchah es zum erſten Male, daß ihm die Zeichnenſtunde übermäßig lang dünkte, da er nach derſelben ſogleich zu Jettchen eilen wollte. Die Zeichnenſtunde hatte er ſchon ſeit ſeinem Hierſein in den ſonntäglichen Feierſtunden beſucht und ſolche Fortſchritte gemacht, daß er ſich mit dem Modelliren von Zierrathen, wie ſie in ſein Fach ſchlugen, befaſſen konnte.

Um auch Wilhelm Luſt und Liebe für dieſe Nebenbeſchäftigung einzuflößen, hatte es keiner dringenden Aufforderung bedurft. So ungewohnt es Anfangs ſeinen ſchweren Händen und ungelenken Fingern auch war, den Bleiſtift zu führen: ſein Eifer für die einmal begonnene Uebung erkaltete nicht. Er machte ſichtbare Fortſchritte und wählte ſich bald aus dem dunklen

Bewußtſein, daß ihm ſolches einſt am nützlichſten werden könne, das Maſchinenzeichnen als ſeine beſondere Gattung.

Ohne großen Hang zu Vergnügungen fehlte Wilhelm doch nicht der jugendliche Trieb zur Luſt. Bekanntſchaften mit jungen Leuten ſeines Standes hatten ſich im Laufe der Zeit von ſelbſt gemacht, mannigfache Aufforderungen, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen, ergingen an ihn. Aber die lärmenden Freuden in den Tabagien, voll trunkener Kumpane, hatten ihn mehr abgeſtoßen als angezogen. An einem Spaziergang über Land dagegen, unter fröhlichem Geſange und heiterem Scherz, nahm der unverdorbene Jüngling gern Theil. Da gab er ſich der munterſten, unbefangenſten Laune hin. Sein ganzes Weſen war dann von kräftigſter Jugendfriſche angehaucht und aus ſeinem dunklen Auge blitzte die Freude. — In der Geſellſchaft, mit welcher Wilhelm ſeine Landpartien machte, befand ſich auch ein junges Weibchen, mit glühendem Auge, fröhlichem Geſicht und einer Taille, die noch fein genug war für die üppige Fülle der Schultern. Ihr Mann hatte

einen kleinen Handel, der am Sonntage ſeine meiſten Kunden fand, und deshalb mußte da Eins, Mann oder Frau, im Geſchäfte bleiben. Das Loos aber war dem gutmüthigen und beſchränkten Manne gewiß, wenn es einer Landpartie mit den befreundeten Familien galt. Dieſe Frau ging ſtets am lebendigſten auf Wilhelms muntere Laune ein, neckte ihn mit heiteren Scherzen und wußte ſich bei allen geſellſchaftlichen Spielen zu ſeiner Partnerin oder Nachbarin zu machen. Am Ende begleitete er ſie auch nach Hauſe, während ſie ſich recht traulich an ſeinen Arm hing. Wilhelm mußte dann gewöhnlich noch in ihr Haus eintreten, um ſich von dem gutmüthigen Manne einen aufrichtigen Dank für ſein Bemühen ſagen und ſich zu Beſuchen auffordern zu laſſen. Dieſer Aufforderung war Wilhelm noch nicht nachgekommen, obgleich ſie bereits einige Male an ihn ergangen. Da traf er die hübſche Frau, als er eben am Abende aus ſeiner Werkſtelle auf die Straße trat. Zufällig kam ſie des Weges. Wilhelm mußte ſie auf einigen kurzen Geſchäftsgängen begleiten. Der Abend mit ſei-

nem ſtillen Mondſchein gehörte zu jenen, an denen der ſcheidende Sommer mit den letzten lauen Lüften von uns einen wehmüthigen Abſchied nimmt. Ein dunkles Allgemeingefühl von der Vergänglichkeit des Daſeins ſchiebt die Natur da in unſere Seele, und wir ſind weich und mild, hingegeben jeder vertrauenden Annäherung. Ein ſolcher Abend war es, als Wilhelm mit der hübſchen Frau an einem mit Bäumen und Bänken beſetzten Platze vorüberging. Sie forderte den Begleiter auf, hier ein wenig ausruhend, der reineren Luft des ſchönen Abends zu genießen. Beide ſaßen eine Zeitlang ſchweigend neben einander, bis ſie begann: »Was, Wilhelm, ſind alle Annehmlichkeiten des Lebens, wenn uns das Glück des Herzens fehlt!«

»Dann ſind ſie,« erwiderte Wilhelm, »gewiß nichtig; aber ich hoffe, daß Sie nicht auf ſich die Bemerkung anzuwenden haben.«

»Sollten Sie ſich wirklich ſo täuſchen, mein Freund? — Kann ich glücklich ſein mit einem Manne, dem jeder Zug kräftiger Männlichkeit fehlt? — Ich muß mich ſeiner ſchämen,

wo ich mit ihm auch auftrete; wenigstens bin ich immer in Sorge, daß er nicht etwas Ungehöriges begeht.«

»Er scheint aber so gut zu sein und vor Allem Sie recht herzlich zu lieben.«

»Wozu nützt mir das, wenn ich ihn nicht wieder lieben kann! Er quält mich nur mit seiner Liebe. Und was seine Güte betrifft, so ist sie ja nur Folge seiner Beschränktheit. Nein, ein solcher Mann hätte am wenigsten mir zu Theil werden sollen!«

Unter Beruhigungsreden geleitete Wilhelm sie nach Hause; das traurige Geschick der armen Frau, die noch dazu so hübsch war, beschäftigte ihn recht innig. Nach einigen Tagen traf Wilhelm wieder das unglückliche Weib wenige Schritte von der Thür des Meisters. Er mußte sie wieder begleiten. Sie hing so hingebend an seinem Arm; im Laufe des Gesprächs drückte sie oft so herzlich seine Hand, und wenn sie zu ihm emporblickte, lag in ihrem Auge eben so viel inniges Vertrauen als glühendes Feuer.

Dem armen, unschuldigen Jungen an ihrer

Seite wurde es einige Mal ganz eigenthümlich warm ums Herz; er mußte ſich ordentlich zuſammenfaſſen, um frei zu athmen. Als ſie aber bei der Trennung ihn mit demſelben Blick lange ins Auge ſchaute, ſich dann plötzlich an ſeine Bruſt warf, einen glühenden Kuß auf ſeine Lippen preßte und eben ſo raſch verſchwunden war: da ſtand er mit pochendem Herzſchlag und verwirrten Sinnen. Er wußte nicht, ſollte er auf die Frau böſe ſein, oder ſollte er wünſchen, daß ſie noch ein Mal die Scene mit ihm ſpiele. Aber von jetzt an lugte er jeden Abend, ehe er aus der Thür trat, behutſam nach allen Seiten hinaus, und wenn er die Harrende gewahrte, ging er im raſcheſten Schritt die Straße nach der anderen Richtung hinunter. Er hatte die erſte Erfahrung gemacht von der Feſtigkeit ehelicher Bande; aber zu ſeiner Beruhigung hielt er ſeine Freundin nur für eine ſeltene Ausnahme. Ein anderes Ereigniß wirkte weit tiefer auf ihn.

Drittes Kapitel.

Als Wilhelm, es war schon Herbst geworden, eines Abends nach Hause kam, fand er den alten Meister, seinen Wirth, krank auf dem Bette liegen. Der alte Mann hatte beim Hinuntersteigen von seiner Werkstelle fehl getreten und sich den Fuß kurz über dem Knöchel gebrochen. Der Arzt rieth, den Kranken nach einer öffentlichen Heilanstalt zu bringen; aber seine Frau wollte ihn unter keiner Bedingung aus ihrer Pflege lassen.

Ein Armenarzt behandelte nun zwar den Kranken, auch erhielt dieser die Arzeneien unentgeltlich; aber es wurde inzwischen Nichts verdient. Das alte Mütterchen war ebenso bemüht, mit der zärtlichsten Sorge des greisen Gatten

zu pflegen, als ihre eigenen Bedürfniſſe auf das Allernothwendigſte zu beſchränken. Sie entbehrte bald aller der kleinen Annehmlichkeiten, auf welche ein ſiebenzigjähriger Genuß ihr das Recht verliehen; ſie darbte ſelbſt, und doch trat die bitterſte Noth ein. Wilhelm hatte hier zum erſten Male die Gelegenheit wohlzuthun, und er benutzte ſie mit dem freudigſten Herzen; auch ſein Kamerad Franz zeigte ſich wacker. Aber wie hätte ihr geringer Verdienſt hingereicht, um die mannigfachen Bedürfniſſe des Kranken, die ihm nicht umſonſt gewährt wurden, zu befriedigen! Die gute Alte war genöthigt ein Stück nach dem anderen von ihren geringen Habſeligkeiten zu verſetzen oder zu veräußern. Sie blieb dabei noch immer guten Muthes und beruhigte den Kranken, wenn er klagte: »Wie wird das enden? — was ſoll noch aus uns werden?« — Wilhelm fragte, ob er denn von Niemand eine Unterſtützung erlangen könne.

»An wen,« erwiderte er, »ſollen wir uns wenden? — Unſere Kinder ſind fern, haben auch alle ſelbſt ſchon Kinder, und es wird Keinem von ihnen leicht, die Seinen zu ernähren.

Von ihnen Etwas zu nehmen, würde Sünde sein.«

»Aber die Stadt:« sagte Wilhelm, »Sie sind so lange Bürger derselben, und haben redlich alle Abgaben, alle Lasten, auch in den schweren Kriegszeiten getragen!«

»Ach die arme Stadt! — Sie thut freilich Manches für die Nothleidenden; aber Nichts gedeiht ihr recht. Es werden zu viel Acten geschrieben und es wird zu wenig gethan. Und dann ist sie eine Hauptstadt: Magistrat und Stadtverordnete halten es deshalb für erste Pflicht, zu repräsentiren, hohen Herrschaften Feste zu geben und ihnen kostbare Geschenke zu machen. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende die arme Stadt dazu braucht, dann schenkt man ihr recht gern die paar lumpigen Groschen, die man ihr allenfalls abzwacken könnte, wenn man sich zwei, drei Monate nach denselben lahm läuft und recht unverschämt betteln kann.«

»Sie ist nicht da, um Feste zu geben, sondern für das Wohl ihrer Bürger zu sorgen!«

»Das Letztere thut sie auch, aber freilich in ihrer Weise. Auf ihr Wohlthun gegen Arme

könnte man sehr gut die Worte anwenden, welche ein alter invalider Unteroffizier über seine 2 Thaler monatlicher Pension einst an einen König richtete: „Das ist nicht genug zum Leben, auch nicht zum Sterben, wohl aber zum langsamen Krepiren.“ In der Weise aber werden bei uns alle Pensionen, alle Unterstützungen an wirklich Bedürftige vertheilt; nur Solche, die auch ohnehin schon im Ueberfluß leben, werden mit vollen Gehalten verabschiedet.«

»Ist dem wirklich so, Meister? — Ich kann's nicht glauben: es wäre eben so schlimm von Denen, welche sie ertheilen, als schimpflich für Die, welche sie empfangen.«

»Still! still! Wenn Euch Jemand wegen solcher Aeußerung anzeigte: Ihr würdet als Aufwiegler mindestens zum Zuchthause verurtheilt; denn Eure Reden sind wahr!«

»Ueberlegt aber Niemand jene Verkehrtheit, bringt Niemand sie zur Sprache?«

»Gewiß schon unzählige Male ist das geschehen; aber man zuckt dazu die Achsel und spricht: das ist nun einmal nicht anders!«

»Nun, ich habe bisher gemeint, was wunderklug die großen Herren wären; aber wenn sie sich mit einem solchen Grunde behelfen! — Der kleinste Verstand begreift, daß Etwas, weil es verkehrt ist, geändert, nicht aber eben deshalb belassen werden müsse.«

»Sie würden es auch wohl ändern, wenn sie nur wüßten, wie?« —

»Mag Ihnen, Meister, ein Fuß noch so verkrüppelt und verwachsen gereicht werden: Sie nehmen Maß und machen einen für den Fuß passenden Stiefel; denn Sie haben Ihr Handwerk ordentlich gelernt. Können die Herren vom Regiment nicht auch die für den Gang des Volks bequemen Stiefel, die Gesetze machen, dann sind sie eben nur Pfuscher, die sich auf ihr Handwerk schlecht verstehen. Wer den Staat regieren will, muß zu rathen und zu helfen wissen, wenn es sich um Elend und Noth von Tausenden handelt! — Vermag er das nicht, Meister, so muß ihm doch die rechte Einsicht fehlen. Wenn ich eine Sache so recht verstehe, weiß ich auch, wo sie ihre Haken hat, und feile sie ab.«

»Ja, lieber Freund, mit den Haken: das iſt eben der Teufel! An denen ſitzen ſo viele Miniſter und Geheimräthe und alle ihre Vettern bis ins tauſendſte Glied. Es ſind unter dieſen Herren gewiß viele redliche, ehrenwerthe und kluge Männer; aber ſie kennen das Volk nicht: wie ſollen ſie da die rechte Stelle finden, wo der Anfang des Helfens zu machen iſt!«

Wilhelm ſann viel hin und her über die Tiefen der Staatsweisheit, die in den weſentlichſten Dingen nicht zu rathen und zu helfen wiſſe, die Tauſende im Elende laſſe; nachdem dieſelben ihre beſten Kräfte im Dienſte des Geſammtlebens verwandt. Alle, meinte er, müſſe ein ſorgloſes Alter warten, die ihre beſſeren Jahre unter Mühen und Arbeiten hingebracht und die Pflichten erfüllt, welche der Staat von ſeinen Bürgern fordere. Ein wirklich gut eingerichteter Staat müſſe die Kräfte ſeiner jüngeren und geſunden Mitglieder ſo anzulegen wiſſen, daß er auch den älteren und ſchwachen ein angemeſſenes, ein bequemes Daſein ſichere. Der gute Wilhelm, was verſtand er von der Staatskunſt! — Wie eine geizige Hausfrau

alles alte Gerümpel, alle Scherben und Lappen zuſammenhält, den Raum nur dadurch beengt und das Geſinde damit plagt, das alte unnütze Zeug zu ſcheuern, zu putzen und zu ordnen: ſo macht es auch die Staatskunſt. Nichts von den alten barbariſchen Geſetzen und Einrichtungen, von denen ſich die Völker losringen wollen, möchte ſie aufgeben, opfert die edelſten Kräfte für deren Erhaltung und beengt uns nur den Raum für unſere freie Entwickelung. Das will ſie freilich nicht; ſie will nur den Zuſammenhang mit der Vergangenheit nicht verlieren; weil ſie in dieſem allein die Gewähr für eine geſicherte Gegenwart und Zukunft ſieht. Das mag ſehr klug ſein und ſehr wiſſenſchaftlich ſcheinen; aber der einfach vernünftige Menſch wird nie begreifen, daß man mit dem Guten, Rechten und Vernünftigen auch das Schlechte, Verkehrte und Unvernünftige aus irgend welchem Grunde feſthalten müſſe.

Während Wilhelm ſeine Verwunderung über das, was ihm ſo ſeltſam dünkte, immer neu dem alten Meiſter wiederholte, vertheidigte dieſer, wenn auch nur mit gutmüthiger Ironie,

die Herren des Regiments. Indeſſen genas er allmählig. Kaum geſtattete ihm ſein Zuſtand vom Lager zu kriechen, ſo ſaß er auch ſchon wieder auf ſeinem dreifüßigen Schemel und arbeitete mit verdoppelter Anſtrengung, um ein Daſein zu friſten, welches nur aus Arbeit, Sorgen, Noth und Elend zuſammengeſetzt war. Iſt ein ſolches Daſein des Daſeins werth? — iſt's der Beſtimmung des Menſchen gemäß? — Gelehrte Herren, chriſtliche Männer werden dieſe Fragen bejahen und mit Gründen ihre Antwort zu vertheidigen wiſſen; aber die heidniſchen Bürger Athens hätten Dem ihre tiefe Verachtung bezeugt, der ſeine Sklaven einem Elende preisgegeben, zu welchem Tauſende von Bürgern bei uns herabgedrückt werden. — Als die Noth vorüber war, dachte Wilhelm nicht weiter über die Verkehrtheiten des Lebens! Mit fröhlichem Muthe genoß er wieder ſeiner kleinen Vergnügungen, mit friſchem Eifer arbeitete er in ſeiner Werkſtätte und mit Luſt und Liebe übte er das Zeichnen. Der ſichere Blick, die leichtere Hand, welche er durch die Zeichnenübungen gewann, zeigten ſich auch in der Aus-

übung ſeines Handwerks. Bald übertraf er an Geſchicklichkeit alle ſeine Mitgeſellen und der Meiſter übergab ihm die Arbeiten, welche die größte Feinheit in der Ausführung erforderten. Seine ganze Kunſtfertigkeit endlich entwickelte er an einer Arbeit, die er in den Feierſtunden für ſich ſelbſt ausführte. Auf einem hügelförmigen Fußgeſtell, in welches Blumen und Gräſer zierlich eingegraben, erhob ſich ein gebogener Stengel. Dieſer zweigte nach oben drei Stiele ab, von denen jeder eine ſehr kunſtreich gearbeitete Kreuzblume trug. Das Ganze bildete den ſauberſten Plättroſt, welchen man ſehen konnte. Wilhelm hatte ihn für ſein Aennchen beſtimmt. Er ſchickte ihn an einen vertrauten Freund, welcher die Gelegenheit ſuchen ſollte, der Geliebten ſein Werk nebſt folgenden Zeilen zu übergeben:

»Haſt Du mich noch nicht vergeſſen, mein theures Mädchen? Ich habe bei jedem Schlag des Hammers, bei jedem Strich der Feile, deren mein kleines Geſchenk Millionen forderte, Deiner gedacht. Es däuchte mir, als ob ſich dabei Dein Bild zugleich tiefer und

immer tiefer in mein Herz eingrübe, so daß ich Dich nimmermehr vergessen kann. Und wie das Feuer um mich flammt und sprüht, so in meiner Brust die Liebe; aber ihr heller Schein wird nie erlöschen. Das fühl' ich so sicher, wie den Schlag des eigenen Herzens. Deshalb vertraue ich auch fest, daß Du mein, ganz mein werden mußt. Siehe, ich würde Dich dem Rachen des Löwen, der glühenden Lohe des Feuers entreißen: und ich sollte Dich nicht dem jämmerlichsten Vorurtheil abgewinnen! —

»Deine Mutter darfst Du mein Geschenk wohl nicht sehen lassen. Stelle es d'rum hin an einen heimlichen Ort. Schaue es alle Sonntage und Feiertage einen kurzen Augenblick an und denke dabei, wie ich Dich so herzlich liebe; dann wirst Du meiner auch nicht vergessen. Besucht Euch denn der Herr Secretär noch immer? Zuweilen tobt die Eifersucht in meiner Brust gegen ihn: ich könnte den Menschen vernichten! — aber ich halte es doch für unmöglich, daß Du mich hinter einen Narren und schlechten Kerl zurücksetzen könntest.

»Ueber das Leben und Treiben hier in der

großen Hauptſtadt könnte ich Dir Manches erzählen, was ſich an meinen erſten Brief anſchlöſſe; aber ich kann mir hinter all dem Glanz und Schimmer nichts Rechtes und Tüchtiges denken. Es wird mir mehr unheimlich als froh, wenn ich ſo den ganzen Prunk von Hoheit und Macht an mir vorüberrauſchen ſehe. Deshalb glaube ich auch nicht, daß wahres Leben dahinter ſteckt. Es wird wohl nur Alles todte Maſchinerie ſein, wie die Couliſſen auf dem Theater. Ins Theater gehe ich des Sonntags immer, wenn ein Schiller'ſches Stück geſpielt wird, und ich habe ſchon ſo oft gewünſcht, daß Du einmal mit mir den Don Carlos oder Cabale und Liebe ſäheſt. Du würdeſt weinen über die edlen herrlichen Menſchen, welche die Bosheit zu Grunde richtet. Sieh doch, daß Du die Stücke von Schiller zu leſen bekommſt: Du wirſt ihn lieben und bewundern.

»Mein liebes, liebes Aennchen, ich harre mit der ungeduldigſten Sehnſucht der Zeilen, die mir von Deiner Liebe und Treue reden. Ich weiß, daß Du nicht wanken wirſt, und doch verlangt es mich immer neu, die Gewiß-

heit meines Glückes von Dir zu hören. Nie werde ich aufhören, mit allen heiligsten Kräften der Seele zu sein

Dein

treuer

Wilhelm.«

Wilhelm war glücklich in dem Gedanken, daß sein Mädchen sich an seiner Arbeit erfreuen, daß sie ihm auch wohl in einigen Zeilen ihren Dank ausdrücken werde. Statt dessen aber erhielt er nach einigen Wochen einen Brief folgenden Inhalts:

»Ich schicke Ihnen den Brief und das Machwerk zurück, welches Sie sich erdreistet haben an meine Tochter zu richten. Was bilden Sie sich ein, junger Mensch, Ihre Augen auf die Tochter eines königlichen Beamten zu werfen! Ich habe meine Tochter zu etwas Besserem als für eine schmutzige Schlosserwerkstelle erzogen. Daß Sie dieselbe zum Ungehorsam gegen mich verleiten wollten, sieht einem Menschen Ihrer Erziehung ganz ähnlich. Sie werden aus dem Gesagten

hinlänglich entnehmen, daß wir uns für alle Zukunft Ihr Geſchreibſel verbitten.

Annette Hellmann,
verwittwete königl. Steueraſſiſtentin.«

Wilhelm war in innerſter Seele empört über den Hochmuth der Frau und zugleich betrübte es ihn zu denken, wie bittere Stunden er ſeinem lieben Aennchen bereitet habe. Um ſo glücklicher war er, als er einige Tage nachher einen zweiten Brief erhielt. Sein Aennchen ſchrieb ihm:

»Ganz heimlich und in Eil, mein geliebter Wilhelm! Es war ein unglücklicher Zufall, der Deinen Brief und Dein liebes Geſchenk in die Hände meiner Mutter brachte. Aber ich habe den Brief geleſen und Deinen lieben Namen geküßt; ich weiß nun wieder, daß Du mich noch liebſt, und mehr bedarf mein Herz nicht. Mich ſchmerzt nur, daß Du Dich über der Mutter Schreiben wirſt betrübt haben. Doch laß das gut ſein! Die Mutter will doch nur mein Beſtes. Dazu aber, mein Wilhelm, daß ich aufhören ſollte, Dich zu lieben, wird ſie mich nie bewegen. —

Der Herr Secretär hat kurz nach Dir unſer Städtchen verlaſſen. — Mit tauſend Küſſen legt ihr Haupt an Deine Bruſt

Deine Anna.«

Mit der Ueberzeugung, daß ſein Mädchen ihm treu bleibe, dünkten Wilhelm alle übrigen Hinderniſſe bedeutungslos. Er zweifelte nicht, ſie zu beſiegen, wenn die Zeit gekommen, an der eigenen Eſſe das Feuer zu ſchüren. Dazu ſollte noch Manches erlernt werden. Aber ſein redliches Streben für den Zweck wurde ſchon nach wenigen Monaten unterbrochen.

Viertes Kapitel.

Die Zeit der jährlichen Aushebungen zum Militärdienst war da; auch Wilhelm hatte das erforderliche Alter erreicht. Er war hoch und kräftig gewachsen, so ganz eine Gestalt für die Gardemontur. Er sah sich zwar sehr ungern herausgerissen aus der kaum begonnenen Bahn der Vervollkommnung in seinem Handwerk; doch begriff er, daß das Vaterland ein Recht habe, die Dienste seiner Kinder zu fordern.

»Gewiß,« sagte der alte Meister auf diese Bemerkung Wilhelms, »gewiß hat das Vaterland dazu ein Recht. Aber worin werden denn Eure Dienste bestehen, mein guter Schlosser? — Ihr werdet von den vielen Millionen, die das Land für unser Heer aufbringen muß, auch

Euern kleinen Theil verzehren; dazu Manches, was Ihr nie brauchen werdet, lernen, und Vieles, was Ihr mit vieler Mühe Euch angeeignet habt, wieder verlernen.«

»Das Land braucht aber ein großes Heer, um seinen Rang in Europa zu behaupten.«

»Dieser unselige Rang! Blüht unser Handel etwa mehr und unsere Gewerbe, haben wir einen höheren Standpunkt in Wissen und Bildung, wenn unsere Gesandten die Protocolle der europäischen Angelegenheiten mit unterzeichnen dürfen? — Ich glaube nicht, und doch zahlen wir dafür jährlich mehr als 20 Millionen Steuern.«

»Aber würde es nicht zu großen Verwirrungen, wohl selbst zu großen Kriegen führen, wenn so plötzlich ein Staat in Europa seine Stellung aufgäbe?«

»Wo Nichts ist, kann Nichts aufgegeben werden. Denn wenn Ihr die Zeitungen läset, so würdet Ihr schon gemerkt haben, daß wir Deutschen überhaupt bei den sogenannten europäischen Angelegenheiten nur zum Schein und Scherz mitreden, und die übrigen Staaten alle

reden eigentlich auch nur, damit die ſo ungeheuer koſtſpieligen Miniſterien der Auswärtigen nicht ganz unnütz erſcheinen. Das Heer ſoll übrigens nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen. Würden wir aber angegriffen und gält' es unſere Freiheit, dann würden wir auch ohne die ungeheuren, koſtſpieligen Vorkehrungen die Mittel finden, unſere Rechte zu vertheidigen. Wir haben das ſchon erlebt.«

»Das Heer, hörte ich oft, iſt die Bildungsſchule der niederen Stände, beſonders des Landmannes.«

»Es möchte wohl noch zu entſcheiden ſein, ob die jungen Kerle mehr Gutes oder Schlechtes lernen; ſo viel iſt aber gewiß, daß die Schwindſucht jetzt in dem Bauernſtande auf eine vorher nie geſehene Weiſe um ſich greift. Ich weiß es nicht, aber vielleicht iſt das die weſentlichſte Folge der Anſtrengungen, denen der junge Körper im Militärdienſt unterworfen wird. Wenn es übrigens unſeren Herren um die Bildung der niederen Stände wirklich ſo Ernſt iſt, dann könnten ſie mit 10 Millionen der jährlichen Militärausgaben ganz andere

Dinge erreichen, als mit den 20 und einigen Millionen, die sie jetzt brauchen, und dabei müßte das Land in denselben, ja in einen besseren Vertheidigungszustand kommen, als der jetzige ist.«

»Da könnten Sie sich um das Vaterland verdient machen, wenn Sie das Geheimniß mittheilten.«

»Spottet nur! aber nehmt einmal an, daß 10 Millionen jährlich verwendet würden, um nach und nach auf jedem Dorfe auch Schulen für Turnen, Exerciren und Handhaben jeder Waffe einzurichten. Die Knaben würden schon frühe angehalten, diese Schulen zu besuchen, und die Jünglinge setzten ihre Uebungen vielleicht nur des Sonntags Nachmittags fort: was für ein tüchtiges, kräftiges Geschlecht von Männern würde uns erwachsen! Und die Männer laßt dann jährlich ein Mal zu größeren militärischen Uebungen zusammenkommen: dürfte solchem Heere das Vaterland nicht zuversichtlicher die Vertheidigung seiner Ehre und Freiheit überlassen, als dressirten Maschinen? — Uebrigens ist ein ähnlicher Plan schon in der besten deut-

ſchen Kammer, in der badenſchen in Anregung gebracht.«

»Lieber Meiſter, wenn derſelbe ausführbar oder erſprießlich wäre: Männer, die mit allen Rückſichten vertraut ſind, die den Zweck und die Bedeutung unſeres Heerweſens genau kennen, hätten längſt an ſeiner Ausführung gearbeitet; da er ſo beifallswerth erſcheint.«

»Schwierigkeiten in der Ausführung wird der Plan wohl bieten; aber deshalb muß man Muth haben, und was man nicht haben muß iſt Furcht vor Revolutionsgeſpenſtern! Uebrigens wäre auch jeder andere Plan gut, der uns aus einem Zuſtande befreite, in welchem wir uns ſelbſt aufzehren.«

»Die anderen Staaten Europas machen es eben ſo.«

»Das wird ihnen auch zum ewigen Schimpf gereichen! Spätere Jahrhunderte werden kaum begreifen, wie dieſe Staaten, welche ſich rühmen, auf den Höhepunkten der Cultur zu ſtehen, deren Bewohner alle Nichts wünſchen als gegenſeitig Friede und Freundſchaft — wie dieſe cultivirten Staaten doch, gleich Barbaren, ein-

ander drohen, ſich vor einander fürchten, und ungeheure Kräfte opfern, nur weil ihnen das gegenſeitige Vertrauen auf Rechtlichkeit fehlt. Das ſind die Früchte eines eben ſo koſtſpieligen als ſchlechten Gewerbes, das ſie, glaub' ich, die Diplomatie nennen. Wenn aber ein ſtehendes Heer ein nothwendiges Uebel wäre, ſo ſagt mir doch, lieber Schloſſer, warum Ihr drei Jahre dienen müßt, während die Söhne aus den beſſeren Ständen nur zu einem Jahre verpflichtet ſind?«

»Sie ſind gebildeter, faſſen jeden Unterricht leichter, ſind alſo auch militäriſch leichter einzuüben.«

»Lieber Schloſſer, wie gutmüthig Ihr ſeid! Glaubt Ihr nicht, daß Ihr und tauſend Andere, die mit Euch drei Jahre dienen müſſen, das Exercitium eben ſo leicht erlernt, als jene hundert Einjährigen? — Der wahre Grund des Unterſchiedes liegt darin: man will den Satz aufrecht erhalten, daß alle Bürger des Staates gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben. Aber man mag von der zarten Jugend der vornehmeren Stände nicht fordern, daß ſie im ſtrengen Dienſt drei Jahre zubringen. Und freilich wäre das

für ſie ſehr hart; aber es iſt nicht minder hart für tauſend Andere, die den Dienſt eben ſo raſch erlernen und nur die Härte erdulden müſſen, weil ſie arm ſind.«

Trotz des Meiſters Worten trat Wilhelm in ſeine Caſerne mit dem Vorſatz ein, auch in dieſem neuen Verhältniſſe alle ſeine Pflichten redlich zu erfüllen. Unangenehm berührte ihn indeſſen ſogleich, daß er in ſeinem nächſten Vorgeſetzten einen alten Bekannten erkennen mußte. Der ehemalige Secretär Krüger befehligte als Viceunteroffizier die Corporalſchaft, der Wilhelm zugetheilt wurde. Ein hämiſch lächelnder Blick des Unteroffiziers ſagte Wilhelm, daß derſelbe auch ihn ſehr wohl wiedererkenne. Aber mit dem Vertrauen, daß Einem ſelbſt der Teufel Nichts anhaben könne, wenn man ſeine Pflicht erfülle — kämpfte der junge Soldat die aufſteigenden Befürchtungen nieder. In den erſten Wochen hatte Wilhelm wenig mit ſeinem Unteroffizier zu ſchaffen; denn Krüger gehörte nicht zu den Exercirmeiſtern. Bei dieſen ſtand Wilhelm bald vor allen Anderen in Gunſt. Wenn die armen Rekruten, welche

von der Natur mit weniger Gewandtheit begabt, oder unter langjährigen schweren Arbeiten der körperlichen Beweglichkeit beraubt worden — wenn diese nicht nur mit den beschimpfendsten Scheltworten belegt, sondern auch mit Fauststößen im Rücken, Reißen an den Ohren, Kneifen in den Armen aufs Beste bearbeitet wurden, so traf den glücklicher gebildeten Wilhelm kaum ein hartes Wort. Die Einförmigkeit des Exercitiums ergriff ihn zwar bald mit tödtlicher Langweil; indessen wurde er von manchen Uebungen seiner Kameraden dispensirt. Sehr hart aber dünkte ihm die Bestimmung, daß keiner der Rekruten während der Monate ihrer Einübung die Kaserne verlassen durfte, wenn sich nicht etwa ein älterer Soldat erbot, Diesen oder Jenen hinaus zu begleiten. So befanden sich die armen Leute in einer Gefangenschaft von 3—4 Monaten, die kaum milder ist als die Gefangenschaft in einem Strafhause. Wilhelm fragte einen älteren Soldaten um den Grund solcher Härte.

»Was, dummer Dorfteufel! nach Gründen fragst Du? — Hier giebt's keine Gründe als

die Befehle des Vorgesetzten!« — Aehnliche Antworten erhielt der Fragende von anderen Kameraden. Endlich wandte er sich an einen humanen Unteroffizier.

»Mein Sohn,« antwortete dieser, »es ist zwar naseweis, selbst subordinationswidrig, daß Du nach dem Grunde einer Ordre fragst; aber Du bist noch Rekrut, und so magst Du denn an einem Beispiel lernen, daß im Soldatenstande sich Alles auf tiefe Weisheit gründet, und Du gehorchend überzeugt sein kannst, immer das Vernünftigste zu thun. Wenn Du und Ihr Rekruten alle in 3—4 Monaten nicht aus den Kasernen dürft, so geschieht das zur Verhütung eines großen Unglücks. Denn weißt Du schon, wie Du vor allen den Vorgesetzten, denen Du begegnen kannst, die Honneurs zu machen hast? Du bist noch dumm genug, an die Mütze zu fassen, wo Du Front machen solltest, und machst wohl gar Front vor jedem ersten besten Lieutnant. Was wär' das für ein Schimpf für das ganze Regiment!«

»Es wär' aber doch immer kein Unglück

und ſteht mit der Härte unſerer Gefangenſchaft in gar keinem Verhältniß.«

»Was, kein Unglück! Denk' Dir einmal, daß Du vor dem Prinzen unrichtige Honneurs machteſt: was würden Seine Hoheit dem Oberſten für eine Priſe geben! Und der Oberſt rüffelte die Capitains und die Capitains wüſchen uns Unteroffizieren den Kopf, daß der acht Tage lang brennte, und das ganze Regiment bekäme noch einmal ſo viel Püffe und noch einmal ſo viel Arreſt als ſonſt. Du wirſt alſo einſehen, wie nöthig es iſt, die richtigen Honneurs zu machen, und wie nothwendig, daß Ihr in vier Monaten nicht ohne Aufſicht aus der Kaſerne kommt!«

Endlich kam der erſehnte Tag, an welchem die Rekruten in ihre Compagnien eingeſtellt wurden. Die nun beginnenden Uebungen mit dem Bataillon und ganzen Regiment waren zwar etwas anſprechender; aber Wilhelm war nun auch der unmittelbaren Beaufſichtigung des Unteroffiziers Krüger anheimgefallen. Dieſer hörte nicht auf, an dem jungen Soldaten bald Dies, bald Jenes zu tadeln; bald hielt Wilhelm

dieſe, bald jene Schulter zu hoch, und ein derber Fauſtſchlag machte ihm das bemerklich. Seine Waffen und ſeine Kleidung ſchienen dem Unteroffizier nie ſauber genug, und Niemand mußte ſo oft in Paradeanzug vor dem Unteroffizier erſcheinen, als Wilhelm. Er duldete dieſe Behandlung lange Zeit mit Verachtung gegen ſeinen Peiniger. Aber immer mehr ſpürte er, daß auf die Dauer ein ſolcher Zuſtand nicht zu ertragen ſei. Als ihm einſt der Unteroffizier wieder durch einen derben Stoß unter dem Kinn angedeutet hatte, daß er den Kopf mehr herauszuheben habe, führte Wilhelm deshalb Beſchwerde bei dem Feldwebel.

Dieſer hörte ihn an und ſagte dann freundlich zurechtweiſend: »Dummer Kerl, weißt Du noch nicht, daß beim Militär Subordination herrſchen muß! Du biſt ein ſchlechter Soldat, wenn Du nicht die Ueberzeugung haſt, daß ein Vorgeſetzter nie gegen einen Untergebenen Unrecht thun kann. Links um kehrt! marſch!« — So ſah ſich der Kläger hinausgewieſen. Er hätte ſich ſelbſt den Ausgang dieſes Verſuchs vorherſagen können. Denn der Unteroffizier

Krüger arbeitete für den Feldwebel Alles, was schriftlich abzumachen war, und auch bei dem Compagniechef stand derselbe wegen seiner Anstelligkeit und Gefügigkeit in höchster Gunst. Wilhelm hatte sich nie in einer so hilflosen Lage befunden. Er dachte oft an die Lehre seines Vaters: »Es ist schmachvoll Unrecht zu dulden, niederträchtig Unrecht zu thun.« — Er war bisher stolz darauf gewesen, dem Grundsatze nachgelebt zu haben. Auf dies Bewußtsein gründete sich das Gefühl seiner Ehre, und nun wurden ihm die Pfeiler der sittlichen Kraft durch Diener des Staates selbst immer tiefer und tiefer untergraben!

Wilhelms Lage wurde noch übler, als der Unteroffizier auch den Feldwebel, auf Veranlassung jener Klage, gegen den aufsätzigen Soldaten anreizte. Seit dieser Zeit war Wilhelm jedes Mal unter Denen, die zu Strafwachen und zum Nachexerciren aufgeschrieben wurden. So wurde der Grenadier Rolf auch dem Hauptmann als einer der schlechtesten Soldaten der Compagnie bekannt, und deshalb war bald das Haar zu lang, bald zu kurz, jetzt der Czako zu

tief, dann zu hoch, das Gewehr jetzt zu weit nach hinten, dann zu weit nach vorn. Eine Schererei erging über den Grenadier, die ihm den ganzen Dienst so widerwärtig machte, daß ihn nicht mehr jeder Tadel und jede Strafe unverdient traf, wie ehemals. Sein Gemüth wurde dadurch immer tiefer erbittert, besonders gegen seinen Unteroffizier. Nur mit Aufbietung aller Besonnenheit konnte er sich gegen die Mißhandlungen desselben in den gesetzmäßigen Schranken halten. Doch als er einst durch wiederholte Schimpfreden schon aufs Tiefste verletzt worden, und der Unteroffizier endlich noch nach seinem Ohr griff, rief der aufs Aeußerste Gebrachte: »Wage es nicht noch ein Mal, schändlicher Hund, mich anzutasten!« — Eine drohende Bewegung mit dem Gewehr setzte den Unteroffizier in Schreck und Zittern. Wilhelm wußte, was ihm jetzt bevorstehe; aber er konnte es doch nicht bereuen, sich endlich in menschlicher Weise Luft gemacht zu haben.

Nach kurzer Untersuchung wurde der Angeklagte vor ein Standrecht gestellt. Der Auditeur las die im Laufe der Untersuchung

verhandelten Acten vor; dann fragte er den Angeſchuldigten, ob derſelbe noch Etwas in der Sache oder zu ſeiner Entſchuldigung beizubringen habe.

»Das Geſetz,« erwiderte Wilhelm auf die Frage, »muß vollſtreckt werden: ich kann und will der Strafe nicht entgehen. Auch dem mehrfachen Zeugniß der Acten, das mich einen läſſigen, unordentlichen Soldaten nennt, kann ich nicht widerſprechen. Daß ich aber ein ſolcher wurde, iſt die Schuld der Willkür, welcher der gemeine Soldat preisgegeben iſt. Mit dem feſten Entſchluß, meinem Vaterlande und meinem Könige ein braver Soldat zu werden, trat ich unter die Fahne. Eine bange Ahnung aber ergriff mich, als ich in dem Unteroffizier Krüger meinen nächſten Vorgeſetzten erblickte, einen Menſchen, den ich einſt wegen einer Büberei thätlich und beſchimpfend beleidigt hatte. — Das Geſetz, meine Herren Richter, wiſſen Sie, iſt nur ſtreng und die Disciplin nur eiſern gegen den Gehorchenden. Der Obere kann die Macht dieſer blutigen Geſetze, im Dienſte ſeiner perſönlichen Leidenſchaften, furchtbar walten laſſen:

der Soldat iſt unbedingt dem Gebot und ſelbſt der Willkür ſeines Vorgeſetzten unterworfen! Das iſt eine beklagenswerthe, von unſerer Heereseinrichtung untrennbare Nothwendigkeit. Die Plackereien, die Mißhandlungen, welche ſie einem gewiſſenloſen Vorgeſetzten gegen mich zu üben geſtattete, haben mir den Dienſt verhaßt, mich ſelbſt zu einem ſchlechten Soldaten gemacht. Daß ſie nicht auch mein Gefühl abgeſtumpft, daß meiner Seele noch die Fähigkeit blieb, in Empörung aufzuflammen und meinen Peiniger zu ſchrecken: deſſen freue ich mich! In dieſer Freude werde ich jede Strafe ertragen, die mich trifft.«

Wilhelm hatte dieſe Worte mit einer ſo feſten Ruhe, und doch ſo aus der innerſten Ueberzeugung geſprochen, daß ſie ihre Wirkung auf die Richter nicht verfehlten.

Als der Angeſchuldigte abgetreten war, gab der Auditeur eine kurze Ueberſicht der abzuurtelnden Sache und trug ſelbſt auf das niedrigſte Strafmaß an; da es unzweifelhaft ſcheine, daß der Angeklagte zur That ſchwer gereizt worden.

Die Geſchwornen traten, indem jede Rang-

classe nach kurzer Berathung ihre Stimme abgab, der Meinung des Auditeurs bei.

Bei Publication des von dem Regimentscommandeur bestätigten Erkenntnisses überraschte den Verurtheilten selbst der nur auf zwölf Tage verhängte Mittelarrest.

Die Strafzeit verlief in der einsamen Zelle, auf dem harten Lager von Bretern trüb genug. Besonders beunruhigte den Gefangenen der Gedanke, daß es zwischen ihm und seinem Unteroffizier ohne Zweifel noch zu ernsteren Auftritten kommen, und er doch jedes Mal die Folgen dessen werde zu büßen haben. Um so freudiger war er überrascht, als er bei seiner Meldung vom Arrest die Mittheilung durch den Feldwebel erhielt, daß er nicht nur von seiner Corporalschaft, sondern selbst von seiner Compagnie versetzt sei. Dies hatte der Präses des Standrechts, ein Capitain, in menschenfreundlicher Vorsorge bewirkt.

Wilhelm hatte so durch seine Strafe am Ende nur gewonnen. Entgangen aber war ihm darüber die Hochzeitsfeier seines Freundes mit Jettchen. Franz hatte Jettchens Liebe gewonnen.

Ihre Verwandten, die nicht so gar sehr Theil an ihrem Geschicke nahmen, hatten in ihre Verbindung gewilligt. Franz hatte sich als Meister etablirt, und Wilhelm sah das befreundete Paar in einem beneidenswerthen Glücke. Wie fern lagen dagegen seine schönsten Hoffnungen!

Er war in seine neue Compagnie mit der Erwartung eingetreten, daß ihm nun, unter günstigeren Bedingungen, der Dienst Neigung abgewinnen werde. Aber Wilhelm, wenn auch nicht für höhere menschliche Bestrebungen entwickelt, hatte doch den Sinn für das Nützliche, wie alle gesunde und tüchtige Naturen, selbst wenn ihnen auch keine bedeutsameren Gesichtsweiten eröffnet wurden. Deshalb beklagte er die schöne Zeit, welche er nutzlos, gleichsam mit einem langweiligen Spiel verbringen mußte. Ist es nicht genug, die Handhabung der Waffen und das ganze Exercitium soweit erlernt zu haben, um kampfgerecht zu stehen, wenn das Vaterland einst ruft! Wozu jetzt noch das Scheren und Plagen mit tausend Kleinigkeiten! — Auf der Parade freilich bilden die dressirten und geputzten Leute eine muntere Erscheinung, doch keine

andere, als etwa wohl abgerichtete Affen und zierlich verſchorene Pudel auch. Der Vergleich hatte für Wilhelms Gefühl etwas Empörendes, aber er mußte ihn jedes Mal machen, ſo oft Paraden und Revüen ihn ihre Nichtigkeit empfinden ließen. Wenn er nun vollends dem Einüben der Rekruten zuſah, wenn er ſah, wie die Armen, denen Natur und ſchwere Arbeit größere Ungeſchicklichkeit auferlegt, mißhandelt wurden, wie ſie dann daſtanden mit verbiſſenem Ingrimm und das menſchlichſte Gefühl — gegen Unrecht und Schmach zu proteſtiren — verſchließen mußten: dann fluchte er dem ganzen Soldatenweſen. Es iſt der ſchmutzigſte Lappen von dem ſchmutzigen Kleide jener großen Staatskünſtler, welche die Menſchen nur als Kräfte ihrer Maſchine kannten und berechneten.

Bei dem letzten großen Manöver widerfuhr Wilhelm eine Ehre, die ihn mit den mehrjährigen Plackereien des Dienſtes hätte vollkommen ausſöhnen ſollen; aber ihm fehlte ſchon das kindliche Gemüth, um jene Ehre ganz zu würdigen.

Es war zur Raſt geblaſen; die Regimenter

hatten ſich am Saum eines Waldes in bunten Gruppen gelagert. Die blanken Waffen, wie ſie in der Sonne blitzten, die farbigen Uniformen, die zwiſchen dem grünen Laub hindurchſchimmerten, die kräftigen Geſtalten der Krieger, welche hier fröhlich lachten, dort eifrig ſtritten, dort wieder, in der behaglichſten Ruhe hingeſtreckt, ihr einfaches Mahl einnahmen — das Alles bot ein großartiges und höchſt belebtes Bild. Der Fürſt und die Fürſtin mit ihrem Gefolge überblickten von fern her das bunte Getümmel; dann ſtiegen ſie ab und durchſchritten zu Fuß die Reihen der Lagernden. An Wilhelms Regiment gekommen, ſtanden ſie ſtill, um von dort aus die Gruppen zu überſchauen, welche auf einer Lichtung des Waldes lagerten. Da trat ein zierliches Hoffräulein an Wilhelm heran, indem ſie ſagte: »Schmeckt's, Grenadier?« —

»Das kann's wohl,« erwiderte Wilhelm, »wenn man ſo abgetrieben wird, wie wir.«

»Das Brot ſcheint ſehr gut,« fuhr Jene fort.

»Für die Liebhaber recht gut, ſonſt hab' ich's ſchon beſſer gegeſſen,« entgegnete der Grenadier; während die Offiziere und Hofleute

zitternd bald auf den groben Redner, bald auf den Fürsten sahen, der, in der Nähe stehend, jedes Wort vernahm.

»So lassen Sie einmal kosten,« hob das Fräulein wieder an.

»Wenn Sie hungrig sind, steht mein ganzer Vorrath zu Diensten,« sagte Wilhelm, indem er Brot und Messer hinreichte. — »Wenn Sie aber nur so eine kleine Neugierde befriedigen wollten, dann wär's Schade um die liebe Gottesgabe! Man könnte einen Armen mit derselben speisen.«

Die nahestehenden Herren warfen zornige Blicke auf den frechen Schwätzer, dessen Worte die Dame überhört zu haben schien, während sie ein zierliches Butterschnittchen aus dem groben Commisbrot bereitete.

»Was treiben Sie da, liebe Bodenfeld?« fragte die Fürstin hinzutretend. — »Ah! das sieht ja sehr appetitlich aus. Lassen Sie doch kosten.«

Dem Beispiele der Fürstin mußten auch die übrigen Damen folgen, und die alten Burschen von Grenadieren sahen sich mit einem Male

von den zarten Nymphen des Hofes umschwebt, die an ihrem Mahle Theil nahmen, als wären sie wirklich auch nur Menschen. Die Damen aber kauten nicht ohne Ueberwindung das grobe Brot hinunter, während die Eine es immer noch delicióser fand als die Andere; denn der Fürst hörte das gern. Die Soldaten indessen ringsumher jubelten laut auf über die Herablassung der hohen Herrschaften.

Als diese sich wieder entfernt, bemerkte Wilhelm zu seinen Kameraden: »Vor zwei Jahren haben wir dieselbe Geschichte erlebt, und ich jubelte mit, wie Einer. Damals wußte ich weder zu schätzen, welche Geistesgröße bei den Herrschaften dazu gehört, sich zu Menschen unserer Art herabzulassen, ohne sich dadurch zu beschmutzen, noch hatte ich scharfen Blick genug, um die bittersüßen Mienen zu bemerken, mit denen sie die ungewohnte Kost hinunterzwingen. Warum sie es aber nur thun?«

»Das will ich Dir sagen, Rolf,« sprach ein naseweiser Bursche. — »Indem die vornehmen Herrschaften die geringe Kost essen, beweisen sie uns, daß dieselbe für uns doch über-

mäßig gut ſei, und dann ſchmeckt ſie uns auch ſogleich beſſer. Du ſiehſt alſo: Menſchenliebe, reine Menſchenliebe ſteckt in der Herablaſſung der hohen Herrſchaften. Ich laſſe mich auch zuweilen herab, z. B. zu dem Hund unſeres Hauptmannes, zu der Wirthſchafterin unſeres Feldwebels, zu unſerer alten Marketenderin und zu anderen nützlichen Creaturen.

Fünftes Kapitel.

Endlich war die Zeit des läſtigen Dienſtes abgelaufen. Wilhelm hatte ſich ſchon vor ſeinem Austritt um Arbeit beworben, und ſein früherer Meiſter nahm einen ſo tüchtigen Geſellen ſehr gern wieder in ſeine Werkſtätte. Die Wohnung ſchlug er bei ſeinem Freunde Franz auf. Dieſer befand ſich in einer traurigen Lage, nicht ganz ohne ſeine Schuld. Seine Liebe für feine und kunſtvolle Arbeit hatte ihn verleitet, die geſchmackvollſten und ſauberſten Sachen anzufertigen. Aber wer kauft von einem Tiſchler? — Die großen Möbelmagazine bieten eine reichere und leichtere Auswahl. Für dieſe müſſen die Tiſchlermeiſter arbeiten und ſich die Preiſe gefallen laſſen, welche ihnen der reiche

Kaufmann ſetzt. Da kann nur der Meiſter beſtehen, welcher ſchlechte Arbeit mit glänzendem Schein liefert.

Was Wunder alſo, daß Franz immer weiter in ſeinen Vermögensumſtänden zurückkam, und damit auch immer mehr dem Drucke der Händler verfiel, wie das Hunderten von armen Tiſchlermeiſtern in den großen Städten ergeht. Am Sonnabend — und das wiſſen die Händler — müſſen ſie um jeden Preis losſchlagen, um nur die Gehilfen auszahlen zu können. Das eigene Vermögen war nicht nur hinweggerafft, auch Schulden drückten bald den armen Franz. Als endlich einige Gläubiger auf Bezahlung drangen, vor Gericht klagten und ihn auspfänden ließen, da brach die Noth von allen Seiten herein. Franz rettete aus dem Schiffbruch ſeiner Habe Nichts als Weib und Kind, die er ſo zärtlich liebte, daß ihm das Glück ſeines Lebens immer noch groß genug dünkte. Er arbeitete nun wieder als Geſelle, und ſeine Geſchicklichkeit und ſein außerordentlicher Fleiß ſchafften wenigſtens ſo viel, um die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Wilhelm, dem von der

kleinen Wohnung die Kammer abgetreten worden, verwendete seine geringen Ueberschüsse gern für den gemeinschaftlichen Nutzen, und so genoß die Familie eines äußerlich genügenden und durch die Liebe der Gatten selbst reichen Glückes. Aber noch schwebte eine Klage gegen Franz. Vergebens bemühte er sich, den Herrn Buchmann zu überzeugen, daß er seine Schuld längst getilgt; und der Richter mußte ihn zur Zahlung verurtheilen, da er keine Quittung aufzuweisen hatte. Kurz vorher war seine Gattin zum zweiten Male entbunden, und die Kosten dieses Ereignisses hatten alle Hilfsquellen erschöpft. Franz bat den Gläubiger um Nachsicht, um Aufschub: vergeblich! Als die Execution in das Eigenthum erfolglos vollstreckt worden, trat wenige Tage später der Gerichtsbote ein und wies einen Verhaftsbefehl vor. Franz starrte den Mann einen Augenblick mit stummen Entsetzen an, dann rief er in auflodernder Verzweiflung: »Es ist nicht möglich: man kann mich nicht hinwegreißen von Weib und Kind: sie müßten elend verschmachten!«

Jetzt wurde die Frau inne, um was es sich

handele. Sie ſchlang die Arme um den Hals des geliebten Gatten; ſie hielt ihn feſt, als könne ihre Kraft das furchtbare Drohen abwenden; und indem ſie bittend zu dem ſtarren Vollſtrecker des Geſetzes emporblickte, rief ſie unter Thränen: »Sie werden den Mann, den Vater, nicht den hilfloſen Seinen rauben!«

Der Mann des Gerichts entſchuldigte ſich mit dem ſtrengen Gebot ſeiner Pflicht. Franz glaubte der Nothwendigkeit gehorchen zu müſſen; aber ſein Auge fiel auf den Säugling. Da brach die laute Verzweiflung aus. Krampfhaft ſchloß er das kleine Weſen in ſeine Arme; er badete es in ſeinen Thränen, während die Mutter das Knie des Gerichtsboten umklammerte und Erbarmen flehte. Es war ein herzzerreißender Augenblick. Der Gerichtsbote aber blieb kalt: er war an Scenen der Art gewöhnt, und ernſt mahnte er den Vater, ihn nicht länger unnütz aufzuhalten. Franz legte ſein Kind nieder, küßte ſein Weib, das immer noch mit emporgeſtreckten Händen kniete, auf die Stirn und war im Begriff, willenlos, gedankenlos ſeinem Führer zu folgen. Da ergriff Wilhelm,

der bisher in der schmerzlich wildesten Aufregung dagestanden, plötzlich den Arm des Freundes, den er mit raschem Zuge in die geöffnete Kammer führte. Der Gerichtsbote sprang dazwischen: er wollte sich die Beute nicht entreißen lassen; Wilhelm aber schleuderte ihn mit kräftigem Arm zurück, indem er ausrief: »Unmensch, der um elenden Sold jedes bessere Gefühl verleugnet, weich' aus meinen Augen, oder meine Faust zermalmt Deinen Schädel!«

Mit glühenden Augen und aufgehobenem Arme stand er zwischen seinem Freunde und dem Schergen des Gerichts. Obgleich angegriffen, blieb dieser doch ruhig und machte vernünftige Vorstellungen; Wilhelm aber forderte mit wilden Worten, daß er das Zimmer räume, und drohte Tod und Verderben, wenn er sich je wieder blicken lasse. Nun ging der Mann mit der Versicherung, daß er für sein beleidigtes Amt Genugthuung suchen werde. Wilhelm in seiner Aufregung achtete nicht der Drohung; er sprach den unglücklichen Gatten Muth und Hoffnung ein; er wollte Hilfe schaffen. Geraden Wegs eilte er zu seinem Meister. Dieser, ein

wohlhabender Mann, saß eben beim Kaffee und dampfte aus dem großen Meerschaumkopfe behaglich seinen Kanaster.

»Guten Morgen, Rolf!« — rief er dem fleißigen Gesellen entgegen. — »Was bringt Ihr Gutes?«

»Nichts Gutes, Herr Meister.«

»Oho! Das wäre schlimm!«

»Ja wohl!«

»Na, dann nur heraus damit: redet!«

Wilhelm erzählte von seinem Freunde Franz, von dessen trübem Geschicke und dem eben erlebten Vorfall.

»Ja,« sagte der Meister, »das ist wirklich schlimm. Da habt Ihr Euch in einen üblen Handel begeben, Rolf, und es wird wohl Alles Nichts helfen: Ihr werdet brummen müssen. Aber schadet Nichts; soll Euch Nichts verschlagen: ich nehme Euch wieder, sobald Ihr loskommt.«

»Was mit mir geschieht, Herr Meister, ist mir ziemlich gleichgiltig; aber mein Freund Franz?« —

»Der wird freilich auch brummen müssen,

wenn er nicht bezahlen kann: Gerechtigkeit muß sein.«

»Ist das Gerechtigkeit, einen Menschen so zu Grunde zu richten, daß er vor Gram und Kummer siech und elend wird, seine Familie an den Bettelstab kommt, an Seel' und Leib verdirbt und am Ende der Stadt zur Last fällt! Wem kann dadurch gedient sein, als der häßlichsten, rachsüchtigsten Bosheit?«

»Rolf, Ihr versteht das nicht: Gerechtigkeit muß sein.«

»Aber ist es denn Gerechtigkeit, Elend, unsägliches Elend zu bereiten?«

»Rolf, ich sage Euch, Ihr versteht das nicht: Gerechtigkeit muß sein!«

»Nun gut, Herr Meister! ich will auch Gerechtigkeit schaffen und rechne dabei auf Ihre Hilfe: schießen Sie mir 50 Thaler vor! In anderthalb Jahren habe ich die Schuld abgearbeitet, und Sie haben ein gutes Werk gethan.«

»Rolf, ich habe Euch immer für einen verständigen Menschen gehalten; aber erst hetzt Ihr Euch die Gerichte auf den Hals und gleich hinterher wollt Ihr die Dummheit begehen, funfzig

Thaler an ein Lumpenpack zu leihen. Und wer ſoll mir denn die drei Thaler wöchentlich für Euch abarbeiten, wenn Ihr im Loche ſitzt?« —

»Aber haben Sie doch Mitleid, Herr, mit dem armen Weibe, mit den elenden Kleinen!«

»Ich habe Nichts zum Fortwerfen! und wenn Eure Leute da nicht untergehen ſollen, wird Gott ſchon für ſie ſorgen. Nun laßt das dumme Zeug gut ſein, und geht an Eure Arbeit! Macht nur den Griff an dem Feuerſchürer recht ſauber: er iſt für eine gnädige Frau.«

Wilhelm ſtand noch einen Augenblick, als könne er nicht gehen ohne einen beſſeren Beſcheid; aber der Meiſter zeigte ihm eine ſo feſte, entſchiedene Miene, daß er in ihr einen unabänderlichen Entſchluß leſen konnte.

Wilhelm kehrte am Mittage voll Betrübniß, daß er ſeinem Freunde keine Hilfe brachte, nach ſeiner Wohnung zurück. Groß aber war der Jammer, den er hier fand. Franz war von dem Gerichtsboten aus der Werkſtätte abgeholt worden; Jettchen hatte ſoeben die Nachricht erhalten. Wilhelm ſuchte ſie zu tröſten; aber er konnte doch Nichts verſprechen, als daß er für

ſie und für ihre Kinder alle ſeine Kräfte aufbieten werde: den Gatten, den Vater konnte er ihnen nicht zurückgeben.

»Was meinen Sie,« fragte die geängſtigte Frau, »wenn ich mit meinen armen Kleinen zu Herrn Buchmann ginge, er unſer Elend, unſeren Jammer ſähe: würde er ſich nicht erbarmen?«

Wilhelms Vertrauen auf die Menſchen war, ſeit ihm ſein Meiſter heute ſo unerwartet begegnete, zwar ſehr erſchüttert worden, doch meinte er, der Verſuch könne wenigſtens nicht ſchaden. Er hörte den Erfolg deſſelben am Abende. Herr Buchmann hatte anfangs ſtreng und hart jede Nachſicht verweigert; dann war er aber freundlicher geworden, er hatte bedauert, daß eine ſo hübſche junge Frau an einen ſo leichtſinnigen Mann gekommen ſei, der ſie ins Verderben gebracht. Schon zur Strafe dafür könne er den Schuldner nicht losgeben; aber die Frau ſolle ſehen, wie er keineswegs ein harter, unbarmherziger Menſch ſei: er wolle ſich ihrer und der Kinder annehmen. Wilhelm dünkte das Benehmen des Mannes ſehr ſeltſam, und er ſagte aufgebracht: »Wenn er uns den Franz nicht

freigeben will, braucht er ſich um uns nicht zu kümmern; wir werden auch ohne ihn durchkommen!«

»Wenn er aber erſt,« wandte Jettchen ein, »Theilnahme für uns gefaßt hat, dann erbarmt er ſich auch gewiß unſerer Noth, und er giebt uns den Vater frei.« — Gegen Hoffnungen iſt Nichts einzuwenden, und Wilhelm ließ ſie der armen Frau.

Eine Woche verging. Jettchen hatte täglich ihren Mann beſucht, und Wilhelm fand ſie an jedem Abend trauriger. Denn Franz, eine weiche Natur, erlag faſt ſeinem Geſchick. Er war überzeugt, daß ſein Gläubiger ihn das Jahr hindurch, wie es die Landesgeſetze geſtatteten, im Gefängniß halten werde. Seine ganze Hoffnung ſetzte er auf Wilhelm, der auch ſeinen wöchentlichen Lohn unverkürzt an die Gattin ſeines Freundes gab. So waren Frau und Kinder wenigſtens vor dem tiefſten Elende geſchützt. Auch Herr Buchmann hatte ſeine zugeſagte Hilfe nicht mangeln laſſen. Er war ſelbſt gekommen, hatte ſich ſehr theilnehmend gegen die Frau erzeigt und weggehend ein Geſchenk an

Geld zurückgelaſſen. Wilhelm wußte nicht, was er über ein ſolches Benehmen denken ſollte; doch meinte er, der Mann könne unmöglich guten Herzens ſein, und deshalb ſei es beſſer, ſich ihm nicht zu verpflichten; auch bedürfe man ſolcher Hilfe nicht. Doch bald mußte er anderer Meinung werden. Der Gerichtsbote hatte gegen ihn denunzirt; die fiscaliſche Unterſuchung war eingeleitet, und Wilhelm, der nicht leugnen konnte, ſich thätlich gegen den Beamten vergangen zu haben, wurde zu dreimonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt. Dies Urtheil dünkte Wilhelm dafür, daß er einen Freund in Schutz genommen, empörend hart. In der That! das Geſetz iſt nirgend ſtrenger, als wo es gilt, die Diener der öffentlichen Gewalt zu ſchützen. Und was ſchützt uns gegen die nur zu häufige Roheit und Brutalität dieſer Diener der Macht und gegen ihre Ausſagen auf Amtseid? — Etwa die Heiligkeit des Eides? — Ein verhaßtes Amt kann nie ohne eine ſteigende Verhärtung des Gemüths fortgeführt werden; und wer hätte nicht auch ſchon den Leichtſinn und die Gleichgiltigkeit erfahren, mit denen die unbegründetſten Ausſagen

auf den Amtseid genommen werden? — Und dieſe Ausſagen entſcheiden über unſere bürgerliche Ehre, über unſere Freiheit! — Noch weniger als das Urtheil wollte es Wilhelm gerecht erſcheinen, daß man nicht den Beginn ſeiner Strafzeit hinausſetzen wollte bis zur Loslaſſung ſeines Freundes. Eine Familie ihrer letzten Stütze zu berauben: das hielt er für barbariſch. — Dem Unrecht muß die Strafe folgen. So will es die Gerechtigkeit. Aber furchtbar iſt oft das Mißverhältniß, in welchem die Strafe zu dem Weſen des Verbrechens, zu der ſittlichen Schuld des Verbrechers und zu deſſen beſonderer, perſönlicher Lage ſteht. Wenn wir dies Mißverhältniß nur mit der Unmöglichkeit, den beſonderen Fall beſonders zu beurtheilen, entſchuldigen: ſo ſollten wir auch ferner nie mehr ein Wort von dem hohen Standpunkt unſerer Cultur reden; wir ſollten bekennen, daß wir noch tief in der Barbarei ſtecken und alle unſere Kräfte, unſer Denken und Sinnen darauf zu richten haben, wie wir uns eine wahrhaft menſchliche Bildung erringen. — Die Lage auf der Feſtung an ſich war erträglich: Nahrung und

Kleidung genügten dem nothwendigen Bedürfniß, und die auferlegte Arbeit konnte von einem gesunden Menschen selbst ohne große Anstrengung geleistet werden. Aber Wilhelm theilte sein Zimmer mit 24 Leuten, die größtentheils aus Räubern, Dieben und Betrügern bestanden.

Am Abend des ersten Tages seines traurigen Aufenthaltes an diesem Orte trat ein großer Kerl von wildem Ansehen auf Wilhelm zu, indem er fragte:

»Wie lange, Kamerad?« —

»Drei Monate,« erwiderte Wilhelm.

»Kleiner gemeiner zum ersten Male?« — fragte der Andere.

»Ich verstehe die Frage nicht.«

»Du weißt nicht, weshalb Du hier bist? ha! ha! Brauchst unter uns nicht jüngferlich zu thun! Also unter fünf Thalern hast Du Dich gehalten? — Da hast Du lumpig genug angefangen.«

»Womit?«

»Nun, mit der freien Kunst der langen Finger!«

»Herr, ich bin kein Dieb!« — rief Wilhelm empört.

»Was nicht iſt, kann noch werden,« entgegnete der Andere ruhig. »Dann wohl ſo eine kleine Fälſchung oder Betrug?« — Wilhelm wandte dem Frager verächtlich den Rücken; dieſer aber packte ihn mit ſtarker Fauſt an der Schulter, um ihn höhnend wieder umzudrehen. Doch eher er ſich deſſen verſehen, faßte ihn Wilhelm an der Bruſt, ſtellte ihm das Bein und legte ihn ſo der Länge nach, unter ſchallendem Gelächter der Uebrigen, auf die Erde.

Für Wilhelm hätte aber kein günſtigeres Ereigniß ſich hier zutragen können. Bei dieſen rohen Menſchen verſchaffte körperliche Kraft, Liſt und Schlauheit allein Achtung. Es wagte wenigſtens Keiner mehr, offen gegen Wilhelm aufzutreten. Dennoch litt er genug von ihnen. Ihre Geſpräche drehten ſich nur um Schmutz und Verbrechen. Die Kühnheit oder Schlauheit, mit der dieſe ausgeführt worden, ſtempelten den Thäter zu einem Helden; jede ſittliche Regung war eine Feigheit, eine Niederträchtigkeit. Wilhelm bebte zurück vor der menſchlichen Entartung,

die hier ſo offen zur Schau getragen wurde, daß jedes Wort faſt ein ſittliches Verbrechen war. Und doch waren die Meiſten, wenn Wilhelm mit den Einzelnen ſprach, keineswegs ſo tief verderbt, ja faſt in Allen lebte die Sehnſucht nach einer inneren Reinigung, nach der Befreiung von der Laſt der Sünde und Schuld. Aber wenn es ſchon in dem gewöhnlichen Treiben des Lebens, unter den Mühen des Tages ſo ſelten iſt, daß die Sehnſucht zum Guten und Edlen ſich die Bahn bricht: wie wäre das in dieſem Pfuhle der Unſittlichkeiten möglich? Der Stock und einſames Gefängniß halten die Ausbrüche der wildeſten Roheit wohl im Zaum; aber Nichts leitet den Böſen zur Erkenntniß ſeiner tiefen Entſittlichung, Nichts unterſtützt und kräftigt die guten Entſchlüſſe des Schwachen. Bedauerlich ſind da die Schlechten, weit bedauerlicher die Guten. — Das innigſte Mitleid empfand Wilhelm für einen jungen Bauernſohn. Seine Eltern waren wohlhabend; er hatte eine für ſeinen Stand gute und ſittliche Erziehung genoſſen. Zum Militärdienſt ausgehoben, war er einem boshaften Vorgeſetzten in die Hände

gefallen; und es war ihm wie einst Wilhelm in demselben Verhältnisse ergangen. Aber er hatte, von seinem empörten Gefühl übermannt, den Schurken ergriffen und ihm die erduldeten Mißhandlungen hart vergolten. Zwanzig Jahre unter dem Auswurf der Menschheit zuzubringen, war der Unglückliche dafür verurtheilt, daß er einmal menschlich empfunden. Schon nach wenigen Jahren hatten sich die Zeichen der Verzweiflung auf seiner Stirn, in seinen Augen ausgeprägt; und wenn er nicht in Wahnsinn endet, wird doch das Leben nie mehr ein Freudenlächeln auf seine Lippen locken. So ahndet das Militärgesetz den Augenblick, in welchem der Mensch vergißt, daß er nur Maschine sein soll! — Wer wird es leugnen wollen, daß in unseren Heeren der unbedingte Gehorsam walten müsse? Aber wenn dabei immer wiederholt Erscheinungen hervortreten, die mit der ganzen Denk- und Empfindungsweise der Zeit im schroffsten Gegensatze stehen und unser sittliches Gefühl aufs schneidendste verletzen, so muß es eine ernste Aufgabe der Zeit werden, den Heereseinrichtungen eine Gestalt zu geben, die nicht

im Widerſpruche ſteht mit unſeren Anſchauungen von Gerechtigkeit und Menſchlichkeit.

Wilhelm hatte an Franz einige Male geſchrieben und die Nachricht erhalten, daß er noch immer im Schuldgefängniß ſchmachte, daß aber Herr Buchmann ſich gegen ſeine Familie höchſt menſchenfreundlich bezeige und dieſelbe vor aller Noth ſchütze. Der gute Franz konnte ſich die ſonderbare Weiſe des Mannes eben ſo wenig erklären, als Wilhelm. Für dieſen ſchlug endlich der Tag der Freiheit, als der Unmuth über ſeine Lage ſchon die verzweifelnde Höhe erreicht hatte. Zu dem Unwillen über die Roheit ſeiner Kameraden hatte ſich bald das drückende Gefühl der verlornen Freiheit geſellt, und nicht minder peinigte ihn der Gedanke an die Schmach ſeiner Strafe.

Sechstes Kapitel.

Wilhelm verließ den schrecklichen Ort, wo er das Härteste erduldet, was das Leben ihm bisher geboten, mit der festen Hoffnung, denselben nie wieder zu betreten. Als er das dunkle Thor der Citadelle hinter sich hatte und die Gräben und Wälle, als er über die freie, weite Ebene hinblickte und zu dem blauen Himmel empor: da füllte sich sein Auge mit Thränen — des Schmerzes, der Freude. Der Staub fiel von seiner Seele und das Herz ging auf für jedes gute, edle Empfinden. Was er auch mochte erlitten und erduldet haben: es lag überwunden hinter ihm, und die Welt war wieder schön! — Am Abende stand er vor der Thür, wo er eine freundliche Aufnahme erwartete.

Erst nach wiederholtem Klopfen wurde ihm geöffnet. Jettchen, die Gattin seines Freundes, war mehr überrascht als erfreut, ihn wiederzusehen. Wilhelm in seiner Freude wurde dessen erst inne, als sie auf seine Frage nach Franz und nach den Kindern nur halbe, verwirrte Antworten gab. Er dachte nicht weiter über den Grund nach und wollte in seine Kammer gehen. Jettchen machte eine Bewegung, wie um ihn daran zu hindern, aber schon hatte er die Thür geöffnet. Da stand ein fremder Mann vor ihm.

»Haben Sie etwa meine Kammer anderweit vermiethet?« fragte Wilhelm.

»Ach, nein,« erwiderte Jettchen verlegen, »es ist Herr Buchmann.«

Dieser schien Wilhelm gar nicht zu beachten, nahm seinen Hut und sagte zu der Frau: »Ich komme nächstens wieder, um die Sache weiter zu besprechen.« Jettchen leuchtete ihm die Treppe hinunter, und durch Wilhelms Kopf fuhr der erste Gedanke des Mißtrauens gegen die Gattin seines Freundes. Ihre Verlegenheit und Einsilbigkeit war nicht geeignet, seinen Argwohn zu bekämpfen.

Am folgenden Morgen ging Wilhelm sogleich zu seinem Meister, der ihn mit freundlichem Gesicht und mit den Worten empfing: »Guten Morgen! Rolf. Ist's gut bekommen? — Ihr werdet nun eingesehen haben, daß Gerichtsdiener für das arme Pack nöthig sind, und Ihr werdet sie in Zukunft bei ihrer Amtsübung nicht mehr stören.«

Wilhelm erwiderte auf diese weisen Bemerkungen Nichts, sondern fragte nur, ob er in die Werkstelle gehen könne.

»Heute noch nicht, Rolf. Euer Platz ist besetzt, und ich muß erst einen neuen für Euch einrichten; aber morgen früh könnt Ihr gleich anfangen.«

Wilhelm benutzte die freie Zeit, um seinen Freund zu besuchen. Mit Thränen in den Augen fiel ihm Franz um den Hals. »Du guter Mensch,« sagte er, »wie kann ich Dir je vergelten, was Du für mich ertragen!«

»Wenn es Dir nur geholfen hätte!« erwiderte Wilhelm, »aber ich muß Dich ja noch an diesem verdammten Orte treffen!«

Franz zuckte betrübt mit der Schulter, in-

dem er ſagte: »Ich hoffe von Tag zu Tag auf meine Freiheit.«

»Ich fürchte ſehr, Dein Hoffen ſei vergebens, guter Franz.«

»Das wäre ſchrecklich! Aber wenn ich die Meinen wieder unter Deinem Schutze weiß, werde ich wenigſtens leichter mein Loos ertragen, in welchem auch mein Jettchen mir ſo redlich zur Seite ſteht. Ein treuer Freund iſt ein großes Gut, aber die Treue und Liebe eines Weibes iſt doch der köſtlichſte Schatz des Mannes. Ohne ſie müßte ich jetzt verzweifeln. Täglich beſucht ſie mich, und wie ſich das Gefühl unſerer innigen Liebe in der Bruſt immer neu beſtärkt, ſo erhebt ſich auch wieder die Hoffnung auf eine ſchöne Zukunft.«

»Die möge Dir werden!« wünſchte ihm Wilhelm mit einem treuen Händedruck, ohne ſich der Befürchtung erwehren zu können, daß eine ſchmerzliche Täuſchung den Freund einſt aus dem Wahne ſeines Glückes aufrütteln könnte.

Von dieſem Gedanken angeregt, kam er nach Hauſe. Er fand die Thür wieder verſchloſſen, und keine Antwort erfolgte auf ſein

Klopfen; doch meinte ſein wacher Argwohn drinnen wispernde Stimmen zu vernehmen. Er wollte ſich Gewißheit verſchaffen. Deshalb ging er die Treppe nur um einige Stufen hinunter und ſetzte ſich hier nieder. Eine Viertelſtunde, die ihm der unruhige Sinn weit verlängerte, mochte er geharrt haben, als die Thür ſich leiſe öffnete. Eben ſo leiſe erhob ſich Wilhelm auf ſeinen Zehen. Er ſah Jettchen einen ſpähenden Blick über den Flur werfen, und dann zur Thür hineinwinken. Herr Buchmann trat hervor, legte noch raſch den Arm um den entblößten Nacken des ſchönen Weibes, um in einem langen, wollüſtigen Kuß Abſchied zu nehmen. Jetzt hielt ſich Wilhelm nicht länger. Zornübermannt ſprang er hervor, und hatte den Verführer ſchon am Kragen gepackt, um eine Gewaltthat zu begehen, als es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß er dadurch Nichts verbeſſere, wohl aber auf's Neue mit dem Geſetz zerfallen könne. Er führte den Herrn Buchmann nur zur Treppe, indem er mit noch immer wild funkelnden Augen ſagte: »Jetzt mögen Sie noch ein Mal die Treppe hinunter

gehen; treffe ich Sie wieder, elender Menſch, dann wird es Sie gewiß gereuen, das Glück einer Familie mit niederträchtigen Künſten zerſtört zu haben!«

Zitternd ſchlich Herr Buchmann davon; während Wilhelm ſich zu Jettchen wandte, die mit erbleichendem Antlitz dageſtanden. Sein zorniger Blick traf ſie vernichtend. In laute Thränen ausbrechend, klagte ſie: »O, ich unglückliches, unglückliches Weib!«

»Aber eben ſo ſchlecht als unglücklich,« ſagte Wilhelm im ſchneidenden Tone.

»Sie haben ein Recht mich zu verachten, und doch, doch —« ſchluchzte ſie das Geſicht verhüllend.

»Die ſchändliche Verrätherin an der Ehre ihres Mannes, die feile Buhlerin, darf ſie etwas Anderes fordern?« fragte Wilhelm ſtreng.

»Ob ich den Schimpf verdiene, darüber ſteht meinem Manne nur das Urtheil zu; ich gehe es zu empfangen!«

Mit der Miene eines gerechtfertigten Unwillens hatte ſie ſich erhoben, und war im Be-

griff das Zimmer zu verlaſſen. Wilhelm vertrat ihr den Weg.

»Was wollen Sie thun?« ſagte er, »den Mann noch unglücklicher machen, als er ſchon iſt, ihn in Verzweiflung ſtürzen?«

»Er wird dann auch hören, daß ich ihm das ſchwerſte, unſeligſte Opfer gebracht, welches der Mann vom Weibe fordern kann!«

»Verſtehe ich Sie recht, Frau? nicht ſchnöde Luſt hätte Sie in die Arme jenes Menſchen geführt?«

»Ich haſſe, ich verachte ihn aus tiefſter Seele. Er empfing den Preis für die Freiheit meines Mannes.«

»Entſetzlich! empörend!« rief Wilhelm, deſſen Verachtung gegen das unglückliche Weib ſich in tiefes Mitleid umgewandelt hatte. — »Und wann erhält Franz die Freiheit?«

»Von Tag zu Tag hat er mich mit Hoffnungen, mit Verſprechungen hingehalten,« erwiderte die Frau im herabgeſtimmten Tone der Hoffnungsloſigkeit.

»Ha, der Schändliche! Vergebens werden Sie das heiligſte Gut des Weibes geopfert haben.«

Die Frau brach wieder in Thränen aus, und Verzweiflung ſtand auf ihrem Geſicht. Wilhelm ſah, daß es hier an ihm ſei zu entſcheiden, zu handeln.

»Franz,« ſagte er, »darf nie erfahren, was ihn betroffen. Ich werde ſchweigen: darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Verſprechen; von Ihnen aber fordere ich, daß Sie jenem niederträchtigen Menſchen nie wieder nahen. Den feſten Entſchluß theilen Sie ihm ſogleich ſchriftlich mit und fügen von meiner Seite die Drohung hinzu, daß ich, dem Sie ſich zu entdecken gezwungen worden, den ganzen Handel möglichſt öffentlich machen würde, wenn Franz nicht ſchon morgen ſeiner Haft entlaſſen ſei.«

Jettchen fügte ſich in Alles. Wilhelm ſelbſt übernahm die Beſtellung des Briefes. Herr Buchmann erbleichte, als er ihn eintreten ſah, und ſeine Hand zitterte, während er den Brief las. Dann ſagte er, indem er dem ernſten, ruhigen Blicke Wilhelms auszuweichen ſuchte: »Ich werde die Bitte der armen Leute erfüllen.«

»So ſtellen Sie mir darüber eine ſchriftliche Zuſicherung auf Ihr Ehrenwort aus.«

»Wozu das? Sie würde ja doch keine gerichtliche Giltigkeit haben.«

»Aber in öffentlichen Blättern, im Zusammenhange mit der ganzen Geschichte vielleicht ihre Wirkung nicht verfehlen,« entgegnete Wilhelm mit scharfer Betonung, und Herr Buchmann fügte sich schweigend der Anforderung. Wilhelm steckte das Blatt ein, nachdem er es durchgelesen, und mit einem Blick der tiefsten Verachtung wandte er dem verhaßten Menschen den Rücken. Am folgenden Morgen beeilte sich Herr Buchmann, des Schuldners Freilassung zu bewirken. Er war frech genug, dafür den Dank des armen Franz persönlich zu empfangen, indem er sich die Freude nicht nehmen ließ, demselben die Entlassung aus der Haft selbst anzuzeigen. Dabei sprach er viel confuses Zeug von den Heimsuchungen Gottes zum Heil unserer Seele, von Trübsal und Noth in dem Herrn.

»Bis hierher,« schloß der fromme Mann, »hat der gnädige Wille unseres himmlischen Vaters Sie geführt, er wird auch ferner Ihr Leiter sein auf den dunklen Pfaden dieser sündigen Welt. Mich aber hat der Herr zum Rüstzeug

ſeines Willens gegen Sie erwählt; mein Herz ſeufzte in Aengſten; aber ich war ſtark in dem Werk chriſtlicher Liebe zu Deiner Seelen Seligkeit, Du, mein Bruder in Chriſto!«

Der gute Franz hörte das Alles mit innerſter Zerknirſchung an und wäre dem frommen Schurken vor Freude und Dankbarkeit gewiß um den Hals gefallen, wenn ihn die Achtung vor dem reichen Manne nicht daran gehindert hätte. Um ſo ſtürmiſcher eilte er nach Hauſe, um ſo glühender drückte er das geliebte Weib an ſeine Bruſt. Aber je liebevoller Franz war, um ſo tiefer wurde die Frau von dem Bewußtſein ihrer Schuld ergriffen. Thränen entſtürzten ihrem Auge, krampfhaft wogte ihre Bruſt; das Weinen ging in ein lautes Schluchzen über; ſie drängte den zärtlichen Gatten von ihrer Bruſt zurück und im verzweifelnden Tone rief ſie aus: »Laß mich! laß mich: ich bin Deiner Liebe, Deiner Treue unwürdig! ich bin tief, namenlos elend!«

Franz begriff nicht, was ihr ſei; aber überraſcht, beunruhigt ſuchte er die Hände, mit welchen ſie das Geſicht bedeckte, hinwegzuziehen,

indem er liebevoll bat: »Sieh' mir ins Auge, Jettchen, und ſprich, was Dir geſchehen!« — Sie aber ſuchte ihn abzuwehren und vermochte nicht zu reden. »Jettchen,« bat er wieder, »was Dich auch quälen mag: Du kennſt meine innige, treue Liebe; vertraue ihr!«

»Du haſt meiner Liebe auch vertraut, und ich habe Dich betrogen, ſchändlich verrathen und betrogen! Siehe, hier liege ich vor Dir: Verzeihung will ich erflehen, aber ich vermag's nicht. Unſer Band iſt zerriſſen vor Gott, ſei's auch vor den Menſchen!« — So hatte ſie in der heftigſten Bewegung geſprochen, war auf ihre Knie geſunken und ſtürzte jetzt leblos zu Boden. In Franzens Seele aber wurde es ſchrecklich klar und finſter. Er ſtarrte nieder auf das todte Weib, ein Sinnbild ſeines vernichteten Lebens; er ſchlug mit der geballten Fauſt auf die Bruſt, er rang die Hände gegen die Stirn; aber kein Gefühl, kein Gedanke wollte ſich losringen; es war Alles ausgeſtorben hier und dort. Er war zu milden Herzens, als daß ſein Schmerz einen andern Ausbruch, als den der Thränen gefunden hätte. Da trat Wilhelm

ein. Beim Anblick der beiden Gatten errieth er ſogleich, was hier geſchehen. Ernſt reichte er dem Freunde die Hand und ſagte: »Ermanne Dich und ſchone Deines unglücklichen Weibes.«

»Du weißt?« fragte Franz düſter.

»Sie hat Deine Freiheit mit ihrem Seelenfrieden erkauft.«

»O, wär' ich lieber zum ſcheußlichſten Kerker auf ewig verdammt: ich hätte es leichter ertragen, als dieſen Gedanken, den ich nicht faſſen kann, der mich wahnſinnig macht!«

Wilhelm verſuchte indeſſen, die unglückliche Frau aufzurichten und ſie auf ein Bette zu legen. Franz war nicht hart genug, um ihn dabei nicht zu unterſtützen; wiewohl es ihn ſchaudernd durchbebte, als er den Leib berührte, in dem ihm vor wenigen Stunden noch ſein ganzes Glück gelebt und der ihm jetzt entweiht, entehrt, verpeſtet dünkte. Als ſie dann hingeſtreckt dalag, weilte er auf ihr mit einem wehmüthigen Blick, als gälte es einem ewigen Abſchiede. Wilhelm aber führte ihn mit ſich in ſeine Kammer und ſprach zu ihm manches tröſtende, ernſte Wort. Er überzeugte wohl

Franzens Verſtand, daß die Veranlaſſung der Untreue und die tiefe Reue ihn zur Verzeihung zwinge, ja daß die Büßende ihm fortan eine treuere Lebensgefährtin ſein würde, als hätte ihr Verſuchung und Schuld nie genaht; aber oft iſt der Verſtand leicht zu überzeugen, wo die tiefe Wunde des Gefühls unheilbar bleibt.

Vier Wochen vergingen. Schwül und dumpf, wie ein drohendes Ungewitter, laſteten die Tage auf den unglücklichen Gatten. Die ſchmerzliche Spannung der Gemüther aber löſte ſich nach und nach durch den Hauch der Milde und des Wohlwollens, mit welchem man ſich gegenſeitig berührte. Zarter, reiner wurden nie zwei Gemüther geſtimmt, als hier, wo von der einen Seite Verzeihung mit jedem Thun, mit jedem Blicke erſtrebt, von der anderen dieſelbe als eine heilige Pflicht anerkannt wurde. Und wenn Wilhelm unter ihnen war, ſo wußte er ſie, ohne daß es geſucht erſchien, durch Wort und That, beſonders aber durch manche frohe Erinnerung glücklicherer Tage, in immer lebhafter Beziehung zu einander zu erhalten. So wuchs das gegenſeitige Vertrauen; der Funke der Liebe

aber mußte ſich neu entzünden an der gemeinſchaftlichen Sorge und Liebe für die unſchuldigen Kinder. Und hätten ſie den Zwieſpalt der Eltern nicht am härteſten gebüßt? Die vereinte Kraft der Liebe zu den Eltern iſt der einzig feſte Ankerpunkt für die ſittliche Entwickelung des Kindes. Haben ſich aber die Eltern in Mann und Frau geſchieden, iſt das Band der Ehe und Einheit innerlich gelöſt, und muß nun das Kind ſeine Liebe theilen und zuwägen, hier an den Vater, dort an die Mutter: dann iſt es ein Glück für das Kind, mit ſeiner Liebe ganz auf Eins von Beiden, auf Vater oder Mutter angewieſen zu ſein, damit es nicht zur Heuchelei und Verſtellung gewöhnt werde. In der Ehe, wie überall im Leben, iſt es beſſer, die Form zu zerbrechen, wenn der ihr entſprechende Geiſt gewichen, als durch das Bewahren der Form den Geiſt und das Leben zu erheucheln. Zwiſchen Franz und Jettchen aber war das Band, trotz dem Verſchulden der Frau, nur äußerlich zerriſſen. Der wahre Inhalt, der Geiſt der Ehe iſt die Liebe, welche Mann und Weib zu der innigſten Gemeinſchaft verbindet, und dieſe Liebe

hatte ſich mit den reinſten Flammen in Franzens, in Jettchens Bruſt neu entzündet. Aber ſie bedurfte einer neuen Weihe, eines Moments tiefer Erregung: das fühlten die Gatten wohl, Wilhelm aber erkannte es deutlich. Deshalb ſagte er an einem Sonnabend: »Seit ich das elterliche Haus verließ, fühlte ich in der neueſten Zeit zum erſten Male wieder das Bedürfniß, zum Abendmahl zu gehen. Es ſoll morgen geſchehen.«

Jettchen, wie plötzlich von einem erwärmenden Sonnenſtrahl berührt, ſchaute auf ihren Mann. Er verſtand, was in ihrer Seele vorging.

Wohl Keiner von den Tauſenden, die regelmäßig nach vier und ſechs Wochen ihr Gemüth ſanft und angenehm erregen laſſen durch die Erinnerung an das für uns vergoſſene Blut und den für uns hingeopferten Leib, wird mit ſo tiefem Schauer der menſchlichen Schwäche und Schuld zu den Stufen des Altars treten, als es hier Menſchen thaten, die das wahre Bedürfniß trieb. Jeder Vorgang, welcher tief, ſtärkend und erhebend auf die Gemüther der Menſchen einwirken ſoll, muß ſelten wiederkehren.

Deshalb irren Die gar sehr, welche in dem wachsenden Besuch der Kirchen ein Zeugniß für die wachsende Religiosität und Sittlichkeit erblicken; vielmehr zeugen gefüllte Kirchen nur von der wachsenden Gedankenlosigkeit im Volke, der es bequemer ist, sich Sittlichkeit vorpredigen zu lassen, als sich zu derselben durch gesteigerte Einsicht heranzukämpfen. Darum auch ist jede Sittlichkeit, welche durch Predigten eingesogen wird, eben so ungeschickt wie träge in der Anwendung; während die Sittlichkeit, zu welcher die Einsicht heranbildet, sich mit der begeisterten Kraft der That verbündet.

Erhoben und gestärkt, demüthig und bescheiden verließen die Gatten die Kirche. Vor derselben stand Herr Buchmann, mit selbstgefälligem Blick die heraustretenden Damen musternd. Als er aber die drei Leute sah, von denen die Frau sich mit innerem Erbeben und Abscheu von ihm wandte, die Männer ernste, strafende Blicke auf ihn richteten: da machte er ein Armsündergesicht, wie es zu dem schwarzen Gesangbuch mit den reichen Goldverzierungen und dem großen Kreuz auf dem Deckel paßte. Solch Gesicht

Bayerische Staatsbibliothek München

würde den männlichen und weiblichen Modenarren und Heuchlern, die mit ihrer Frömmigkeit und ihrem Herrgott kokettiren und betrügen, auch beſſer zu dem goldverzierten Geſangbuch und ihrer Elendigkeit ſtehen, als die feurigen, die ſchmachtenden und die ſchlauen Blicke, welche nach einem anderen, als dem himmliſchen Reiche trachten.

Wilhelm trennte ſich unter einem paſſenden Vorwand von den beiden Gatten, ehe ſie die Wohnung erreichten. Als dieſe allein ihr ſtilles Zimmer betraten, durchdrungen von der Ruhe eines gereinigten Gemüths, und als ſie nun einander in das verſöhnte und verklärte Antlitz ſchauten: da ſanken ſie ſich in die Arme; Thränen, milde, ſelige Thränen füllten das Auge, und der Bund der Herzen war neu geſchloſſen, feſt, innig, ewig. — Der Abgrund des Verderbens, an welchem ſie ſich geſehen, zu dem ſie ſo ſchändlich verlockt, ſchwand doch nie aus der Erinnerung der Frau.

Siebentes Kapitel.

Wilhelm war den Schaaren gefolgt, die dem großen Platze zuſtrömten, wo die ſogenannte Kirchenparade gehalten wurde. Dieſe militäriſche Sonntagsfeier ſind die Honneurs, welche die allerhöchſten Herrſchaften dem Höchſten machen laſſen. Mit welchem Wohlgefallen wird Gott auf dies Spiel mit Menſchen und mit Waffen blicken? Wilhelm ſah demſelben mit der Befriedigung zu, nicht mehr an ihm Theil nehmen zu müſſen. Da erſcholl neben ihm der Ruf: »Meine Börſe!« — und zugleich fühlte er ſich mit den Worten: »Der hat ſie!« am Kragen gefaßt. Wilhelm wandte ſich um und erkannte in dem Angreifenden den Feldwebel Krüger, ſeinen früheren Unteroffizier.

Mit dem Ausruf: »Du, Schurke, bist der Rechte mich zu beschimpfen« — hieb er zürnend auf den Verhaßten. Diese Vorgänge folgten einander im kürzesten Augenblick. Sogleich auch griffen und schlugen die Umstehenden nach Wilhelm, während die Worte: »Ein Dieb! ein Dieb!« — im weiteren Kreise erschallten.

Wilhelm suchte sich unter Versicherungen seiner Unschuld der Angreifenden zu erwehren; aber vergebens. Seine Worte wurden übertönt. Wie der Wogenschwall des Meeres über den rettungslos Versinkenden, stürzte die andringende Menge über ihn. Da erwachte sein Zorn: wie ein Eber, welcher sich der Meute zum Todeskampfe stellt, schüttelte er den Einen ab, warf er den Anderen zu Boden und seine starke Faust traf immer mit zurückschreckender Gewalt. Wäre die Menge nicht größer gewesen, als eine Meute prinzlicher Hunde, er hätte sich den Weg gebahnt. Aber jetzt enger und enger umschlossen, wurde er nach wüthender Gegenwehr zu Boden geworfen; er war in Gefahr erdrückt, zertreten, zerrissen zu werden, als ein Polizist hinzukam. Während dieser ihn nach dem nahen Wachthause

führte, waren freche Buben und gemeine Weiber beſonders eifrig, an dem Unglücklichen zu zerren, ihn mit Spott und Hohn zu verfolgen. Der Beſtohlene und der Feldwebel waren in die Wachtſtube gefolgt. Wilhelm, obgleich gänzlich erſchöpft, wies ihre Anſchuldigung lebhaft zurück. Zwar wurde die vermißte Börſe nicht bei ihm gefunden, aber ſie war in der Hand Krügers, der ſie dort aufgehoben haben wollte, wo man den Arreſtanten niedergeworfen hatte.

Die neugierige und gaffende Menge verlief ſich allmälig; und nun wurde Wilhelm mit gebundenen Händen durch Wachtmannſchaften und den Polizeicommiſſarius nach dem Gefängniß abgeführt. Der Poliziſt wollte es ſich nicht entgehen laſſen, mit dem Bericht über die Verhaftung des Uebelthäters zugleich einen Beweis ſeiner Unterſuchungskunſt zu liefern. Er begann die Vorunterſuchung, in Gegenwart eines Schreibers, mit der Aufforderung an den Verhafteten, durch unnützes Leugnen ſich nicht ſelbſt die Gefangenſchaft zu verlängern; die Beweiſe gegen ihn ſeien ſo augenfällig, daß er beſtraft werden müſſe, ob er ſein Verbrechen eingeſtehe oder

nicht. Wilhelm erwiderte, daß ihn Nichts bewegen werde, sich selber einer That, die er verabscheue, schuldig zu erklären. Eben so wurden alle wiederholten Vorstellungen des Inquirenten zurückgewiesen. Da gab dieser endlich dem Schreiber einen Wink, auf welchen sich derselbe entfernte. Dann nahm der Polizist einen Rohrstock zur Hand, und indem er die Schwungkraft desselben vor den Augen des gebundenen Arrestanten spielen ließ, sagte er: »Wenn Du nicht gutwillig ein offenes und freies Geständniß ablegen willst, so habe ich hier ein treffliches Mittel, die Wahrheit herauszubringen.«

»Dessen Sie sich aber gegen mich nicht bedienen werden« — erwiderte Wilhelm.

»Das sollst Du sogleich erfahren« — sprach der Commissarius, indem er den Stock erhob.

»Ich bin in Ihrer Gewalt, aber zugleich in Ihrer gesetzlichen Obhut: Sie werden mich gesetzmäßig behandeln. Eine körperliche Züchtigung darf nur als verhängte Strafe vollzogen werden.«

»So werde ich sie verhängen und vollziehen« — rief der Mann hohnlachend und

hieb mit ſtarken Streichen auf den Gefangenen ein.

Wilhelm, vor Zorn bebend, achtete weniger des körperlichen Schmerzes, als er vielmehr die Erniedrigung empfand, mit der man ihn beſchimpfte.

»Nun, mein Bürſchchen, wird das gefruchtet haben? willſt Du jetzt ein offenes, freies Geſtändniß ablegen?« —

»Ich will es; laſſen Sie den Secretär wieder eintreten.«

Das geſchah, und Wilhelm ſagte, indem er mit feſtem und ernſtem Blick den Commiſſarius anſchaute: »Ich bekenne, daß ich den Mann tief verachte, der die Zeugen ſeiner Handlungsweiſe ſcheuen muß, und daß dies das letzte Wort iſt, welches Sie von mir erzwingen werden.«

»Das iſt ein abgefeimter Burſche, mit dem ich mich nicht länger ärgern will. Ueberliefern Sie ihn dem Criminalarreſt« — befahl der Commiſſarius dem Schreiber; und Wilhelm wurde in eine Geſellſchaft von Dieben und Betrügern eingeführt.

Die Erregung, in welche eine raſche Folge

gewaltſamer Ereigniſſe den Gefangenen verſetzt hatte, ließ nach, und er verfiel in ein dumpfes Brüten. Neben den Bildern der eben erlittenen Schmach drängte ſich die Erinnerung an die alten Eltern und an das geliebte Mädchen ſchmerzlich hervor: er ſah ihren Kummer, ihre Thränen, ihren endloſen Schmerz. Da erſt fühlte er ſich in innerſter Seele geknickt.

Seine Mitgefangenen waren menſchlich genug, ihn am erſten Tage mit ihren Fragen zu verſchonen. Sie führten ihre Unterhaltungen fort, als ob der neue Ankömmling gar nicht in ihre Mitte eingetreten wäre, wie denn auch er da ſaß, als gebe es nichts mehr außer ihm. Endlich erwachte er aus ſeinem Brüten; verworrene Gedanken fliegen durch ſeinen Kopf, wilde Empfindungen pochen an ſeiner Bruſt; dunkel nur liegt die Erinnerung in ihm, wo er ſei; und es ſich deutlich zu machen, zittert er. Schon iſt es tief in der Nacht. Durch das kleine Fenſter mit den Eiſenſtäben wirft der Mond helle Streifen über die Schläfer ringsum. Die wilden, wüſten, falben Geſichter mit dem ſtruppigen Haar und rauhen Bart zeigen im

unbewachten Schlaf die offenen Züge der rohen Leidenſchaften, der ſittlichen Verworfenheit. Das blaſſe Licht des Mondes mit ſeinem tiefen Schatten macht den Anblick dieſer Unglücklichen grauenhaft. Wilhelm mußte ſein Auge von ihnen wenden. Er ſtand auf, und an den Ofen gelehnt ſchaute er hinein in die milde Scheibe des Mondes. — In wie keckem Muthe hatte ſich ſeine Jugend gewiegt, mit wie fröhlichen Hoffnungen war er aus der Heimath gezogen, und des redlichſten Strebens war er ſich bewußt! Wie ſtand doch all' ſein Hoffen und Wollen im herben Gegenſatz zu Dem, was er gelitten und erfahren! Bitterer Ingrimm ergriff ſeine Seele: er ballte die Fauſt, er ſchlug ſie wider die Bruſt, die ihm ſo ſchrecklich gelogen von guten Menſchen, von ſeligen Stunden; und grollend dann betete er empor zu ſeinem Gott: »Warum duldeſt Du das elende Gewürm, welches Deine Erde zu einem ſchmutzigen Strom von Bosheit und Schandthaten macht? — Deine Gerichte ſind zu langſam! Stelle ſie mir gegenüber, die zitternden Sünder und die trotzigen Schurken, zum Kampf auf Leben und Tod: ich

will sie fällen mit eiserner Faust, und sie werden zerstieben vor meinem Grimm, wie die Wolken vor dem Wehen des Windes. Ha, Kampf, Kampf, wüthender, unversöhnlicher Kampf mit den Feinden, mit den Peinigern der Menschheit!«

»Was treiben Sie, bester Freund? — Legen Sie sich ruhig nieder: es ist gegen die Hausordnung, jetzt zu wachen und Phrasen aus der französischen Revolution zu declamiren. Am Tage können Sie uns damit unterhalten, wenn Sie ein hübsches Talent haben« — wisperte eine dünne Stimme.

Wilhelm war, ohne auf den Sprechenden zu hören, umgesunken. Die Fäuste hatte er krampfhaft geballt; das Herz pochte, der Kopf fieberte, gepreßt gegen die kalten, harten Steine. So fand den Gefangenen der Morgen: kein Schlaf hatte sein Auge erquickt. Er erhob sich, als die Genossen Einer nach dem Anderen zu dem Eimer schlichen, um ein Frühstück einzunehmen, das wirklich hydropathisch ist.

Wilhelm musterte seine Gefährten, die eine seltsame Zusammenstellung bildeten. Von dem

kaum zum Jünglinge gereiften Knaben bis zum Manne mit dem greisen Haar waren alle Lebensalter, von der bettelhaftesten Armenjacke bis zum elegant geschnittenen Frack des Stutzers alle Kostüme repräsentirt. Diesem Orte des Verbrechens ist es bis jetzt allein gelungen, die Menschen zu der Gleichheit zu erheben, welche die Edelsten durch die Tugend vergebens erstrebt haben. Dieser Gedanke mochte Wilhelm beschäftigen, als sein Auge auf einem Manne haftete, der, von kleiner, zierlicher Gestalt und anständig gekleidet, eben beschäftigt war, eine silberne Brille auf die scharf heraustretende Nase zu setzen. Er hatte ganz die Gesichtszüge eines Schurken, so eines geheimen Polizisten; und in einem Gefängniß konnte man ihn zunächst für Einen der Elenden halten, die von dem Untersuchungsrichter zu hartnäckig leugnenden Angeschuldigten gesteckt werden, um diese auszuhorchen — auch ein Mittel, welches der Inquisitionsproceß erfunden, um das Sittengesetz zu verhöhnen und sich selbst zu brandmarken.

Als der Kleine die Brille aufgesetzt, wandte er sich an Wilhelm, während dieser meinte, daß

ſein blinzelndes Auge nach einer ganz anderen Richtung hinſchaue. »Sie haben, mein Verehrteſter,« ſagte er, ſcheinbar immer links ſehend, »eine ſchlechte Nacht gehabt: gewiß iſt Ihnen die Verhaftung ſehr zur ungelegenen Zeit, ſehr überraſchend gekommen.«

»Ueberraſchender, als ſelbſt der Tod.«

»Ei, das wäre! — So überlegt, ſo vorſichtig alſo, und noch ſo jung.«

Wilhelm, der die Meinung des Kleinen nicht vollkommen verſtand, erwiderte: »Da war Nichts zu überlegen oder vorſichtig zu ſein: ich war eben vom heiligen Abendmahl gekommen —«

»Da zeigt ſich ja ſchon ein erfreulicher Fortſchritt religiöſer Geſinnung ſeit der Gründung des Vereins für die Heiligung des Sonntags« — ſagte ein junger Mann von herrlichem Wuchs, während ſein ſchönes, ſchwarzes Auge in bemitleidender Verachtung über Wilhelm hinſtreifte.

Dieſer fuhr fort, die Veranlaſſung ſeiner Haft zu erzählen. Der Kleine mit der Brille drückte ſein Bedauern aus über Wilhelms Unſtern, während ein Lächeln des Unglaubens deut-

lich genug um ſeine Lippen ſpielte; Andere winkten ſich zu, wie wenn ſie ſagen wollten: »Der lügt ſchon gut genug!« —

Nur der junge Mann, welchen die Uebrigen »Baron« nannten, weilte jetzt mit ruhig forſchendem Auge auf Wilhelm, und ſagte dann: »Sie haben wenigſtens den Troſt, daß Sie ſich wie ein wilder Stier gewehrt. Hätten Sie nur noch Einigen den dummen Schädel eingeſchlagen, damit ſie zu offenen Köpfen gekommen wären! Dieſer Pöbel, mit welcher Ehrfurcht beugt er ſich vor den Leuten, die ihm Ehre, Gewiſſen, Glück und jedes höchſte menſchliche Gut frech rauben, um ihren ungezügelten Leidenſchaften zu fröhnen! Glücklich ſchon fühlt er ſich, nur von fernher in ſcheuer Ehrfurcht den Glanz ihrer Feſte zu ſehen, den Jubel ihrer ſchwelgeriſchen Mahle zu hören. Derſelbe demüthige Pöbel aber wüthet gegen einen armen Teufel, der ſich, vielleicht in der dringendſten Noth, vielleicht um dem tiefſten Elende zu entgehen, an ein geringes Gut ſeines Nebenmenſchen wagte! Und das belegt man mit dem ſchönen Namen 'Gerechtigkeitsſinn des Volkes.'«

»Eine gewiſſe Feinheit,« ſagte der Kleine, »iſt doch der Manier nicht abzuſprechen, mit welcher die verzehrenden Klaſſen der Geſellſchaft die arbeitenden benutzen. Wie unübertrefflich pfiffig iſt es, das Volk glauben zu machen, Alles — reiſen, jagen, ſchmauſen, Hunde, Pferde und Maitreſſen halten — das Alles geſchehe nur zu ſeinem Beſten, und man bringe damit dem Vaterlande ein hohes, nicht genug zu ehrendes Opfer. Nur ein heller, großer Geiſt konnte der Sache eine ſo pfiffige Deutung geben. Was iſt gegen ſolche Manier, offen und geſetzmäßig die Dummheit auszubeuten, die plumpe Gewalt oder der alberne Zufall eines Diebſtahls!«

Der Baron und der Kleine führten vorzugsweiſe in der Geſellſchaft das Wort und beherrſchten dieſelbe. Die Art von Achtung, deren ſie bei den übrigen Gefangenen genoſſen, gebrauchten ſie dazu, die heftigſten Ausbrüche der Roheit zu hindern oder zurückzuweiſen. Während der Freiſtunden gingen die Gefangenen meiſtens paarweiſe auf dem Hofe ſpazieren. Da erfuhr Wilhelm von dem Kleinen, daß der ſogenannte Baron ehemals Feuerwerker in der

Artillerie gewesen sei; dann nach längerer Abwesenheit plötzlich in der Hauptstadt als Baron auftretend, großen Aufwand gemacht habe. Das hatte den Verdacht auf ihn geleitet, daß er bei einem bedeutenden Diebstahl betheiligt sei.

Der Baron wiederum, der sich besonders an Wilhelm anschloß, machte Mittheilungen über den Kleinen. Er war ehemals Schreiber bei einem Justizcommissarius gewesen. Da hatte er Gelegenheit gefunden, sich selber Kunden und eine sogenannte juristische Winkelpraxis zu verschaffen. »Solche Menschen,« sagte der Baron, »sind gemeinlich jeder Niederträchtigkeit fähig und graben dem Wohlstande vieler Familien das Grab. Sie sind um so gefährlicher, als ihre ganze Thätigkeit im Finstern schleicht; und sie sind neben den anderen Uebeln in der geheimen Justizpflege fest eingenistet. Unser Kleiner hatte eine ausgezeichnete Praxis, und er soll gar arge Betrügereien verübt haben. Mir ist zwar heimliche Tücke und schleichender Betrug vor Allem zuwider; aber greift doch Lug und Trug durch alle Verhältnisse hin! — Sie belügen sich gegenseitig mit erheuchelter Liebe und

Sorge, mit erheuchelter Treue und Ergebenheit; ſie betrügen einander mit Vaterlands- und Volkswohl, wo ſie nur die perſönlichen oder Standesintereſſen im Auge haben; ſie betrügen einander mit Worten und Thaten. Alle freilich tragen ſchwer an den Folgen eines ſo unheilvollen Zuſtandes, am ſchwerſten aber das arme Volk: Millionen gehen unter im phyſiſchen, Millionen verkommen im geiſtigen Elend. Hätte man auch nur die Abſicht, Wahrheit und Recht zur Herrſchaft zu bringen: Jeder würde ſich beſtreben, ein geſetzmäßiger, ein guter Menſch zu ſein. Aber wer da ſieht und empfindet, daß man überall nur den Schein ſucht, doch das Weſen des Guten und Rechten aus Selbſtſucht oder Schwäche gefliſſentlich vermeidet: dem kann ich es kaum verargen, wenn er es nicht ſo genau mit der Ehrlichkeit nimmt.«

Wilhelm wußte nicht recht, inwiefern er der Erörterung des Barons widerſprechen oder ihr beiſtimmen ſolle; doch antwortete er: »Ich ſelbſt möchte Niemand ein Unrecht anthun; aber die Leute, welche da Recht und Geſetz nach ihren Launen, nicht nach den Forderungen der Vernunft

und des menſchlichen Gefühls machen, haſſe ich von ganzer Seele.«

»Ei,« ſagte der Kleine, welcher zu den Beiden eben herantrat, »das ſind die klügſten, pfiffigſten Leute. Sie glauben gar nicht, was in ſo einem guten, recht guten Geſetz für ein Schatz von Feinheit ſteckt! Ein Laie freilich — der findet Nichts, dem iſt Alles klar; aber nun geht ein Juriſt daran: der ſchreibt Ihnen ganze Bände voll über ein kleines Geſetzchen und weiſt dann nach, daß es zu den herrlichſten Streitfragen Veranlaſſung gebe, daß ſich tauſend juriſtiſche Zweifel an daſſelbe anſchließen, die der eine Richter ſo, der andere ſo entſcheiden könne. Dann wird ſo ein Geſetz der köſtlichſte Schatz in der Hand des klugen Mannes.«

»Wie iſt es nur möglich, daß man Etwas, das vernünftig und klar ausgeſprochen iſt, ſo vielfach deuten kann?«

»Ach, mein Werthester, was reden Sie von vernünftigen und klaren Geſetzen? — hiſtoriſch nur müſſen die Geſetze ſein; ſie müſſen ſich an alte römiſche oder deutſche Rechtsbeſtimmungen anſchließen und dieſelben fortbilden! Für Ge-

ſetze, die ſich aus Grundſätzen der Vernunft herleiten, gehört ein einfacher gemeiner Verſtand, der das Rechte ſchon mit dem erſten Griffe herausfühlt. Der rechte Juriſt aber beſitzt einen ſo ſcharfen, ſpitzen Geiſt, daß ihm eine einfache Auffaſſung der Verhältniſſe ganz unmöglich iſt. Er iſt voll von tauſend Rechtsbegriffen, die ihm bei der geringſten Frage gegenwärtig ſein müſſen, wenn er nicht gegen jenen Ausſpruch eines alten Rechtslehrers oder gegen dieſe neuere Beſtimmung verſtoßen will. So verachtet ein tüchtiger Juriſt auch ein Urtheil aus den Geſetzen der Vernunft und des eigentlich menſchlichen Rechtes: er muß ſicherere Stützen — Meinungen und Ausſprüche, die oft über zweitauſend Jahre alt ſind — für ſich haben! — Und nun hat der Juriſt noch die Form: ach das iſt ein gar köſtliches Ding, die juriſtiſche Form! Die kennt Niemand genau, als eben der Juriſt, und deshalb kann er auch ſo viel mit derſelben ausrichten. Eine Sache mag ſo gerecht ſein, daß ſie der liebe Herr Gott ſelbſt nicht anfechten könnte: der Juriſt kann ſie verloren machen, wenn er nur einen einzigen kleinen Fehler gegen

die Form herauswittert. Ja, meine Herren, es ist eine feine Sache — die Rechtsgelahrtheit; und wohl nur die Theologie kann es an Feinheit und Schlauheit in dem Drehen und Wenden der Sachen und im Aufdenkopfstellen der Vernunft mit ihr aufnehmen.«

Wilhelm verstand von all' den Worten des Kleinen nur so viel, daß Vernunft und Recht wenig oder nichts mehr mit einander gemein hätten; und das meinte er im Laufe der Untersuchung immer mehr einzusehen. Er hatte geglaubt, schon nach dem ersten Verhör sogleich auf freien Fuß gesetzt zu werden. Der Untersuchungsrichter schien auch ein wohlwollender, menschenfreundlicher Mann, beruhigte ihn bei den Klagen über sein unverschuldetes Unglück und war nur nicht von der Forderung abzubringen, daß der Angeschuldigte sein Verbrechen eingestehe: die Börse, welche man auf dem Flecke, wo er niedergeworfen worden, gefunden hatte, und die beeidigte Aussage des Feldwebels Krüger sprachen zu stark gegen ihn. Die Versicherungen seines Meisters und Franzens, seines Wirthes, von der gewissenhaften Rechtlichkeit

Wilhelms, die ihn über jeden Verdacht eines gemeinen Verbrechens hinausstelle — boten kein genügendes Gegengewicht. Mehrere Monate waren vergangen, und Wilhelm hoffte immer noch auf einen glücklichen Ausgang. Da eröffnete ihm der Untersuchungsrichter mit aller Milde und allem Wohlwollen, daß der Angeschuldigte zur Strafe für sein freches Lügen zu zehn Streichen verurtheilt sei. Wenn derselbe indessen noch jetzt der Wahrheit die Ehre geben und sein Gewissen durch ein offenes, freies Geständniß von der Last der Schuld reinigen wolle: so werde er, der Richter, bewirken, daß die gegen den Angeschuldigten verhängte Strafe aufgehoben werde. Wilhelm versicherte bei Allem, was dem Menschen heilig ist, daß er lügen würde, wenn er etwas Anderes bekenne, als er ausgesagt habe. Auf den Wink des Richters wurde er nun abgeführt, nicht in sein Gefängniß, sondern in eine enge Zelle, wohin auch der Richter folgte. Beim Anblick der Ketten, die in dem Gemach herumhingen, und der Züchtigungsinstrumente, wallte es furchtbar in Wilhelms Brust auf. Es wurde ihm befohlen sich

zu entkleiden; er verweigerte es. Da ergriffen ihn zwei der Gefängnißschließer; Wilhelm aber riß sich los, schmetterte die Angreifenden zu Boden, sprang dann auf den Bock, über welchen der Züchtling gespannt wird, und riß eine eiserne Handschelle herab von der Wand, mit welcher er Jedem, der ihm nahe, den Schädel einzuschlagen drohte. Er war in einer an Wuth grenzenden Aufregung. Vergebens verschwendete der zagende Richter seine besten Worte; vergebens machten die Schließer den Versuch, sich des Empörers zu bemächtigen: er achtete mit flammenden Augen auf jede ihrer Bewegungen und zeigte deutlich, daß es ihm mit seinem Drohen Ernst sei. Der Richter ließ nun den Inspector des Hauses herbeirufen. Dieser brachte zwei Soldaten mit sich und forderte Wilhelm auf, sich zu ergeben, wenn er nicht die Gewalt der Waffen erfahren wolle.

»Stoßt nur Eure Bajonnette in meine Brust! — Besser sterben, als die empörendste Schmach erdulden!« — rief der Aufgeforderte.

Nun befahl der Inspector den Angriff mit gefälltem Bajonnette. Die Soldaten drangen

ein. Wilhelm wich geſchickt ihrem Stoße aus, ergriff beide Gewehre, ſie den Soldaten zu entreißen; aber in demſelben Augenblick wurde er von den beiden Schließern angefallen. Von ſeinem höheren Standpunkt herabgeriſſen, ſetzte er, ſchon zu Boden geworfen, den Widerſtand, wie ein zum Grimm gereizter Löwe, fort. Aber vergebens. Die Häſcher verſtanden es, die feſſelnden Schlingen mit ſchlauer Gewandtheit um Hände und Füße zu werfen. So wurde der Uebelthäter in ein einſames, finſteres Gefängniß geworfen. Mehrere Tage zehrte er hier an ſeinem Ingrimm, der ihm die Welt elend, die Menſchen haſſenswürdig darſtellte. Endlich wurde er aus dem ſcheußlichen Loch herausgezogen, um nun widerſtandslos und ohnmächtig die empörende Strafe an ſich vollziehen zu laſſen. Kein Laut des Schmerzes wurde von ihm gehört; aber er knirſchte ingrimmig mit den Zähnen, und in ſeinem Auge glühte ein verzehrendes Feuer der Wuth. Sogleich wieder gefeſſelt, wurde er aufs Neue in das finſtere Gefängniß zurückgeführt. Der Zuſtand troſtloſer Verzweiflung und wilder Empörung, in welchem

ſich ſein Gemüth befand, hätte ihn wahnſinnig gemacht, wenn nicht die Natur erbarmungsvoller wäre als die Menſchen. Sie warf den Unglücklichen in ein Nervenfieber. Erſt nach zwei Monaten konnte er aus dem Krankenhauſe wieder in das Gefängniß zurückgeliefert werden. Inzwiſchen war ſein Urtheil gefällt. Da nur ein Zeuge ſeine Schuld bekundete und das eigene Geſtändniß fehlte, ſo konnte ihn nur die außerordentliche Strafe treffen. Die außerordentliche Strafe ſoll verhängt werden, wenn nur ein unvollſtändiger Beweis vorliegt, und ſie erreicht etwa die Hälfte des gewöhnlichen Strafmaßes. Aber der Angeklagte iſt entweder ſchuldig, und dann gebührt ihm die volle Strafe; oder er iſt unſchuldig, und dann muß er freigeſprochen werden. Jede Vermittelung iſt hier ein Unding, verhöhnt die Vernunft, wie jede Vermittelung bei Fragen der Sittlichkeit. Sie kann höchſtens die Härte der Unvernunft mildern, iſt aber nie ſelber vernünftig. So iſt die außerordentliche Strafe auch eine Nothwendigkeit, welche bei der Unvernunft des Inquiſitionsproceſſes von der Menſchlichkeit geboten wurde. Bei dieſem ge-

heimen Proceſſe hängt von dem Unterſuchungs-richter und deſſen meiſt vorgefaßter Meinung allein das Urtheil über den Angeklagten ab, wenn der volle Beweis nicht zu führen, oder das eigene Geſtändniß nicht zu erlangen iſt. Der Richter, welcher weder den Angeklagten noch die Zeugen ſieht oder hört, kann ſelten eine volle moraliſche Ueberzeugung von der Schuld oder Unſchuld gewinnen; und deshalb iſt auch ſein Urtheil ſo oft ein halbes — halb Verdammung, halb Losſprechung: außerordentliche Strafe. Sie rettet das Gewiſſen des Richters. Ein Aufheben dieſer Strafe aber, ohne den furchtbaren Inquiſitionsproceß auszurotten, ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einzuführen — bürdet dem Richter eine Verantwortlichkeit auf, vor der das Gewiſſen jedes rechtlichen Mannes zurückbeben muß. In abſoluten Staaten giebt es nur eine Vernunft, weil es nur einen freien Willen giebt; alles Uebrige iſt Knecht, Diener, Maſchine — ſelbſt der Richter. Als Maſchine kann der Richter auch nur das Urtheil nach den Acten eines Inquiſitionsproceſſes fällen. Aber der 13. Artikel der Bun-

desacte gestattet keine absoluten Monarchien mehr in Deutschland. Dieser Artikel hat auch den Richtern ihr Gewissen zurückgegeben: sie haben ein Recht zu fordern, daß sie sich dessen volle Reinheit bewahren können.

Achtes Kapitel.

Sechs Monat Festungsstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehre war die außerordentliche Strafe, welche Wilhelm traf. Auf die Eröffnung, daß er von diesem Urtheil noch an eine höhere Instanz appelliren könne, erwiderte er: »Ich habe genug an einem ungerechten Urtheil und erwarte von unseren Gesetzen kein besseres.«

Uebrigens brachte das Urtel nicht die Wirkung auf ihn hervor, welche es einige Monate früher gemacht hätte. Nach seinem Gefühl konnte ihn Aergeres nicht treffen, als er schon erlitten hatte, und die eben überstandene Krankheit hatte ihm selbst die Kräfte für eine heftige Aufregung genommen.

Die Zelle, welche Diejenigen aufnahm, die

für den nächſten Transport zur Feſtung beſtimmt waren, theilte Wilhelm mit dem Baron. Dieſer ſchien für den Genoſſen ernſte Theilnahme zu hegen und ſuchte deſſen Sinn mit Troſt und Hoffnung aufzurichten. Am wohlthuendſten, wenn auch zugleich ſchmerzlich war für Wilhelm das Wiederſehen ſeines lieben Franz, dem jetzt erſt der Zutritt zu dem Freunde geſtattet worden. Jedes ſeiner Worte bekundete das innigſte, tiefſte Mitgefühl. Auch Jettchen kam, um in bitteren Thränen das Geſchick ihres Retters zu beweinen.

Am Morgen des Transportes zur Feſtung wurden je zwei der Gefangenen mit Handſchellen aneinander geſchloſſen. Der Baron hatte ſich zu Wilhelm geſellt. So beſtiegen ſie einen bedeckten Wagen; mit ihnen zwei Gensd'armen. Es war ein kalter Decembertag; der Schnee fiel in dichten Flocken; der Himmel war in ein düſteres Grau gehüllt. Wilhelm war von der Kälte und zugleich von dem Gedanken an die Schrecken des Ortes, dem man entgegenfuhr, durchſchauert. Er war völlig muthlos; ſeine Seele glich dem kalten, traurigen Decembertage:

keine liebliche Knospe der Hoffnung, keine fröhliche Blüthe des Lebens malte ſich auf ihrem düſtern Grunde. — Anderthalb Meilen hatte man etwa zurückgelegt, als Wilhelm bemerkte, daß der Baron ſich von ſeiner Handſchelle befreit hatte. Faſt in demſelben Augenblick ſtürzte der Wagen um, während der Baron ſeinem Gefährten zuflüſterte: »Mir nach!« Er wirft die Decke des Wagens zurück, ſpringt hinaus, Wilhelm folgt ihm. Sie ſtürzen ſich in das dichte Gebüſch zur Seite des Weges — der Baron voran, Wilhelm ihm auf den Ferſen. Hinter ihnen tönt das Rufen und Fluchen der Gensd'armen: es treibt die Fliehenden nur zur haſtigeren Eil. Ein Schuß fällt, noch einer: ſie ſtürzen fort, wie das gehetzte Wild. Der geringe Vorſprung, welchen ſie voraus haben, die Angſt, welche ihre Sohlen beflügelt und die Gunſt des dichten Schnees, der kaum erlaubt, einige Schritte vor ſich zu ſehen, erleichtert ihre Flucht. Einige hundert Schritte kämpfen ſie ſich durch das Gebüſch hindurch, als ſie einen Waldweg betreten. Sie folgen deſſen Spur. Eiliger werden ihre Schritte auf der offenen Bahn, aber

Wilhelm fühlt auch schon das Ermatten seiner geschwächten Kräfte. Instinctmäßig blickt er zurück, und ein Schrecken durchbebt seine Glieder: er sieht einen Reiter auf dem Wege daher ihnen nachstürmen. Schon giebt er sich verloren, schon will er ermattet stillstehen und den Feind erwarten, als die Fliehenden um eine Waldecke biegen, Da steht ein Schlitten: der Baron springt hinein, Wilhelm folgt und im raschesten Lauf stürmen die schnellen Pferde dahin. Nach einer halben Stunde etwa hält der Schlitten; der Kutscher wirft seinen großen Mantel ab; eine weibliche Gestalt, jugendlich, mit schönem, freudestrahlendem Gesicht ruft aus: »Wir sind gerettet, mein Karl!« und schmiegt sich zärtlich an die Brust des Barons. Er bedeckt sie mit tausend Küssen, rühmt mit tausend Schmeicheleien ihre Klugheit, ihren Muth, und Beide vergaßen in dem Glück des Wiedersehens Sorge und Gefahr. Wilhelm aber erinnerte an den verfolgenden Reiter. »Den,« erwidert der Baron, »haben wir nicht zu fürchten: es ist mein braver Johann. Er hatte den Moment gut gewählt, uns umzuwerfen.«

Warme Bekleidung und ein Glas feuriger Wein regte die abgespannten Lebensgeister der Flüchtlinge zu neuem Muthe auf. Wilhelm ergriff die Zügel der schnellen Rosse und lenkte sie im raschen Laufe der Stadt zu.

Hier bezeichnete die Dame Straße und Hausnummer, nach der Wilhelm fahren solle, und sie verließ die Geretteten. Diese fanden in dem bezeichneten Hause Alles zu ihrer Aufnahme bereit. Wilhelm hieß hier Wegner, war vor wenigen Wochen zu Dresden in den Dienst des Herrn von Hallmark getreten und wußte von seinem Herrn nur, daß derselbe nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien und Frankreich vor Kurzem in das Vaterland zurückgekehrt sei. Um sich zu Hause halten zu können, begann der Baron nach wenigen Tagen den Kranken zu spielen. Und Wilhelm, um auch so wenig als möglich mit anderen Leuten in Berührung zu kommen, brachte die Stunden an dem Bette des Kranken zu. Der gefällige Wirth, welcher sich täglich selbst nach dem Befinden des Patienten erkundigte, brachte seinem Miether auch gewöhnlich die Zeitungen mit hinauf. Wilhelm las sie

dann vor. Mit lauter Stimme hatte er einen Artikel angehoben, bald tönten seine Worte dumpf und dumpfer, bis er endlich das Blatt krampfhaft zusammendrückte, es zu Boden warf und mit Füßen trat, als könne sein Zorn vernichten, was doch schon in die Vorstellung von Tausenden übergegangen war. Dann rief er in der schmerzlichsten Bewegung: »O, mein Vater, meine Mutter, welchen Kummer, welche Schmach!« Er hielt die Hände vor das weinende Auge und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder: er hatte soeben die Steckbriefe gelesen, mit denen er und der Baron verfolgt wurden. Beide waren als höchst gefährliche Verbrecher bezeichnet worden.

Der Baron ließ sich das Blatt reichen, um mit eigenen Augen seinen Schimpf zu lesen. Auch auf seinem Gesicht machte sich die innere Erregtheit bemerkbar; doch faßte er sich bald und sagte: »Wenn ich es früher nicht schon geglaubt hätte, Rolf, würde mich jetzt Ihre Bewegung überzeugen, daß Sie unschuldig sind. Auch ich bin nicht der Mensch, welchen man hier gezeichnet hat. Allerdings habe ich mir den Baronstitel

angemaßt, aber keineswegs, um unter dem Deckmantel deſſelben Spitzbübereien zu begehen. Der Zufall machte mich auf einer Reiſe mit der Frau von Hallmark bekannt, jener jungen Dame, die unſere Rettung bewirkte und als deren Schwager ich hier gelte. Da die Frauen meiſtens noch weit tiefer in den Adelsvorurtheilen ſtecken, als die Männer: ſo konnte ich nicht vorausſetzen, daß Frau v. Hallmark frei von denſelben ſei. Und wer iſt denn bei uns wahrhaft frei von den elenden Vorurtheilen für Orden, Titel, Rang? — Wer hat es ſich klar gemacht und beſtimmt ausgeſprochen, daß dieſer Adel gerade am fernſten iſt von dem wahrhaften Adel der Geſinnung, daß dieſer Adel gerade dadurch am unſeligſten auf alle Lebenszuſtände einwirkt, daß die verdienſtloſe Anmaßlichkeit an ihm noch immer geachtet wird? Ich kenne dieſen Adel durch und durch, und ich würde ihn bemitleiden, wenn nicht ſein Einfluß auf unſer Leben ein ſo verderblicher wäre. Ich nahm den adligen Titel nur an, weil er die Fortſetzung meiner Bekanntſchaft mit Frau von Hallmark begünſtigte. Eine heftige Leidenſchaft für die ſchöne

Frau trieb mich, ihr nach der Hauptſtadt zu folgen. Ich gewann ihre Liebe und geſtand ihr die Thorheit, den Titel angenommen und den Reſt meines Vermögens der Leidenſchaft für ſie geopfert zu haben. Sie zürnte nur, daß ich ſie für ſchwach genug gehalten, ſie würde den Werth des Mannes nach ſeinem Titel ſchätzen. Schon hatten wir den Plan gemacht, wie ich des eiteln, kindiſchen Tandes wieder ledig werden könne, als in dem Hauſe, welches ich bewohnte, ein großer Diebſtahl verübt wurde. In derſelben Zeit hatte die Polizei in Erfahrung gebracht, daß ich den angemaßten Titel führe, und mich traf nun auch der Verdacht des Verbrechens. Dieſer ſteigerte ſich, als ich im Laufe der Unterſuchung nicht nachweiſen konnte, wodurch ich meinen Aufwand beſtritten. Das wäre ſogleich aufgeklärt geweſen, wenn ich den Namen der Geliebten in die ſchmutzige Sache hätte hineinziehen wollen. Daß ich es nicht that, hat ſie mir herrlich vergolten. Binnen wenigen Wochen ſind ihre Güter verkauft, ihre Angelegenheiten geordnet, und wir verlaſſen dieſen Erdtheil. Wollen Sie uns folgen, Rolf, ſo will ich auch Ihr

Geſchick ſicher ſtellen. Ueberlegen Sie meinen Vorſchlag!«

Wilhelm war in der That jetzt keines Entſchluſſes fähig. Den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſaß er in tiefem, ſchmerzlichem Sinnen da. Endlich nahm er Papier und Feder und ſchrieb:

»Bittere Thränen weine ich, wenn ich des Kummers und des Grams gedenke, den Ihr, meine theuren, geliebten Eltern, über mich empfindet. Und ich könnte mir in wilder Wuth den Kopf einſchlagen, wenn ich denke, daß die Leute mitleidig oder höhnend auf Euch weiſen; während ſie demüthig den Hut ziehen vor dem reichen und vornehmen Schurken, der das Vaterland beſtiehlt, der Wittwen und Waiſen plündert, der das Blut der Armuth ausſaugt. Der reiche, vornehme Mann ohne Ehre, ohne Gewiſſen, ohne menſchliches Gefühl aber iſt ein Ehrenmann, und Euer Sohn iſt ein Schurke, iſt ein Dieb. Glaubt Ihr das? — Ha! wenn Ihr's glaubtet, wenn Ihr's je glauben könntet: dann freilich wär' mir beſſer, nie geboren zu ſein, dann wär's

beſſer, ich ginge in den fernen Welttheil, von wo Ihr nie wieder meinen Namen herüberſchallen hörtet. Aber ich bleibe! ich bleibe, um Alles daran zu ſetzen, meinen ehrlichen Namen wieder zu gewinnen, den man mir ſchändlich geraubt. Das bin ich Euch ſchuldig. Wenn Ihr den Leuten ſagt, daß ich kein Dieb bin, werden ſie ungläubig lächeln; denn ſie können ſich ſelbſt für beſſer halten, wenn ſie von Anderen das Böſe glauben. Laßt ſie! Aber Anna ſoll mich nicht für einen Schelm halten. Sagt ihr das. — Schreiben dürft Ihr nicht an mich; weil mir das Gefahr bringen könnte. Aber vertrauet feſt: die gerechte Sache muß doch ſiegen, und es wird die Zeit kommen, wo es Euch ein freudiges Bewußtſein gewährt, wenn ich mich Euren Sohn nenne.«

Als Wilhelm ſeinen Brief geendet, wandte er ſich an den Baron. »Mein Entſchluß,« ſagte er, »iſt gefaßt: ich bleibe hier. Um meiner Eltern willen und auch um meiner ſelbſt willen. Ich kann meinen guten Namen nicht aufgeben, ohne Alles verſucht zu haben.« — Der Baron

verſprach ihm, für ſein Fortkommen Sorge zu tragen.

In den erſten zwei Wochen wurde Wilhelms Entſchluß noch oft erſchüttert, wenn die Beſorgniß, entdeckt und aufs Neue verhaftet zu werden, ſich zum Unerträglichen ſteigerte. Plötzlich ergriff ihn eine unſägliche Angſt, Sinne und Gedanken verwirrten ſich: da hörte er die Stiegen herauf ſchwere Tritte, Geklirr der Waffen; er wollte entrinnen, er wollte ſich zur Wehr ſetzen, aber wie von Dämonen gefeſſelt ſtarrte er auf die Thür, in welche der Feind eintreten ſollte. Auf der Straße blickte er ſtets ſcheu nach allen Seiten; jeder Menſch, glaubte er, betrachte ihn mit argwöhniſchem Blicke, werde an ihm zum Verräther werden. Einmal erblickte er im Spiegel des Fluſſes ſein eigenes Bild: entſetzt ſchreckte er zurück, und als ob er ſelbſt das zweite Ich ſei, welches den Verfolgten erkannt, ergriff er die eiligſte Flucht, unaufhaltſam hinſtürzend, bis er athemlos ſeine Wohnung erreicht hatte. — Als der Baron aufgehört, den Kranken zu ſpielen, fuhren Herr und Diener häufig aus, aber gewöhnlich gleich zum nächſten Thore

hinaus nach entfernteren Orten, wo ſich auch Frau v. Hallmark einzufinden pflegte. Den Abend brachte der Baron ebenfalls bei der Geliebten zu. So waren etwa ſechs Wochen vergangen und Wilhelm hatte ſchon gelernt, ſich wieder freier zu bewegen, den Fluch der Furcht nicht mehr in ſeiner ganzen Laſt zu fühlen, als der Baron Alles zu ſeiner Abreiſe vorbereitet hatte und die Stadt verließ. Wilhelm übergab er alle Zeugniſſe, welche ihn als den Bedienten Wilhelm Wegner legitimirten, der von der Frau von Hallmark ehrenvoll entlaſſen ſei. Wilhelm ſchaute mit ſchwerem Herzen dem Wagen nach, welcher den Baron mit der Geliebten dahinführte. Er wünſchte neben Johann auf dem Bock zu ſitzen, um aller der Gefahren, die ihm hier drohten, überhoben zu ſein. Doch er hatte einmal den anderen Entſchluß gefaßt: jetzt galt es ſich eine neue Zukunft zu ſchaffen.

Nach einigen Tagen war es ihm geglückt, die Bedientenſtelle bei dem Kammerherrn von Schwarzfels zu erhalten. Wilhelm verſtand im Grunde Nichts von den Pflichten ſeines Dienſtes, doch vollzog er jeden Auftrag aufs Pünkt-

lichſte, und er war klug und gewandt genug, aus den Umſtänden heraus ſeine Obliegenheiten aufzufinden. Sein Herr war ſtreng und auffahrend, die gnädigſte Frau gleichgiltig oder unzufrieden. Ihre Dienſtleute waren ihnen Geſchöpfe, deren höchſtes Recht darin beſtand, in ſcheuer Verehrung zu der Herrſchaft emporzublicken und ſchweigenden Gehorſam zu üben. Wilhelm empfand bald, daß es ein elendes Loos ſei zu dienen. Schon in den erſten Tagen mußte er hören, was ihm das Herz zuſammenſchnürte. Eine Speiſe, die er auf den Tiſch gebracht, dünkte dem Kammerherrn nicht ſchmackhaft. Mit groben Schimpfworten äußerte er ſich über die Köchin. Die Frau ſuchte zu entſchuldigen. »Mein Kind,« erwiderte der Gemahl, »Du vergißt ſtets, daß dieſe Art von Menſchen nur durch Strenge in ihrer Pflicht zu erhalten iſt. Eine innere Beziehung zwiſchen uns und ihnen iſt unmöglich. Ihre Natur, ihr rohes Weſen ſtellt ſie uns ſo fern, ja noch ferner, als den Bauern Hund und Pferd. Durch das Futter nur und das Geld, welches wir ihnen geben, ſind ſie an uns gefeſſelt. Aber ihre Gedankenloſigkeit, ihr Leicht-

ſinn und ihre thieriſchen Begierden laſſen ſie ihre Abhängigkeit jeden Augenblick vergeſſen. Deshalb müſſen wir ihnen dieſelbe auch jeden Augenblick durch die nachdrücklichſte Strenge in Erinnerung bringen. Leider giebt es jetzt ſo manche Herrſchaften, die da ihre Diener faſt wie ihres Gleichen behandeln, welche ſie durch Wohlwollen und Milde zu leiten gedenken, und das verdirbt dieſes Geſindel vollends: es wird immer hochmüthiger und naſeweiſer. Das iſt die einzige Folge der verdammten Theorien von Volksbildung, von Humanität und wie die hochtrabenden Wörter alle heißen, die uns Nichts als eine widerſpenſtige Canaille ſchaffen!«

»Es iſt wahr,« erwiderte die Frau Gemahlin, »dieſes Dienſtbotenvolk wird täglich ſchlimmer; Putzſucht und Eitelkeit nehmen unter dieſer Menſchenklaſſe, die doch froh ſein ſollte, wenn ſie das liebe Leben hat — überhand. Deshalb iſt auch der Verein gegen die Putzſucht der Dienſtmädchen höchſt löblich. Ich habe nur die Befürchtung, daß wir am Ende, wenn der Verein ſeinen Zweck erreicht, kein Kammermädchen mehr finden, die uns geſchmackvoll anzukleiden verſteht.«

»Das hätte die Behörde allerdings bedenken ſollen, bevor ſie den Verein beſtätigte. Unſere Damen können doch nicht wie Hottentottinnen gehen!«

»Die Henriette iſt ſehr geſchickt, ſie hat vielen Geſchmack, aber ich werde ſie morgen doch aus dem Hauſe jagen. Wenn man nur ſolche Geſchöpfe nicht brauchte an ſeinen Körper kommen laſſen! Kaum haben ſie uns einige Male aus- und angekleidet, ſo glauben ſie ſich ſchon durch die Nähe, in der ſie uns geſtanden, zu einem gewiſſen vertraulichen Benehmen berechtigt. Darin iſt Eine wie die Andere, und mir iſt das unausſtehlich.«

»Gegen ſolche Vertraulichkeit, zu der Menſchen gemeiner Abkunft immer geneigt ſind, iſt das beſte Mittel, nur durch Zeichen ihnen zu bedeuten und ihnen nie erlauben, auch nur ein Wort zu reden.«

Unterhaltungen dieſer Art bringen die Würze zu dem Mittagstiſch vornehmer Familien, die durch ihre innere Bildung und durch ihre Sittlichkeit den verächtlichſten Theil des Pöbels ausmachen. Man wird da oft verſucht zu glauben,

daß ſie durch das Schimpfen über den Pöbel nur ihre eigene Pöbelhaftigkeit zu verdecken ſtreben. Die gnädige Frau hatte indeſſen noch einen andern als den angegebenen Grund, ihre Kammermädchen oft zu wechſeln. Ungeachtet ihres kalten phlegmatiſchen Charakters war ſie nicht gleichgiltig geblieben gegen den kräftigen Gliederbau eines Cavallerieoffiziers. Dieſer breitſchultrige Adonis, mit einem martialiſchen Schnauzbart, einer gewaltigen Habichtsnaſe und mit der ſtolzen Dummheit einer vornehmen Geburt, verfehlte nie, ſich der Unterhaltung der gnädigſten Frau zu widmen, wenn der Herr Gemahl Dienſt hatte. Die Briefchen, welche ſich auf jene Unterhaltung bezogen, wurden von dem Kammermädchen hin- und zurückgetragen. Der edle Liebhaber hatte aber eins der Kammermädchen, welches ihm häufiger Briefe überbracht, aus Dankbarkeit eben ſo liebenswürdig gefunden, wie die gnädige Frau. Das entging dieſer nicht. Und um nun die Tugend ihrer Mädchen nicht zu gefährden, nahm die Dame die Rückſicht, dieſelben häufig zu wechſeln. Der Kammerherr dagegen handelte in der That nur aus noblen Grundſätzen. Seine Die-

ner ſollten durchaus nichts Anderes als Maſchinen ſein. Je ſelbſtſtändiger der Menſch denkt und urtheilt, um ſo leichter iſt er ohne Zweifel zu behandeln, um ſo leichter wird er ſich verſtändigen Anordnungen fügen. Aber dieſe zu geben, das hat eben für vornehme Leute ſein Unbequemes. Deshalb iſt dieſen ein denkunfähiges Volk das liebſte, deshalb möchten ſie es in ſteter Unmündigkeit erhalten. Der Kammerherr gehörte zu den Vornehmen, welche der Zeit zum Trotze feſt darauf beharren, daß die dienende Klaſſe noch immer auf dem Standpunkt der Unvernunft ſtehe. Deshalb bedeutete er ſeinen Dienern auch ſtets nur durch Winke der Hand, höchſtens durch ein kurz ausgeſtoßenes Wort, wenn ihn nicht ſeine Heftigkeit zu ungemäßigten Schelt- und Schimpfworten hinriß. Wilhelm, in dem Gefühl ſeiner Ungeübtheit für den Dienſt und in dem Bewußtſein der bürgerlichen Unſicherheit, duldete die härteſten Worte mit größter Ruhe; wiewohl der Zorn ihm oft auf die Zunge treten wollte, um der an ihm mißhandelten Menſchlichkeit Luft zu ſchaffen. Einzelheiten ſeines Dienſtes machten noch dazu ihm denſelben

immer widerwärtiger. Er mußte den Kammerherrn gleich dem kleinſten Kinde bedienen, ihm ſelbſt Hemde, Unterkleider, Strümpfe anlegen. Von der Scham, die es erregt, fremde Hände an unſerem Körper herumtaſten zu laſſen, zeigte der vornehme Herr keine Spur. Warum auch Scham einem Weſen gegenüber, das kein Urtheil haben darf? — Wilhelm kam ſich in der Beſchäftigung, welche ſeine ganze Thätigkeit darauf beſchränkte, die überhobenen Bedürfniſſe eines Menſchen zu befriedigen, ſo verächtlich vor, wie der Kammerherr in ſeiner kindiſchen Unbehilflichkeit oder Trägheit ihm jämmerlich und elend erſchien. Wilhelm hätte die Kleider lieber ihm um die Ohren geſchlagen, als angezogen. So bedurfte es endlich nur einer kleinen Veranlaſſung, und der Diener forderte ſeinen Abſchied.

»Wie!« rief der Kammerherr, »Du forderſt ſelbſt Deine Entlaſſung? — Bisher haben alle meine Bedienten es abgewartet, bis ich ſie davongejagt, und Du haſt noch nicht einmal Prügel von mir bekommen!«

»Das eben möchte ich vermeiden.«

»Schurke, Du bist wohl gar zu hochmüthig, Dich prügeln zu lassen?«

»Wenigstens würde ich mich wehren, so lange ich noch eine Hand heben kann.«

Der Kammerherr maß die hohe, kräftige Gestalt seines Dieners mit einem langen, fast ängstlichen Blick und sagte dann: »Ich kann Dich nicht bis zum Ablauf Deiner Dienstzeit gebrauchen: Du packst Dich morgen aus dem Hause.«

Wilhelm zog am folgenden Tage ab mit einem Dienstzeugniß, in welchem nichts Gutes, aber viel über seine Anmaßlichkeit und seinen Ungehorsam ausgesagt war.

Neuntes Kapitel.

Nach einigen Tagen ſtand Wilhelm als Livreejäger in den Dienſten des wirklichen Geheimraths von Euner. In dem Hauſe dieſes Herrn hatte in der That Alles den Anſtrich des Geheimen: Jeder trat leiſe und ſchleichend auf; Niemand redete anders, als mit wispernder Stimme; Jeder warf nur halbe Blicke auf die Dinge und die Perſonen. Der Tag begann und ſchloß mit Geſang und Gebet. Zu dieſem verſammelte ſich Dienerſchaft und Familie in einem beſonderen, mit Betpult, Crucifix und Heiligenbildern ausgeſtatteten Zimmer. Der wirkliche Geheime, ein Mann mit vollem, glattem Geſicht und ſtattlicher Körperfülle, las die Gebete ſelbſt ab und ſchielte mit den kleinen,

gekniffenen Augen ſo andächtig nach Oben, wie nur je ein reichbepfründeter Prälat. Die übrige Geſellſchaft ſeufzte viel, und nach dem Grade ſeiner Dummheit oder Schlauheit verdrehte Einer mehr als der Andere die frommen Augen. Anfangs ergötzte ſich Wilhelm an dieſem ihm neuen Schauſpiel; aber es erſchien ihm widerwärtig, ſobald er mit dem agirenden Perſonal bekannt geworden. Der wirkliche Geheime war ein pfiffiger Mann, der ſich in ein Miniſterium hineinzubeten hoffte. Denn die alte Frömmigkeit, mit dem Glauben an Teufel und Geſpenſter und mit dem Glauben an die Verdienſtlichkeit des Betens und Singens, wird in Zeiten, welche den verrotteten Wuſt des Mittelalters aufräumen wollen, eine ſeltene Waare. Um ſo beſſer muß ſie bezahlt werden — mit Geld, Orden und Würden. Herr von Euner that auch ſonſt ſeine Schuldigkeit, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er war nichtzahlendes Ehrenmitglied aller der unzähligen, gemeinnützig frommen Vereine, welche die Hauptſtadt zählt; er ſah die einflußreichſten Perſonen häufig an ſeiner trefflich beſetzten Tafel und machte es ſich zur Pflicht,

ſeine Gäſte von den Vorzügen des chriſtlich-germaniſchen Staates, von der Jämmerlichkeit aller Conſtitutionen und der Tollheit und Niederträchtigkeit der ſocialiſtiſchen Beſtrebungen zu unterhalten. Wilhelm, welcher während der vier Stunden eines ſolchen Diners gewöhnlich hinter dem Stuhl der gnädigen Frau in ſeiner Galla-Uniform Parade machte, gewann da vielen Stoff des Nachdenkens. Das war das einzige Gute, welches ihm dieſer Dienſt gewährte. Wäre er an Unthätigkeit gewöhnt geweſen, hätte er ſich hier auch ſonſt gefallen müſſen. Die zahlreiche Dienerſchaft war den größten Theil des Tages beſchäftigungslos; dennoch ſuchte Jeder, wie er es nur immer vermochte, ſeine Arbeit dem Anderen aufzubürden. Für dieſen Zweck und für die Gunſt der Herrſchaft wurden Künſte jeder Art von den frommen Leuten aufgeboten. Uebrigens wurde die Leere des Daſeins durch die Morgen- und Abendgebete und durch die Liebesintriguen zwiſchen dem weiblichen und männlichen Perſonal des Hauſes ausgefüllt.

Dieſer Dienſt in vornehmen Häuſern übt, nächſt der Armuth, die größte entſittlichende

Macht auf die niederen Stände aus. Hier gewöhnen sich die weiblichen und männlichen Dienstboten an Ränke, Unthätigkeit, Wohlleben, an die entnervenden Genüsse und Laster der vornehmeren Stände, durch welche sie meistens den Familien, in welchen sie einst als Vater oder Mutter walten, so verderblich werden. Der Schein von Bildung, die oberflächliche Politur, welche sie aus jenen Häusern mitnehmen, ist ein schlechter Ersatz für die eingebüßte Tüchtigkeit und den einfachen, gesunden Sinn der Bürgerlichkeit. Daß sie zuweilen noch die Heuchelei der Frömmigkeit erlernen, wird Niemand für Gewinn erachten. Das Haus des Geheimraths mußte ein vortrefflicher Boden für diese Domestikenbildung sein; denn in Florentine, dem Kammermädchen, und Friedrich, dem Kammerdiener, stellten sich kostbare Cabinetstücke derselben dar.

Die sehr niedliche Florentine war das gutmüthigste Kammermädchen, welches je einer gnädigen Frau die falschen Locken aufgesteckt. Alle Männer im Hause, vom würdigen Ministercan-

didaten bis zum neckiſchen Jokey des jungen Herrn, laſen in den ſchelmiſchen Augen die lebhafteſten Aufforderungen. Der wirkliche Geheime unterließ deshalb auch nie, wenn er es unbemerkt konnte, dem niedlichen Kinde mit ſüßer Zärtlichkeit in die Wangen zu kneipen oder auf den üppigen Nacken zu klopfen. Wenn Friedrich von ihr ging, ſo war immer ihr Buſentuch in Unordnung gerathen; und wenn der junge Herr in der Nacht auch aus der vornehmſten Geſellſchaft kam, war er doch human genug, ſich noch nach Florentinens Befinden zu erkundigen. Der Frau Geheimräthin entging das Alles nicht. Sie bewies Florentinen faſt täglich mit den ſchlagendſten Bibelſtellen die Sündhaftigkeit eines leichtfertigen Wandels. Florentine badete ſich dann, wie eine büßende Magdalena, in Thränen, ging wohl zwei Mal des Sonntags nach der Kirche, legte dazu die ſchönſten Kleider und alle Perlen und Ringe an, welche ſie von ihren Verehrern zum Geſchenk erhalten hatte, und übte eine halbe Stunde lang vor dem Spiegel den frommen Blick und das zierliche Kopfneigen ein, mit denen ſie dem

Herrn Chriſtus oder wenigſtens doch einem Herrn zu gefallen gedachte.

Friedrich war ein äußerſt feines Männlein, der mit ſeinen gewandten Tournüren einen jungen Grafen vom älteſten Hauſe würdig hätte repräſentiren können. Seine Anlagen zum großen Diplomaten bewährte er in Unterhandlungen, die er für ſeinen Herrn mit den ſchönen Tänzerinnen, auch wohl mit deren Männern in ſehr delicaten Angelegenheiten häufig zu führen hatte. Denn er wurde durch das volle Vertrauen ſeines Herrn beehrt. Nicht minder ſchmeichelhaft war für ihn das zarte Geheimniß, welches zwiſchen ihm und der Tochter vom Hauſe waltete. Fräulein Adelaide war ſchon über die Jahre hinaus, wo die edle Jugend der Reſidenz ihr huldigte: ſie war jetzt damit zufrieden, daß Friedrich ſie anbetete. Die hingebende Verehrung des guten Menſchen hätte ſie getröſtet über tauſend glänzende Hoffnungen, über tauſend gebrochene Liebesſchwüre von edleren Lippen, wenn nur Florentine nicht ihre Eiferſucht ſtets wach erhalten hätte!

Wilhelm entging es nicht, daß in dem

frommen Hauſe viel Unlauteres waltete. Die Langeweile würde ihn getrieben haben, allen Verhältniſſen nachzuſpüren und ihnen beizukommen, wenn er die Zeit nicht erſprießlicher mit der Lectüre von Zeitungen und Brochüren verwendet hätte, deren ſein Herr ſich von dem Buchhändler viele ſchicken ließ, um wenige zu leſen. Aber Wilhelm ſollte nicht mit umnebelten Blicken unter den Frommen geweilt haben. Der Geheimrath machte mit ſeiner Familie eine Reiſe auf ſeine Güter. Wilhelm ſaß mit Florentinen in dem Coupe des Reiſewagens. Zutraulich, geſprächig verbreitete ſie ſich über alle geheimeren Verhältniſſe des Hauſes. Zuerſt wurden die Liebes- und Verlobungsgeſchichten des gnädigen Fräuleins erzählt, und die lange Kette bis zu Friedrich hinab wollte gar kein Ende nehmen; dann kamen die zarten Verbindungen des Geheimraths und endlich die Nachſtellungen, welche die züchtige, fromme Florentine ſelbſt zu überwinden hatte. Wie ſtandhaft war das brave Mädchen bei all' den koſtbaren Geſchenken geblieben, welche ſie von dem Geheimrath empfangen; wie klug war ſie den Schmeicheleien

des Sohnes begegnet, den Verführungskünsten der verschiedenen Liebhaber Adelaidens ausgewichen, und wie bestimmt hatte sie die Eheversprechungen Friedrichs zurückgewiesen! »Ich verachte diese Männer zu tief,« sagte sie entrüstet. »In ihnen ist kein Ernst, keine Würde. Wenn ich Sie, Wegner, mit Jenen vergleiche: Sie sind ein wahrer Mann!« Florentine hatte ihre Hand sanft auf Wilhelms Arm gelegt und schaute ihn mit zärtlich verehrendem Blick an; er aber erwiderte lächelnd: »Sie irren sich in mir, Florentine.«

»O, gewiß nicht!« — rief sie aus, ihm näher rückend.

»Friedrich verdient weit mehr Ihr Vertrauen,« entgegnete er. Der Ton seiner Worte klang so bestimmt abweisend, daß Florentine klug genug war, nicht weiter in ihn zu dringen. Aber sie fuhr fort, sich traulich und zuvorkommend gegen Wilhelm zu erweisen. Wenn es dunkelte und Florentine schlummerte, sank ihr Haupt an seine Schulter und an seine Brust, daß er gezwungen war, sie in seinem Arm zu halten und ihr in die liebesehnenden Augen zu

ſchauen, wenn ſie dieſelben aufſchlug. Doch das Alles konnte keine Flamme in Wilhelms Herzen entzünden.

Auf dem Gute wurde die Frömmigkeit noch großartiger betrieben, als in der Stadt. Zu den Morgen- und Abendgebeten mußte nicht nur das ganze Hausgeſinde erſcheinen, ſondern auch alle Tagelöhner mit ihren Familien, und von den übrigen Dorfbewohnern hatten Alle, die der Gunſt des Herrn bedurften, die Erlaubniß erbeten und erhalten. Der Herr trat dann einige Minuten vor Gemahlin und Tochter unter die Verſammelten, ſprach herablaſſend mit Einem oder dem Anderen, beſonders mit den jungen Bauernmädchen, die er dabei väterlich auf die friſchen, rothen Wangen klopfte. Gleich in den erſten Tagen trat ein junges Mädchen zitternd an den gnädigen Herrn und bat, ihr den Vater freizugeben, der im Gefängniß ſitze, weil er das Wild von ſeinem Acker gehetzt.

»Mein Kind,« erwiderte der Geheimrath, »Dein Vater hat ſich eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht: er hat ein Gebot der Obrigkeit übertreten; und der Obrigkeit ſoll man gehor-

chen, befiehlt Christus; denn sie ist von Gott eingesetzt.«

»Der Vater wird auch gewiß nicht wieder das Gebot übertreten: geben Sie ihn nur diesmal frei!« bat das Mädchen.

Der Geheimrath musterte das blühende, hübsche Wesen mit Kennerblicken und erwiderte dann: »Komm' nach dem Gebet auf mein Zimmer und lege mir die Sache näher auseinander.«

Eine halbe Stunde nach dem Gebet kam das junge Mädchen aus dem Zimmer des Geheimraths. Ihre Wangen glühten; ihr Blick war unstät, und sie eilte über den Hof hin, wie Jemand, der zum ersten Male sein Gewissen mit einer Schuld belastete. Am folgenden Morgen stattete der Vater vor dem Gebet dem gnädigen Herrn seinen Dank ab. So geschah es nun häufiger, daß die jungen Mädchen, wenn sie hübsch genug waren, sich den gnädigen Bescheid nach dem Gebet auf des Herrn Zimmer selbst einholen durften. Dafür rühmte sich auch der wirkliche Geheime, der Vater des Dorfes zu sein. Doch als der Milchpächter kam, ein

alter redlicher Mann, und um theilweiſen Erlaß der Pacht bat, weil der Ertrag, bei dem ſchlechten Winterfutter, zu unbedeutend geweſen, wurde er mit Härte abgewieſen. Und als der Alte beim Ablauf des Vierteljahres die Pacht nicht zahlen konnte, ließ der fromme Geheimrath ihn auspfänden und den Beraubten mit ſeinem kranken Weibe austreiben.

Das Wohlwollen der Vornehmen müſſen wir nur mit Argwohn aufnehmen: ſelten iſt es frei von ſelbſtſüchtigen Zwecken. Und ihre Herablaſſung muß uns ſtets eine Beſchimpfung erſcheinen; denn der Menſch kann ſich nicht herablaſſen zum Menſchen; herablaſſen kann er ſich nur zum Thiere. Erſt dann dürfen wir das Wohlwollen und die Herablaſſung der Vornehmen für echt und menſchlich halten, wenn ſie ihren ſchwelgeriſchen Ueppigkeiten entſagt, ihren Hochmuth aufgegeben und ſich einer wahrhaft nützlichen Thätigkeit gewidmet haben. Am wenigſten dürfen wir uns täuſchen laſſen durch den Schein von Frömmigkeit, mit welchem ſich die Vornehmen jetzt ſo gern umgeben. Wären ſie wahrhaft fromm, ſo würden ſie alle ihre

Kräfte aufbieten, der Noth und dem Elende ihrer Mitmenschen abzuhelfen. Aber sie werfen höchstens einmal bei herkömmlichen Gelegenheiten der Armuth einige elende Bissen mit der einen Hand zu, während sie die andere schon ausgestreckt haben, um von dem Fleiße eben dieser Armuth die Kassen neu zu füllen, welche ihre Verschwendung in Festlichkeiten, Prachtbauten und Reisen leerte. Eine Frömmigkeit, die den Armen mit seinem Hunger auf den Himmel anweist, während sie selbst alle Genüsse der Erde gierig bis zur Hefe schöpft, ist sehr wohlfeil!

An dem Prediger Seumer hatte der Geheimrath einen Geistlichen, der eifrig die Gemeinde in dem frommen Sinne des Patrons bearbeitete. Seine Predigten strotzten von dem Blut und Wunden des Herrn Christus, und er wußte nicht genug die Liebe und Gnade Gottes des Vaters zu rühmen, der seinen eingebornen Sohn gesandt hatte zur Erlösung von den Sünden.

Der Geheimrath empfing ihn auch, als der Pfarrer am Sonntage zu Tische kam, mit großem Lobe. Dieser erwiderte mit demüthigem Anstande:

»Der Herr iſt auch mächtig in dem Schwachen.«

»Wozu, lieber Paſtor,« ſagte der Geheimrath, »dieſe Beſcheidenheit? Sie ſind ein geſcheidter Mann, und wiſſen ſo gut wie ich, was es mit der Religion auf ſich hat: wir brauchen ſie als Zaum und Zügel für den großen Haufen, den Pöbel. Der muß ein Jenſeits hoffen und fürchten, an einen lohnenden und ſtrafenden Gott glauben. Und wenn der gemeine Mann denkt, daß Gott ihn in ſeine Lage geſetzt, daß Gott dieſe ganze Ordnung der Dinge von Oben herab bis zu ihm ſelbſt verhängt, ſo fügt er ſich weit leichter, iſt der Obrigkeit und dem Geſetze gehorſamer. Deshalb iſt der Mann zu ehren, welcher das Volk in ſeinem Glauben hebt und befeſtigt.«

Der Paſtor machte einen tiefen Diener, indem er erwiderte: »Zucht und Sitte laſſen ſich, nach meinem unterthänigen Dafürhalten, dem Volke auch nur predigen als Gebote Gottes. Dieſe Ueberzeugung läßt mich in meinem Amte eifrig ſein, wenn ich auch Vieles gegen mein beſſeres Wiſſen lehre und predige.«

»Die Welt will betrogen werden, lieber Paſtor; und wir betrügen ſie wenigſtens zu ihrem eigenen Beſten. Denn wie es jetzt iſt, leben doch wenigſtens Einige, wie Sie und ich, ein erträgliches Daſein; während, wenn die Aufklärerei um ſich griffe, ein wilder Naturzuſtand eintreten müßte, der die Menſchen wieder zu Beſtien machte.«

»Ich wage es, hochverehrteſter Herr Geheimrath, Ihre tiefen Blicke in das Leben und in die Natur des Menſchen mit unterthänigem Staunen zu bewundern. Ja, ein Mann von Dero Einſichten an der Spitze unſeres Staates thut uns Noth!«

»Und dazu ein Erzbiſchof von Ihrem Feuereifer für den Glauben, lieber Paſtor.«

»Zu gnädig, hochverehrteſter Herr Geheimrath! Aber ich wage die unterthänigſte Meinung auszuſprechen, daß ich unter Dero mächtigem Schutze Kirche und Schule bald von jeder Freigeiſterei reinigen wollte. Mein Wahlſpruch würde ſein: „Feſter Glaube und geſunde Vernunft für Bürger und Landmann!“ — Der Adel und die höchſten Beamten mögen ſich bilden,

wie ſie wollen, mögen glauben, was ſie wollen; aber ſie müſſen ein gutes Beiſpiel in der Verehrung für Kirche und Glauben an den Tag legen.«

»Durchaus meine Anſicht, lieber Paſtor! Die geſunde Vernunft, welche nicht über das Nächſte hinaus blickt, nicht grübelt und nicht deutet und der feſte Glaube, welcher Alles von dem lieben Gott erwartet — wenn dieſe in der großen Maſſe walten, dann können wir ein glückliches Regiment führen.«

»So war es in der ſchönen Zeit des Mittelalters, wo noch der Adel und die Geiſtlichkeit Alles, der Bürger und Bauer Nichts war. Wohl bin ich ein Prediger der proteſtantiſchen Confeſſion; aber ich wage es, in Unterthänigkeit die Meinung aufzuſtellen: wir wären beſſer daran, wenn die Reformation nicht eine Breſche geſchoſſen in die Mauer des Glaubens.«

»Ja wohl! ja wohl! lieber Paſtor; und wir wollen ſehen, was wir an der Breſche wiederherſtellen können, ohne gerade dem Papismus in die Hände zu fallen.«

Die beiden Ehrenmänner hatten in ihrem

Eifer vergeſſen, daß ſich der Jäger in dem Vorzimmer befand, und die Thür zu demſelben offen ſtand. So war Wilhelm der Zeuge einer Unterredung, die ihm ein allgemeineres Urtheil über die frommen Beſtrebungen der höheren Stände an die Hand geben konnte. Aber er ſchöpfte aus derſelben nur eine Verachtung gegen den Geiſtlichen und den Staatsmann, die in ihm den Entſchluß erzeugte, weder die Predigten des Erſten, noch die Gebete des Anderen ferner zu beſuchen. Daß er darüber aus dem Dienſte kommen würde, ſah er voraus; aber dieſer Dienſt war ihm von Tag zu Tag gehäſſiger geworden, ſeit ihn Florentine einen klaren Blick in den mit Frömmigkeit und Vornehmheit ausgeputzten ſittlichen Schmutz hatte thun laſſen. Zudem wurde Florentine immer zudringlicher und der junge Herr von Euner immer eiferſüchtiger. Kaum war Wilhelm in den Park getreten, ſo hing Florentine ſchon an ſeinem Arm, und in demſelben Augenblick erſchien auch Herr von Euner, um dem Jäger einen Auftrag zu geben, welcher den Diener aus dem Park wies. Dabei ſchoß der junge Herr ſo zornige, haßglühende

Blicke auf Wilhelm, daß dieser nicht ohne Grund eine That der Eifersucht von dem jungen Herrn fürchtete.

Wilhelm bat den Geheimrath um seine Entlassung und erhielt dieselbe um so leichter, als Friedrich schon längst gewünscht hatte, diesen Menschen, der so wenig für den Geist des Hauses paßte, entfernt zu sehen. Wilhelm war entschlossen, nie wieder bei einer vornehmen Herrschaft in Dienst zu treten; und nach wenigen Tagen sah er sich als Hausknecht eines Kaufmanns.

Zehntes Kapitel.

Herr Stöhr war durch die Dreier der armen Leute ein reicher Mann geworden. Um die Bewunderung seiner kaufmännischen Geschicklichkeit einzuernten und seinen Kindern ein nachahmungswürdiges Beispiel aufzustellen, erzählte er oft von dem engen, schmutzigen Laden in einem abgelegenen Theile der Stadt, wo er seinen kleinen Handel eröffnete. Weil er fast nur Pfennige und Dreier einnahm, lernte Herr Stöhr auch den Pfennig schätzen. Jetzt war der kleine Krämer ein angesehener Kaufherr geworden; er gab jährlich einige Bälle zur Verheirathung seiner Töchter, einige Diners für die Matadore der Börse, hielt eine stattliche Equipage, führte einen feinen Tisch und stellte sich in seiner ganzen

Haltung als ein Mann dar, der zu leben weiß. Aber den Pfennig ſchätzte Herr Stöhr noch, und in Allem, was nicht ſeine Perſon und den Glanz des Hauſes betraf, herrſchte eine weiſe Sparſamkeit, die man eben ſo gut gemeine Knauſerei nennen konnte. Uebrigens war Herr Stöhr ein echter deutſcher Philiſter von dem beliebten geſunden Menſchenverſtande und feſten chriſtlichen Glauben. Natürlich, daß zu ſolchem Charakter die Liebe zur Tabakspfeife nicht fehlte. Dieſes mit dem deutſchen Spießbürger und gelehrten Philiſter zuſammengehörige Inſtrument beruhigt ſo ſanft, macht ſo geduldig und lammsmüthig, ſchläfert den Geiſt ſo ſicher ein, daß gute Regierungen es ſich zur erſten Pflicht machen ſollten, ihren getreuen Unterthanen wohlfeilen Tabak zu ſchaffen. — Wilhelm erhielt auf einem Hängeboden über dem Thorwege ſeine Wohnung — groß genug, um ſich neben dem Bette noch eben umdrehen, und hoch genug, um mit gekrümmtem Rücken aufrecht ſtehen zu können. Abgeſpeiſt wurde er in der Küche. Das Eſſen hätte immerhin ſchlechter ſein mögen; aber daß es ihm gewöhnlich, wie für den Hund, von den Tellern

zuſammengeſcharrt wurde, die von dem Tiſch der Herrſchaft kamen, verdarb ihm den Appetit, noch ehe er ſich zur Speiſe geſetzt. — In den vornehmen Häuſern entwürdigt man in dem Diener den ſittlichen Menſchen; die geringere Dienſtherrſchaft mißhandelt auch den phyſiſchen. — Am Abende erhielt Wilhelm die Befehle, welche ihn von 4—8 Uhr des Morgens in der angeſtrengteſten Thätigkeit erhielten; dann wurde das Comtoir geöffnet und nun erſt begann das Hetzen: das Auf- und Abladen der ſchweren Collis, das eilige Verſenden nach allen Theilen der Stadt und dazwiſchen die tauſend kleinen Geſchäfte für die Frau, die Kinder, die Commis und Lehrlinge. Jeder wollte zuerſt bedient ſein. Jeder ſchalt über die Langſamkeit oder Ungefälligkeit. Am ſchlimmſten aber erging es dem armen Hausknecht, wenn mit oder ohne ſein Verſchulden etwa an dem alten morſchen Handwagen ein Rad oder eine Stange zerbrochen oder ein Strick zerriſſen worden. Der Herr war dann außer ſich über den ungeheuren Schaden, den die Dummheit des »Kerls« wieder angerichtet, und drohte mit Ohrfeigen und Lohnabzügen. Die letzteren traten

denn auch regelmäßig bei jeder Auszahlung ein. Wilhelm war weniger über die meistens unbedeutende Einbuße, als über die Ungerechtigkeit, die Willkür und den schmutzigen Sinn des Kaufmannes empört. Bei einer solchen Gelegenheit seufzte Wilhelm mehr in sich hinein als zu dem Herrn: »Es ist schlimm, daß der Mensch der Willkür des Menschen unterworfen ist; es ist ein elendes Loos, dienen zu müssen.«

»Den Herrn zu spielen,« sagte der Kaufmann, »würde Dir wohl leichter sein, Du unnützer Schlingel! Alles möchte heutigen Tages Herr sein, Keiner gehorchen. Deshalb taugt auch dies Pack von Knechten und Mägden von Grund aus nichts. Wie das nur enden soll, wenn es so fortgeht und uns das Gesindel über den Kopf wächst?« —

»Wenn das geschieht, so werden sich Arbeit und Lohn, Mühen und Genuß gleichmäßiger vertheilen. Wir Armen werden nicht mehr unsere Kräfte bis zur Erschöpfung anzustrengen brauchen, um nur ein elendes Stück Brot zu verdienen, und der Reiche wird nicht mehr im schimpflichen Müßiggange seine Tage vergeu-

den. Einer wird arbeiten müſſen wie der Andere.«

»Kerl, Du ſprichſt ja wie ein St. Simoniſt und Communiſt, oder wie ſonſt die Beſtien da in Frankreich heißen. Aber die Dummköpfe! — das Geld! — das Geld! — Wer wird für Geld nicht Leute bekommen?« —

»Vielleicht Leute, aber keine Knechte. Wie im Laufe der Zeiten aus den von Natur gleichen Menſchen ungleiche geworden ſind: ſo wird hoffentlich die umgekehrte Entwickelung eintreten, um aus den Ungleichen Gleiche zu machen.«

»Narrheiten! Narrheiten, Kerl! Wenn Du mit ſolchen Gedanken Deinen Kopf füllſt, mußt Du freilich träg bei der Arbeit ſein.«

»Verzeihen Sie, Herr: das bin ich nicht.«

»Schweig, Kerl! Ich dulde einmal keinen Widerſpruch!«

»Und ich nehme nicht ungerechte Beſchuldigungen auf mich.«

»Dann ſcher' Dich aus meinem Dienſt, widerſpenſtige Canaille, morgen, heute: an ſolcher Brut, wie Du biſt, fehlt's nicht!«

»Ich gehe sogleich, wenn Sie mir das Monatslohn und Kostgeld auszahlen.«

»Das wär' Dir wohl recht, von fremdem Gelde zu zehren und zu faullenzen! Wenn Du nicht morgen früh abgezogen bist, laß ich Dich durch die Polizei aus dem Hause werfen.«

Wilhelm ging nicht. — Der Polizeicommissarius saß mit dem Herrn Stöhr beim Glase Wein, als der Hausknecht hineingerufen wurde.

»Du hast Dich« — hob der Commissarius an — »gegen Deine Herrschaft ungebührlich betragen.«

»Das habe ich nicht gethan!« unterbrach ihn Wilhelm.

»Raisonir' nicht! — Halt' den Mund, bis Du gefragt wirst! — Da Du Dich gegen Deine Herrschaft gröblich vergangen hast, so ist dieselbe berechtigt, Dich sogleich aus dem Dienst zu entlassen, ohne Lohn und Kostgeld.«

»Ich glaube nicht, daß mir Herr Stöhr ein Vergehen nachweisen kann, wegen dessen er mich ohne Weiteres aus dem Dienst entlassen darf.«

»Nicht eins, sondern zehne, — wie ich

Ihnen, Herr Commiſſarius, erzählt habe,« warf Herr Stöhr ein.

»Es möchte Ihnen ſchwer werden, das zu beweiſen,« erwiderte Wilhelm.

»Darauf kommt es hier nicht an,« bemerkte der Commiſſarius. — »Wenn Du meinſt, von Deiner Herrſchaft noch Etwas fordern zu können, ſo verklage ſie.«

»Woher ſoll ich die Koſtenvorſchüſſe bei Gericht und Juſtizcommiſſarius nehmen?«

»Das iſt Deine Sache! Und wenn Du nun nicht ſogleich das Haus verläßt, werde ich Dich wegen Widerſetzlichkeit zum Polizeiarreſt abführen.«

Wilhelm mußte dem Befehl der Obrigkeit gehorſamen.

Er hatte nun zu dem ſchlechten Bedientenabſchied noch ein ſchlechtes Hausknechtszeugniß, und dazu war er des Dienens recht herzlich überdrüſſig.

Elftes Kapitel.

Der alte Zimmergeſelle, zu dem Wilhelm in Schlafſtelle gezogen war, verſchaffte ihm die Beſchäftigung als Handlanger bei den Bauten ſeines Meiſters. Wenn da Wilhelm, auf dem äußerſten Ende eines Balkens frei und kühn ſtehend, die heißen Tropfen von der Stirne trocknete und von oben herabblickte auf das Getümmel der Straßen, auf den armen Bettler und den reichen Banquier, auf den keuchenden Laſtträger und den gelangweilten Fürſten: dann erſchien ihm der Eine wie der Andere gleich klein und gleich groß, und er ſagte oft: »Wenn ſie nur wüßten, wie wenig ſie ſich von einander unterſcheiden — über ſich den hohen Himmel, unter ſich die weite Erde, das Grab Aller, die

gleiche Speiſe den Würmern!« — Er ſelbſt aber fühlte ſich glücklicher als ſeit langer Zeit: er war der ſchweren Hand einer Dienſtherrſchaft entrückt. Auch erfreute es ihn, wie er ſo manches Neue lernte: Axt und Stemmeiſen, Zirkel und Winkelmaß handhabte er bald wie der trefflichſte Geſell. Aber der Winter war gekommen: die Arbeiten der Zimmerer hörten auf, und auch Wilhelm wurde entlaſſen. Was nun beginnen? Wieder dienen, ſich wieder mißhandeln und herabwürdigen laſſen? nimmermehr! Lieber elend verkommen, lieber den Tod muthig in die Arme ſchließen!

Die Bemühungen, in einer Fabrik Beſchäftigung zu finden, waren vergebens; denn im Winter beſchränken auch die meiſten Fabrikanten die Zahl ihrer Arbeiter. Wilhelms geringe Baarſchaft nahm raſch ab; kaum konnte er noch am Erſten des Monats ſeinem Wirth die Miethe der Schlafſtelle zahlen. Sie wurde ihm gekündigt; denn ſein Wirth war ſelbſt außer Arbeit geſetzt und hatte doch eine zahlreiche Familie zu ernähren. Wilhelm verließ ſogleich ſeine Wohnung. Ein ſchneidender Wind fegte die Straßen

der Stadt und wirbelte den feinen Schnee hoch empor. Die Geſichter der Menſchen ſahen ſo roth und friſch aus, daß die Spuren des Siechthums, welches vor allen die Hauptſtadt, mit ihrem Elende und ihren unnatürlichen Genüſſen, den Bewohnern aufprägt, unſichtbar geworden. Die Menſchen aber ſchienen ſich der Täuſchung zu ſchämen: tief verhüllt eilten ſie mit den raſcheſten Schritten an einander vorüber. Nur Wilhelm, nicht achtend des Sturms und der Kälte, ſchritt zögernd und mit geſenktem Haupt einher: er hatte keinen Plan, keine Ausſicht, eine ſchützende Stätte zu finden. Der Mittag kam und brachte ihm kein ſtärkendes Mahl; der Abend kam und brachte die Furcht, eingefangen, erkannt und den Schreckniſſen neuer Unterſuchung, neuer Gefangenſchaft überliefert zu werden. Schon ſah er ſich in der Gemeinſchaft verworfener Menſchen, ſelbſt ihnen beigezählt. Von Furcht und Schrecken getrieben, eilte er die Straße entlang, zum Thore hinaus. — Schon lagen die letzten Häuſer der Vorſtadt weit hinter ihm; er blickt um ſich, er ſchaut über die weite traurige Schneefläche, in die öde Nacht; ihm winkt kein

gaſtliches Dach, keines Menſchen traulicher Gruß; er iſt verlaſſen, hinausgetrieben zu dem Thier der Wildniß. Erſchöpfung packt ſeine Glieder und Froſtſchauder jagt ſeine Zähne klappernd zuſammen; aber der Zorn durchflammt noch ein Mal die ſchwindenden Kräfte. »Menſchen,« ruft er aus, »tolles Geſchlecht, wie wüthet Ihr gegen Euch ſelbſt! Bin ich nicht Einer der Eurigen? Und Eure Geſetze haben mich mißhandelt, Eure Rechte mich beraubt, Ihr ſelbſt mich herabgewürdigt. Fluch Euch! Fluch Euren Thorheiten! Was,« lachte er grimmig, »was iſt eines Mannes Fluch? — Die donnernde Stimme des Himmels ſelbſt würde dies Geſchlecht nicht aus ſeinem feigen Elend reißen! — Wie konnteſt Du, Gott, es ſo verſinken laſſen?« — Wild blickte er zum Himmel empor, dann ſtürzte er zur Erde, riß die Kleider auf, und preßte die glühende Bruſt an den eiſigen Schnee. Wie ihn die Kälte tiefer und tiefer durchſchauerte, da wurde es ihm wohler, da löſte ſich der Schmerz und die wilde Glut: er war ſtill, er war müde zum Tod; ruhig ſchloſſen ſich die Augen. — Ueber ihm ſtand der klare Mond, blinkten die

glänzenden Sterne; das Feld aber, die Bäume und Sträucher funkelten wie Millionen Diamantkryſtalle an dem weißen Königsmantel der Erde. Die Erde iſt ſchön und herrlich in jedem Kleide; aber das Leben iſt widerwärtig und häßlich in ſeinen beklagenswerthen Verzerrungen. Selbſtſüchtiger Trug und kindiſcher Unverſtand haben es dazu gemacht; ſelbſtſüchtiger Trug und feige Schwäche erhalten es ſo. Eure Weiſen aber verehren in all' dem tollen Spuk die Macht der Nothwendigkeit. Ein Greis kommt des Weges daher. Sein weißes Haar flattert im Winde; dürftige Kleidung deckt den zitternden Leib; ermattet zieht er an dem mit Holz beladenen Schlitten. Da liegt ein Menſch vor ſeinen Füßen. Der Alte hemmt den langſamen Schritt, er rüttelt, er ſchüttelt den Erſtarrten: kein Zeichen des Lebens. Der Alte ſteht zögernd, wirft dann das Holz von dem Schlitten und verſucht, den Erfrorenen auf denſelben zu legen: ihm verſagen die Kräfte. Jetzt legt er den Kopf des Erſtorbenen in ſeinen Schooß und reibt ihm die blaſſen Schläfe. Endlich athmet er tief auf, er öffnet die geſchloſſenen Augen.

»Vater,« ſagte Wilhelm mit matter Stimme, »wir haben uns lange nicht geſehen, und Dein Haar iſt weiß geworden, weiß aus Gram über Deinen Sohn. Aber warum grämſt Du Dich? — Verachte die Menſchen, die hochmüthigen, feigen Sklaven, verachte das Leben, das elende, bettelhafte Armenhospital: dann wird Deine Bruſt feſt, wie Eiſen und Erz.«

»Sie irren ſich,« erwiderte der Greis. »Ihr Vater iſt wohl fern; aber wenn er alt und ſchwach iſt, wie ich, wird er des Sohnes um ſo mehr bedürfen.«

»Und doch wär's beſſer geweſen, Sie hätten mich ſterben laſſen: ich habe keinen Dank für Sie,« — ſagte Wilhelm, indem er ſich langſam erhob.

»Das Beſte, was wir thun im Leben, findet oft den ſchlechteſten Dank: das darf uns wenig kümmern,« erwiderte der Greis, indem er ſein Holz wieder auf den Schlitten packte.

»Iſt Ihnen hier auf ebenem Wege der Schlitten umgeſtürzt?« — fragte Wilhelm.

»Ich lud das Holz ab, um Sie auf den Schlitten zu ſetzen.«

»Das thaten Sie? Ihr mit Gefahren erbeutetes, geſtohlenes Holz wollten Sie zurücklaſſen, um einen Menſchen zu retten? — Ja, es giebt noch gute Menſchen; aber die guten ſind ſchwach, und die mächtigen ſind nicht gut!«

Das Holz war wieder aufgeladen, und Wilhelm zog den Schlitten in Stelle des völlig erſchöpften Alten. Bald hatten ſie eine elende Hütte in der Vorſtadt erreicht. Der Alte blickte empor zu einem niedrigen Fenſter, deſſen kleine Scheiben zum Theil durch Papier verklebt oder durch Lumpen verſtopft waren und nur einen ſpärlichen Schimmer des Lichts nach Außen fallen ließen. Er klopfte in die Hände; das Licht verſchwand und ein munterer Knabe, mehr mit Lumpen behangen, als bekleidet, öffnete die niedrige Thür und leuchtete, bis Wilhelm und der Alte das Holz eine morſche Stiege hinaufgetragen. »Wollen Sie nicht« — fragte dann der Greis — »ein Wenig bei mir ausruhen, ehe Sie nach Hauſe gehen?«

»Nach Hauſe? — Mein Haus iſt nicht fern; es iſt groß und weit: der Himmel ſein

Dach, die Erde ſeine Schwelle,« ſagte Wilhelm mit ſchmerzlichem Lachen.

»Das Haus muß ſchön ſein! Dahin nimm mich mit, fremder Mann: wir ſitzen hier ſo eng, ſo ängſtlich; und ich möchte ſo gern hinaus, in weiten Räumen zu ſpielen mit fröhlichen Knaben,« ſagte das Kind.

»Zu frühe wird man mit Dir ſpielen, armer Knabe,« erwiderte Wilhelm gerührt. Der Alte aber ſagte:

»Ich darf Sie nicht von mir laſſen, ſo wenig gaſtlich, ſo elend auch meine Behauſung ſein mag.«

Er führte Wilhelm in ein Zimmer, deſſen ſtickige Luft dem Eintretenden beim erſten Athemzuge faſt den Hals zuſammenſchnürte. Als der Knabe die matt glimmende Lampe auf den Tiſch geſetzt, erblickte der Gaſt in dem Dämmerlichte, außer dem Tiſch und zwei oder drei Schemeln, nur noch einige Breter angebracht, auf welchen verſchiedenartige Scherben die Stelle des Küchengeſchirrs vertraten. Den Boden des Zimmers aber bedeckten zahlreiche Strohſäcke, die faſt jede Bewegung unmöglich machten, wollte man nicht

auf Einen der zuſammengekauerten Schläfer treten. Der Greis las aus des Gaſtes Mienen deſſen Erſtaunen.

»Menſchlicher Wohnung ſieht freilich dieſer Aufenthalt nicht ähnlich; und auch nur Dem muthe ich zu, hier zu weilen, dem jeder andere Schutz gegen die Strenge der Jahreszeit fehlt.«

Wilhelm ſchwieg: er hatte nie ſo viel Armuth auf einem ſo kleinen Flecke geſehen. Der Alte rüttelte indeſſen einen Strohſack etwas zurecht und forderte dann den Gaſt auf, denſelben mit ihm zu theilen. Zu ihren Füßen legte ſich der Knabe.

Nur die große Erſchöpfung rief in Wilhelms Augen den Schlaf, aus welchem ihn ein heftiges Poltern und Rufen bald wieder erweckte.

An dem Tiſche ſtand ein Mann, der ſich nur mit Mühe aufrecht erhielt: in der ſchwankenden Bewegung drohte er jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren; während er mit lallender Zunge ſchrie: »Weib! Weib! Hexe von Weib, zieh' mir die Stiefel aus!«

Von der einen Ecke des Zimmers her ſchlich eine abgehärmte weibliche Geſtalt. »Biſt Du

ſchon da, Väterchen?« fragte ſie mit unterwürfiger Stimme.

»Ja, um Dir das Gehirn einzuſchlagen, verſchlafene Unke!«

Die Frau rückte ihm ſchweigend einen Stuhl hin und zog ihm eben ſo die Stiefel aus, während er fluchte und murrte. Dann unterſtützte ſie ihn, und Beide ſchwankten mühſam zum Lager. Hier erhob er ſich noch ein Mal, um ſeiner Nachbarin zu liebkoſen, indem er ſagte: »Heute hier, mein niedliches Röschen? — Wie keuſch Du doch biſt, mein Vögelchen!«

Eine jugendliche Stimme drohte ihm die blöden Augen auszukratzen, wenn er nicht ſchweige, und ſie ſchlafen laſſe. Der Trunkene aber verſicherte lachend, daß er heute gerade recht geſtimmt ſei, es mit einem Mädchen aufzunehmen, und liebkoſend verſuchte er, ſich ihr zu nähern.

Da ſchallte eine derbe Ohrfeige durch das Zimmer; während der Trunkenbold auf ſein Lager zurücktaumelte und zwiſchen den Flüchen Schmeichelworte an Röschen hervorlallte.

Schon war Alles in voller Bewegung und füllte den engen Raum mit wirrem Leben, als

Wilhelm erwachte. Eine greiſe Frau, vom Alter gebeugt, ſaß in der einen Ecke und ließ ihren Enkel das Morgengebet aufſagen; am Fenſter vor den Scherben eines Spiegels ſtand Röschen, ordnete das Haar und trällerte ein fröhliches Lied; ein kleines Mädchen kauerte auf der Erde und ſuchte weinend die nackten Füße unter dem kurzen Röckchen gegen die Kälte zu ſchützen. Der Trunkenbold ſchlich mit ſchlotternden Gliedern unmuthig und gähnend von einer Ecke zur andern; zwei Frauen bereiteten vor dem Ofen, in welchem ſpärliches Reiſig kniſterte, das Frühſtück; während der Alte eine Säge ſchärfte und ſo das Chaos von Tönen vermehrte, die das Gemach durchſchwirrten.

Das kleine Mädchen war von wunderbarer Schönheit. Die blauen Augen, ſo groß und klar, ſchienen beſtimmt, nur in Glück, in Friede und Unſchuld wie ein Stern des Himmels ſchön zu glänzen. Die Formen des Geſichts waren einzeln untadlich und die ſanfteſten Linien verbanden ſie zu einem herrlichen Ganzen. Das golden glänzende Haar ſchlang ſich um eine Stirn und einen Nacken von der zarteſten Weiße.

Aber ſchon lag in dem lieben Kindesauge der Schmerz des Elends und der Noth, die ihm bald ſeinen Glanz, ſeine Schönheit rauben mußten. Als der kleine Georg ſein Gebet vollendet, trat er zu dem Kinde, zog ſeine Jacke aus und ſagte: »Mich friert nicht, bedecke Dein Füßchen mit der Jacke, liebe Marie.«

Wilhelm ward bei dem Anblick ſeiner Umgebung aufs Neue von einem Schauder durchbebt; aber die rührende Scene, welche ihm die beiden Kinder boten, indem Georg vor der kleinen Maria knieete und ihr ſorglich die Füße einhüllte, verſcheuchte jede andere Empfindung. Freilich iſt es dem Armen ſelten vergönnt, ſich hilfreich und wohlthätig zu erweiſen; und er muß es ſich gefallen laſſen, daß die zarten Seelen der Auserwählten ſein Herz und Gefühl roh ſchelten, oder ihm Beides ganz abſprechen. Aber ſchauet hinein in die Hütten der Armuth, ſehet, mit welchen Aufopferungen und Entſagungen hier die Thaten der Menſchenliebe geübt werden: und geſtehet, Ihr Auserkohrenen der Erde, daß Eure Opfer, die Euch ſo wenig koſten, eitel Spielereien ſind!

Wie neu gestärkt durch Georgs reine Menschlichkeit, erhob sich Wilhelm von dem Lager und packte seinen Strohsack zu dem übrigen Schlafgeräth, welches in der einen Ecke des Zimmers aufgeschichtet lag. Dann erbot er sich, für den Alten das Geschäft des Schärfens zu übernehmen, da er bei dergleichen Arbeiten Bescheid wisse.

»Es ist vielleicht« — erwiderte der Greis, indem er Wilhelm die Säge hinreichte — »vergebliche Arbeit. Ich allein werde mit einem Viertel-Haufen Holz nicht fertig, und Liebert hat sich wieder einmal unfähig zur Arbeit gemacht.«

Wilhelm erbot sich zum Beistande; der Alte nahm diesen freudig an. Die Eine der Frauen brachte den Kaffee auf den Tisch, welcher sich von dem warmen Wasser nur durch die etwas dunklere Farbe unterschied. Die eine Tasse, welche man besaß, wurde dem Gast gereicht; der Greis, die Alte, die jüngere Frau und der Knabe, aus denen die eine Familie bestand, tranken aus Töpfen oder vielmehr Scherben. Um den Kaffee der anderen Familie sam-

melten ſich der Trunkenbold Liebert, ſeine Frau, das ſchöne Kind und Röschen. Dieſe trug in ihrer Kleidung am wenigſten die Spuren des hier herrſchenden Elends; aber die bleichen Wangen des regelmäßigen Geſichts und das matte Licht des einſt ſchönen Auges redeten deutlich genug.

Der Alte entwickelte bei der Arbeit alle Kräfte, die ihm zu Gebote ſtanden; indeſſen mußte Wilhelm doch das Beſte thun, um ihr Tagewerk zu vollenden. Gegen Mittag brachte die Tochter des Alten den Arbeitern das Mahl. Es beſtand nur aus Kartoffeln, aber mundete den Armen trefflich; wenn es nur reichlicher geweſen wäre! Die Theilung des verdienten Geldes lehnte Wilhelm ab; er ſchlug vielmehr dem Alten vor, gemeinſchaftlich zu erwerben und zu leben.

»Ach Gott,« erwiderte der Greis, »unſer Leben iſt zu elend. — Sie werden nicht lange Luſt haben, es mit uns zu theilen. Heute haben wir Etwas verdient: das iſt nach wenigen Tagen verzehrt, und inzwiſchen bin ich vielleicht vergebens nach Arbeit herumgelaufen; dann iſt

auf viele Tage ein Stückchen Brot unſere einzige Nahrung. Sie ſind rüſtig, Sie haben auch wohl Etwas erlernt, das Sie beſſer nähren kann.«

»Guter Vater, dem Elende bleibt kein anderer Bund als mit dem Elende, wie ſich überhaupt nicht der Menſch mit dem Menſchen, ſondern nur das Glück des Einen mit dem Glücke des Anderen verbündet. Mein Geſchick hat mich zu den Unglücklichen geworfen.«

Zu Hauſe fanden ſie die Frauen mit Anfertigung von Spielſachen für den Weihnachtsmarkt beſchäftigt. Pyramiden, mit buntem Papier überkleidet, kleine Puppen, aus elenden Flicken zuſammengeſetzt, ſchnarrende Waldteufel und künſtliche Eier fanden hier ihr Atelier. Beſonders geſchickt zeigte ſich bei dieſen Arbeiten die alte Frau. Aus dem jämmerlichſten Flickwerk, aus den kleinſten Papierſchnitzeln wußte ſie noch immer Etwas zuſammenzuſetzen, was ein Kinderauge reizen mochte. Wilhelm beſaß für jede Art von Handfertigkeiten ein großes Geſchick. Manches Spielwerk hatte er als Knabe zu ſeinem Vergnügen geſchnitzelt und gepappt,

jetzt wurde ihm das in den langen Abenden eine ernstere Beschäftigung. Zugleich lehrte er Georg seine Kunst; und der lebhafte Knabe begriff leicht und arbeitete mit Lust. Als er das erste Schilderhäuschen zusammengepappt, mit welcher Freude zeigte er es der kleinen Gefährtin! Sie lobte seine Geschicklichkeit und sagte: »Wie wird es die reichen Kinder freuen, welche es auf ihrem Weihnachtstisch erblicken!«

»Ei, Mariechen, was denkst Du! Das ist lange nicht gut genug für die Kinder reicher Leute, das ist nur für solche, die wenig besser sind, als wir.«

»Also sind die Reichen besser, als die Armen?«

»Ei wohl! sie gehen in die Schulen und Kirchen und lernen viel.«

»Und wir lernen nur hungern und frieren: das ist doch recht böse!« seufzte die Kleine.

»Habe nur Geduld, Mariechen: es wird wieder Sommer, und dann springen wir fröhlich herum im Freien, während die reichen Kinder in den dumpfen Stuben sitzen müssen.«

»Aber wir lernen doch dabei Nichts!«

»Das iſt freilich wahr und ſchlimm; aber betrübe Dich nur nicht: ich werde einmal darüber nachſinnen, wie wir es anfangen, auch Etwas zu lernen.«

Auf Wilhelm machten ſolche Reden der unglücklichen Kleinen den rührendſten Eindruck. Die Uebrigen ſchienen an dieſelben gewöhnt, nur Mariens Mutter verrieth durch den ſchmerzlichen Blick, mit welchem ſie auf ihrem Kinde weilte, ihre Empfindungen und ihre Theilnahme. Am Tage ging Wilhelm mit dem Alten hinaus, um ihre Dienſte anzubieten. Oft kehrten ſie traurig wieder heim: die langen Stunden des Tages hindurch hatten ſie in der ſtrengen Winterkälte vergebens geharrt. Dann mußte ſich am folgenden Tage die ganze Familie von einem Stück trockenen Brotes nähren. Wilhelm ertrug das Faſten wohl mit leichtem Muth, aber ihn jammerte der Uebrigen, beſonders der alten Frau. Er kannte ihr Leben. Die lange Reihe von ſiebenzig Jahren war ihr nur eine Kette von Sorgen, Noth und Ungemach geweſen. Wo auch immer das Herz einmal hätte freudig aufjauchzen mögen: der Druck banger Beſorgniß

vor dem drohenden Morgen preßte es ſtarr zuſammen. Mit Klagen und Aengſten um das Geſchick der Eltern hatte der Morgen ihres Lebens begonnen, freudloſe Arbeit füllte den freudloſen Tag, und der Abend, welcher ſelbſt dem gejagten Wild die Ruhe gönnt: dem Kinde der Armuth gewährt er ſie nicht. Und wie ſie lebte ohne einen Augenblick freier, fröhlicher Erhebung aus den Banden des Elends, ſo haben ihre Eltern gelebt, ſo leben ihre Kinder, und ihren Enkeln wird kein anderes Loos zu Theil.

»Wie elend, wie leer, wie gedrückt und geknickt müſſen die Herzen ſein, welche an der Schwelle ſolcher Geſchicke nicht die Verzweiflung ergreift! Wundert Ihr Euch nicht, Ihr Reichen und Mächtigen, daß ſie geduldig immer harren auf die Stunde der Erlöſung, die ihnen nimmer ſchlägt? — daß ſie ſich nicht empören — empören gegen Euch und eine Ordnung, die ſchon vor ihrer Geburt ſie mit dem härteſten Fluche belaſtete? — O, nein! Ihr wundert Euch nicht, Ihr fürchtet nicht: Ihr ſeid zum Genuß, Jene zu Arbeit, Noth und Elend beſtimmt. So hat es Euch die Gewohnheit gelehrt; und zu allen

Zeiten hat es ja Reichthum und Armuth, Schwelgerei und Hunger, Seide und Lumpen gegeben.«

Solche Gedanken ſtiegen in Wilhelms Seele auf, als er vor einem hellerleuchteten Hotel ſtand. Die Equipagen rollten indeſſen unaufhörlich heran; reichgeſchmückte Damen, Männer in glänzenden Uniformen ſtiegen unter dem Beiſtande von Jägern und Lakaien aus; eine fröhliche Muſik ſchallte zur Straße herab. Wilhelm hatte heute nicht Speiſe, nicht Trank genoſſen, und er wußte nicht, ob ſie ihm morgen würde zu Theil werden.

Welch' ein Contraſt zwiſchen ſeinem einſamen Elend und dem lauten Jubel des Reichthums! Ein tiefer Groll brach ein in ſein Herz. »Könnte ich« — knirſchte er im wilden Zorn — »eine brennende Fackel hineinwerfen in ihre ſchäumende Luſt! — Könnte ich mit einem Schlage vernichten, was von Glanz und Reichthum und Wohlleben ſie umgiebt: bei Gott, ich thät' es, damit die Schauder der Armuth ſie ergriffen, und ſie menſchlich fühlen lernten! Wilden Muths wollte ich dann von Ort zu Ort raſtlos die

Erde durchwandern, nicht ruhen und raſten, bis ich den Stolz und den Hochmuth und die Herzenshärtigkeit niedergedonnert.« —

Reichthum und Macht entſittlichen ſo leicht den Menſchen: ſie füllen die Seele mit Hochmuth und Verachtung gegen ſeine Mitbrüder. Armuth und Elend wirken aber nicht minder verderblich: Haß und Neid zerfleiſchen das Herz und vergiften die edelſten Empfindungen. Noch bewundern und preiſen Gelehrte und Staatsmänner dieſe Organiſation der Geſellſchaft, welche ſich auf die Ungleichheit der Menſchen ſtützt. Mag dieſe immerhin in Zeiten ſittlicher Roheit als Stachel der Thätigkeit gedient, mag ſie noch vieles andere Gute erzeugt haben: ſittlichere Zeiten werden ſich nicht durch Elend, Noth und Verderben fortentwickeln wollen. Es liegen in der menſchlichen Natur edlere Triebfedern.

Voll Ingrimm verließ Wilhelm den Ort. Wer ihm jetzt in den Weg getreten wäre, der hätte eine ſchwere Fauſt gefühlt. Immer in ſich hineinredend, war er auf die einſamen Straßen der Vorſtadt hinausgekommen. Da biegt er um eine Ecke, plötzlich ſteht vor ihm

der Feldwebel Krüger. Beide Feinde ſchauen überraſcht einander an: in Wilhelms Augen funkelt's, und ſchon hat er den Arm erhoben, doch er läßt ihn wieder ſinken. »Schurke« — ſagt er — »Du zitterſt! Du trägſt doch einen Degen und ich bin wehrlos; Du biſt doch ein Ehrenmann, und ich bin ein Vagabond, ein von Eurer Gerechtigkeit geächteter, verfolgter Vagabond! — Kein Laut, keine Bewegung: ich erwürge Dich! — Siehſt Du, Schurke, dahin haſt Du mich gebracht: Nichts mehr habe ich zu verlieren, Nichts mehr zu fürchten. Ha! es kocht in mir auf: eile, daß Du mir aus den Augen kommſt! — Es könnte mich bei Deinem hündiſchen Anblick endlich die Luſt anwandeln, meinen Fuß auf Deinen Nacken zu ſetzen!« — Noch ſtand der Feldwebel auf demſelben Fleck, als Wilhelm ſich ſchon abgewandt; dann tief aufathmend ergriff Jener die eiligſte Flucht.

»Das war der Feldwebel Krüger, der hier ſo eilig um die Ecke ſtürzte,« ſagte der alte Mannlich zu Wilhelm, den er auf dem Wege einholte.

»Kennen Sie den Menſchen?« fragte Wilhelm.

»Er iſt eine Art Vetter von Röschen und hat den Kuppler geſpielt zwiſchen ihr und dem Lieutenant, der das Mädchen verführte.«

Röschen war heute noch fröhlicherer Laune als gewöhnlich; Wilhelm aber blickte ſie zum erſten Male in theilnehmendem Mitleid an: ſie war mit ihm demſelben Böſewicht zum Opfer gefallen.

Endlich war die Zeit des Weihnachtsmarkts gekommen. Da wurde dem Enkel ein Riem um die Hüften gebunden und Waldteufel und Knarren an denſelben gehängt. Georgs Hände erſtarrten vor Kälte, aber muthig ſchwang er die kleinen, buntbemalten Fahnen von Papier; luſtig ſchnarrte ſein Waldteufel, und mit freundlichem Wort lud er zum Kaufen ein. Der alte Mannlich aber ging auf und nieder bei den Pyramiden, großen und kleinen, grünen und bunten; er rüttelte den alten Körper und rieb und klopfte die Hände, damit er nicht vollends an der Kälte erſtarre. Die alte Frau mit einem Korbe voll kleinen Puppen und anderen Spielzeugs, das Wilhelm größtentheils gefertigt, ſaß an der Treppe eines Hauſes und bot mit ſchwacher,

beweglicher Stimme den Vorübergehenden ihre Waaren zum Kaufen. Nur ſelten konnte ſie von der Tochter, die in der Wirthſchaft beſchäftigt war, abgelöſt werden. Wilhelm pflegte der alten Frau den Korb zu ihrer Stelle zu tragen. Dann ſaß ſie da auf den ſteinernen Stufen in der grimmigen Kälte, zuſammengekauert, in ihrem dünnen und kurzen ſchwarzen Mantel, an welchem Flicken auf Flicken geheftet war. An ihr rauſchten die Damen hin in den ſchweren ſeidenen Stoffen, ſchritten die Männer in ihren warmen Zobelpelzen ſtolz vorüber, ohne auch nur der Armen einen Blick des Mitleids zu ſchenken. Wenn Wilhelm ſo die alte gute Frau ſah, dann traten ihm vor Schmerz und Ingrimm die Thränen in das Auge. Alſo nicht ſoviel kann die Geſellſchaft mit ihren unendlichen Mitteln erübrigen, um das greiſe, hilfloſe Alter vor dem ſchwerſten Ungemach zu ſchützen? — Wilde Thiere werden ſorgſam gehegt und gefüttert; Tauſende von Hunden werden auf warmen Polſtern gepflegt, Tauſende von Pferden ſtehen nutzlos, mit warmen Decken umhüllt, in den prächtigen Marſtällen; aber das elende Alter des Armen

hat keine ſchützende Stätte! Doch da ſtehen ja große, dunkle Gebäude, Hoſpitäler der Armen! Gehet hinein, ſehet den Schmutz, athmet die dumpfige Luft, genießt die matten, kraftloſen, kargen Speiſen und ſagt, ob das ein Aſyl ſei, wie Ihr es Euren Eltern, Euren Verwandten wünſchet, wie Ihr es fordern könntet für die Millionen, welche Euer Schweiß, Euer Blut zu den allgemeinen Laſten beiſteuert! —

Wilhelm hatte, wie er alle Abende that, die alte Frau nach Hauſe geführt. Er hörte die ſonſt immer geduldig Ausharrende heute zum erſten Male über ihr trauriges Geſchick klagen. Schon am Morgen hatte ſie ſich krank und matt gefühlt, und doch hatte ſie hinaus gemußt und den Tag über gelitten von der grimmigen Kälte. Mit Mühe nur brachte Wilhelm die von Fieberſchauern Gerüttelte in die Wohnung zurück. Als ſie ſich auf ihrem elenden Lager zitternd krümmte und die zahnloſen Kinnbacken gegen einander ſchlugen, zog Wilhelm ſeinen Rock aus, deckte denſelben über ſie und ſetzte ſich neben ihr Lager, um ſie zu tröſten und ihr das Brotwaſſer gegen den brennenden Durſt zu reichen. Das Bild

seiner Mutter stand ihm vor der Seele, und wenn er auch hoffen durfte, sie in solches Elend nie versunken zu sehen: doch konnte ihr Schmerzenslager einsam und verlassen sein. Der Geliebten hätte er nicht liebevoller pflegen können, als der alten Frau, die ihm fast fremd war. Ihr Zustand hatte sich am folgenden Tage noch verschlimmert. Indessen war auch Röschen aufs Krankenlager geworfen. Das Brustleiden, welches sich allmälig bei ihr ausgebildet, war mit großer Heftigkeit zum Ausbruch gekommen. Während sie immer hoffnungsloser und immer begieriger die Luft des Lebens einsog, war die alte Frau sanft entschlummert. Der Tod war gegen sie freundlicher gewesen, als das Leben; der Tod war vielleicht das einzige Glück, welches sie im Leben getroffen. Wilhelm stand tief ergriffen vor der Todten: weinen konnte er nicht. Der greise Gatte, die Tochter, besonders Georg und mit ihm Mariechen jammerten in lautem Schmerz.

Die Gefährten unserer Leiden sind uns theurer als die Genossen unserer Freuden. Deshalb betrauert der Arme, Elende seine Todten

tiefer als der Reiche, Vornehme; nur Noth und Sorgen treiben Jenen wieder rascher hinaus aus seinem Gefühl: sie lassen ihn nicht einmal den Trost und das Glück des Schmerzes rein genießen! —

Mannlich, Wilhelm und der Enkel gingen dem Leichenwagen nach, der am frühen Morgen im Trott zum Armenkirchhofe hinrumpelte. Auch als die Erde sich allmälig auf das elende Bretterdach häufte, weinte Wilhelm nicht. Es spielte vielmehr ein schmerzliches Lächeln um seine Lippen, als er hier auf dem Armenkirchhofe bedachte, daß selbst nach dem Tode noch der Reiche von dem Armen geschieden werde, daß man diese zu den Selbstmördern lege, denen ehemals ein ehrliches Begräbniß verweigert wurde. Diesen ist in unserem aufgeklärten Zeitalter gegen Geld gestattet, in den Reihen ihrer Brüder und Schwestern ihren herben Lebensschmerz zu verschlafen; Jenen noch nicht.

Röschens Krankheit wandte sich, seit neben ihr die Nägel in den Sarg der Leidensgefährtin geklopft worden, zum raschen Ausgange. Draußen tobte der Wind am finsteren Abend und

trieb die Schneeflocken durch die ſchlecht ſchließenden Fenſter; drinnen flackerte ein Lämpchen hin und her, und ein Leben drohte zu verlöſchen; während ein anderes hervortreten wollte zum unerfreulichen Daſein — nur hervortreten, um eine neue Kette von Jammer und Elend zu beginnen.

Neben Röschens Sterbeſeufzern tönte die Klage der Frau Liebert in den Wehen der Geburt.

Mannlich war neben Röschens Lager niedergekniet; er fragte, wie es ihr gehe. »Ich werde ſterben,« erwiderte ſie, »und ich ſterbe gern, wenn ich ihn nur noch ein Mal ſähe.«

»Er wird,« ſagte Mannlich, »einer Sterbenden den letzten Wunſch nicht verſagen. — Wegner,« wandte er ſich an Wilhelm, »Sie wiſſen, wo der Baron Rohda wohnt, er ſtand ja bei Ihrem Regiment: ſagen Sie ihm, wie Röschen leidet und daß ſie ihn zu ſprechen wünſcht.«

Von dem elenden Strohlager, auf welchem Fieberſchauer und Froſt eine Sterbende rütteln, treten wir in den Wohnſaal eines vornehmen Hauſes. Eine milde, weiche Luft umfängt uns;

wir athmen den feinſten Duft ätheriſchen Wohlgeruchs. Von der Decke herab ſchwebt eine Ampel, und ihr Licht vereint die Klarheit der Sonne mit der Milde des Mondes. Der Fußboden iſt mit feinen Teppichen bedeckt, deren weiche Elaſticität der Tritt fühlt. Die Wände ſind mit Goldleiſten eingefaßt und mit niederländiſchen Tapeten geſchmückt. Auf dem himmelblauen Grunde heben ſich an der Hauptwand zwei koſtbare Gemälde im glänzenden Goldrahmen hervor. Unter ihnen ſtehen zwei Tiſche mit den niedlichſten Kunſt- und Spielſächelchen. Ein prächtiger Wiener Flügel, einige Seſſel und kleine Sophas ſind durch den Saal vertheilt; der zierliche Schreibtiſch iſt von einer grünen Epheulaube umgeben. Alle Meubel tragen den Rococogeſchmack. Den Raum zwiſchen den drei Fenſtern füllen zwei Trumeaux in glänzenden Goldrahmen, über den Fenſtern ſelbſt wallen Vorhänge von ſchwerem Stoffe herab. Gegen das zweite Drittel des Saales hin ſtand ein Tiſch, mit herrlich gearbeitetem Theeſervice und zwei Armleuchtern von Silber. Die längere Seite des Tiſches nahm ein Sopha ein, die kür-

zere ein Lehnſeſſel. Auf jenem ruhte eine junge Frau im ſeidenen Hauskleide, maleriſch hingegoſſen; die Arme hatte ſie in einen koſtbaren Kaſchmirſhawl gehüllt, aus welchem nur die Fingerſpitzen mit den zarten Glacehandſchuhen hervorblickten. Ihr Auge war auf die Spitzen der niedlichſten Füßchen gerichtet, mit denen ſie, in Gedanken verſunken, ein leichtes Spiel trieb. Auf dem Lehnſeſſel, mit Hunderten von kleineren und größeren Sprungfedern, die bei der leiſeſten Bewegung des Körpers nachgaben und jede Lage bequem machten, wiegte ſich ein junger Mann, im eleganteſten Sammetſchlafrock, den ſeidene Schnüre zierten. Ungeachtet ſeiner Jugend waren die Züge ſchon merklich ſchlaff und das Feuer des Auges ohne den herrlichen Glanz der Energie. Unmuthig drehte er den kleinen ſchwarzen Stutzbart, bis er begann: »Du wollteſt einmal zur Abwechſelung heute keine Salongeſellſchaft, **ma chère Adeline**, und da haben wir nun das prächtigſte **ennui. Vous êtes quelquefois de bonne humeur, ma chère Adeline.**« Die junge Frau ſeufzte. — »So einem Handwerker,« fuhr er fort, »der ſich

während des Tages müde gearbeitet hat, dem mag ein Abend tête à tête mit ſeinem Weibchen recht idylliſch erſcheinen; aber —«

»Dir nicht! Ich langweile Dich?« ſagte die Frau mit einem leiſen Anklang des Vorwurfs.

»Wir langweilen uns Beide, mein Kind. Man muß den Tag über doch etwas Ernſteres thun, und dazu bietet ſich nur in der Geſellſchaft die Gelegenheit. Dort haben unſere Stunden allein einen Zweck: man will unterhalten, intereſſiren, gefallen — si l'on ne peut être adoré! —«

Die Frau ſeufzte wieder und der Mann drehte wieder ſeinen niedlichen Bart.

Ein Diener in reichgallonirter Livree trat ein und meldete, daß ein Menſch den Herrn Baron um Gehör bitten laſſe.

»Wer iſt der Menſch?« fragte der Baron.

»Sein Name thue Nichts zur Sache.«

»Schick' ihn herein.«

»Nicht doch! lieber Victor. Solche Menſchen haben immer eine Atmoſphäre, die mir Nervenzuckungen erregt. Sprich ihn doch in dem Vorſaal,« bat die zarte Frau.

Der Baron ging.

»Eine Sterbende,« redete Wilhelm ihn an, »sendet mich: Röschen Krüger richtet an Sie die Bitte, ihr den Tod durch ein Abschiedswort zu erleichtern.«

»Wer ist Röschen Krüger? — und was habe ich mit ihr zu schaffen?« — fragte der Mann innerlich erbebend, doch scheinbar ruhig.

»Es ist dasselbe Mädchen, welches Sie einst mit heißen Liebesworten umstrickten und namenlos elend machten. Es ist Ihre Pflicht, die Bitte der Unglücklichen zu erfüllen.«

Der Baron erblaßte, schwieg einen Augenblick und sagte dann mit erregter Stimme: »Sie scheinen mir am wenigsten geeignet, mich über meine Pflichten zu belehren. Uebrigens mag die Person sein, wer sie wolle: das Wetter ist stürmisch, und ich bin nicht aufgelegt, die Jammertöne einer Sterbenden zu hören.«

»So verfolge Sie der Fluch dieser Sterbenden hier und dort! So mögen Sie in letzter Lebensstunde sich einsam auf dem Lager winden und vergebens nach einem lieben Menschenangesicht lechzen!« — Wilhelm hatte diese Worte in

der Aufwallung des empörten Gefühls gesprochen; ein seltsames Lächeln, das in die Seele schnitt, spielte um die Lippen des Barons.

Wilhelm trat wieder an Röschens Lager; ihr Auge flammte auf in der Hoffnung auf Erfüllung des letzten Wunsches. Wilhelm hatte in seiner Aufregung nicht überlegt, was er ihr sagen solle; doch jetzt fehlte ihm nicht das Wort: »Er kommt, aber vielleicht nicht so bald; er hatte Dienstgeschäfte.«

Röschen nickte ihm freudig und dankend zu. Nach wenigen Minuten sagte sie mit lauter Stimme: »Er kommt, ich hör' ihn auf der Treppe!« — Mit einer raschen Bewegung hatte sie sich emporgerichtet, langsam sank das Haupt wieder zurück und sie hatte ausgeathmet. In demselben Augenblick hörte man aus der anderen Ecke des Zimmers den Schrei eines jungen, neuen Lebens. Welch ein Stoff zu empfindsamen Gedanken für eine zarte, feingebildete Seele! Wir, welche die Wirklichkeit solcher Scenen kennen, stehen erschüttert vor dem sterbenden und doch nie endenden, sich immer neu gebärenden Elend! — Und Ihr, Kinder des

Reichthums, wuchert Euch das Glück, Euch der Friede in der brennenden Begier Eurer Leidenschaften, in dem ermatteten Stachel Eurer Genüsse? — O, nein! — Auch Ihr seid elend, auch Ihr seid arm: Euer Herz ist an dem Fluch der Selbstsucht verdorrt, oder in Eurem Innern wüthet der Kampf, welcher das Leben zerfleischt, der Kampf der Selbstsucht und der Menschlichkeit. Wer könnte Euch sein Mitleid versagen!

Wilhelm aber stand vor der Leiche; Thränen traten in sein Auge, nicht die Thränen der Trauer: die Thränen des glühenden Zornes. »Wehe über Euch, Vornehme und Reiche!« — rief er aus. — »Wie viele solcher Opfer erliegen Euren schändlichen Lüsten! — Wie rein, wie edel erscheint Ihr äußerlich, und wie schmutzig, wie gemein lebt's in Eurem Innern! Ihr seid stolz auf Euren Adel, Eure Geburt, Euren Reichthum und blicket verächtlich herab auf das niedere Volk, bebt ekel zurück vor seiner Berührung, und Ihr habt ein Recht dazu. Denn unsere Söhne machtet Ihr zu Knechten, unsere Töchter zu Metzen, unsere Weiber zu Ehebrecherinnen! Der Teufel, welchem Ihr opfert,

das Gold, hat Gewalt über die Gemüther der Menſchen. Aber die Zeit kommt, da ſeine Macht geſtürzt wird, und dann wehe Euch, wenn Ihr nicht gehet und thuet Buße und betet an vor der Tugend, die Ihr jetzt durch Eure Thaten ſchnöde höhnt!«

Liebert war ein jämmerlicher Menſch; in Roheit und Armuth aufgewachſen, hatte er nur von einem Tage zum anderen leben gelernt; dem Trunke ergeben, büßte er noch nach und nach den kleinen Grad von Gutmüthigkeit ein, der ſtets ſchlaffen Naturen eigen iſt.

Wilhelm verachtete den Menſchen, der nur zu leben ſchien, damit die thieriſchen Elemente immer nackter an ihm zur Erſcheinung kämen. Aber wenn er jetzt, ſorgenvoll auf Weib und Kind blickend, im Zimmer umherſchlich, oder wenn er, den Kopf in die Hand gelehnt, daſaß und verzweifelt auf den Boden ſtarrte: dann konnte ſich Wilhelm doch des Mitleids nicht erwehren und er ſprach manches zornige Wort über die Verkehrtheiten des Lebens, über der Reichen tolle Verſchwendung, über der Armen Noth. Liebert glotzte ihn dann an und nickte

am Ende beifällig mit dem Kopf. — Tod und Geburt hatten den beiden Familien die Miethe, welche sie für den laufenden Monat zahlen mußten, genommen. Der Wirth war unnachsichtig. Sie durften nicht zweifeln, morgen obdachlos zu sein, wenn es ihnen nicht gelang, die Verpflichtung zu erfüllen. Da trat Liebert zu Wilhelm.

»Sie haben« — sagte er leise, daß es die Frau nicht höre — »oft behauptet, die Güter der Erde habe Gott allen Menschen geschenkt. Ist es also ein Unrecht, wenn man den Reichen das, was sie selbst nur als geraubtes Gut besitzen — nimmt?«

»Wenn Sie das könnten, Liebert, würde die Menschheit Sie als einen Halbgott verehren; während ich Sie kaum für einen Halbmenschen gehalten habe,« erwiderte Wilhelm mit einem halb bemitleidenden, halb verachtenden Lächeln.

»Das wäre mir wohl eine große Kunst! Ich habe es nur bisher nicht thun mögen, weil ich es doch für eine Sünde hielt. Nun hören Sie: bei dem reichen Bankier Milter bin ich oft im Comptoir beschäftigt worden; ich kenne

alle Gelegenheiten des Hauses. Ohne Gefahr können wir ins Comptoir gelangen, die Kasse erbrechen und mit dem Gelde davongehen.«

»Und sind, selbst wenn Alles gelingt, infame Diebe und niederträchtige Schurken!«

Liebert sah Wilhelm erstaunt an, denn er hatte nicht anders vermuthet, als daß dieser freudig auf seinen Plan eingehen würde. Wilhelm aber fuhr fort: »Niemand wird reich ohne Uebervortheilung seiner Nebenmenschen; denn Niemand hat so große Arbeitskräfte, daß wenn er sich nur diese bezahlen ließe, er mehr erwürbe, als er bedarf. Jeder aber sollte es für schimpflich halten, mehr zu gewinnen, als er mit seinen eigensten Kräften erwerben kann. Jeder sollte es selbst für schimpflich halten, mehr zu besitzen und mehr zu genießen, als der einfachste vernünftige Bedarf fordert. Jeder aber sollte auch so viel erarbeiten wollen und können. — Wenn Sie diese Gesinnung und dieses Streben den Menschen nicht einflößen können, dann, Liebert, bleiben Sie ein eben so armseliger Schächer, wie alle unsere Volksbeglücker mit ihren alten und neuen Lehren.«

»Gut wär' ein Zuſtand wohl, wie Sie ihn wollen, aber möglich iſt er nicht.«

»Alſo,« erwiderte Wilhelm, »faullenzen, vergeuden und ſtehlen Sie! Aber der Zuſtand wär' auch nicht einmal gut für Sie und eben ſo wenig für die armen und reichen Taugenichtſe; denn Ihr Tagediebe und Tagelöhner allgeſammt müßtet bei einem ſolchen vernünftigen Zuſtande elendiglich verkommen, oder Euch von Eurer Faulheit und Eurer Vergeudung gründlich abwenden.«

Liebert ſeufzte: »Ach Gott, die Miethe! hätten wir nur die Miethe, dann möchte alles Uebrige ſein, wie es wollte!«

»Verrecke Du auf dem Miſt!« ſagte Wilhelm empört und kehrte dem armſeligen Burſchen den Rücken. Er ging in die Stadt hinein. Da Thauwetter eingetreten, fragte er in einigen Häuſern, wo er ſchon zuweilen Handdienſte verrichtet, ob man ihm vielleicht das Aufſchippen des Schnees vor den Häuſern und auf den Höfen übertragen wolle. Ueberall aber wurde er abgewieſen. Mißmuthig ging er die Straße hinunter, als er den Kopf von Oben herab,

wie von einem Steinchen getroffen fühlte. Er blickte empor: in dem oberſten Stockwerk des Hauſes ſaß ein Knabe im Fenſter und ergötzte ſich daran, mit einem Stabe die Eiszapfen von dem Dache herabzuſchlagen. Wilhelm erkannte das Gefährliche des Spiels und wollte eben dem Knaben zurufen, als dieſer, mit dem Stabe weit ausholend, durch den Schwung das Gleichgewicht verlor, noch einige ſchwache Verſuche machte, ſich wieder feſtzuſetzen und dann kopfüber herabſtürzte. Wilhelm hatte ſogleich einen feſten Stand genommen; er fing den Knaben in ſeinen Armen auf. Aber die Wucht des Falles riß ihn zu Boden. Der Knabe war unverſehrt; ſein Erretter aber blutete aus einer ſtarken Wunde am Kopfe. Um Beide hatte ſich ſogleich ein Menſchenhaufe geſchaart; auch Vater und Mutter des Knaben waren herbeigeſtürzt. Die einfachen, treuherzigen Bürgersleute machten wenige Worte; aber die Thränen im Auge und der Händedruck ſprachen ihren Dank. Wilhelm mußte ihnen in ihr Haus folgen. Der herbeigeholte Arzt verband die Wunde und befahl dem Patienten, ſich, wenn er nach Hauſe gekommen,

ſogleich ins Bette zu legen und ſich ruhig zu verhalten.

Am folgenden Morgen traten zwei Männer in ein niedriges Haus der Vorſtadt, ſich nach Wilhelm Wegner erkundigend. Der Mann, welchen ſie angeredet, erwiderte: »Den haben ſie geſtern wahrſcheinlich in einer Prügelei übel zugerichtet: er liegt jetzt im Fieber. Eben will ich zum Polizeicommiſſarius ſchicken, um ihn wegzuſchaffen. Die Leute, bei denen er einliegt, können die Miethe nicht zahlen, und ſie müſſen noch heute ſämmtlich hinaus. Man hat ſeinen Aerger mit ſolchem Pack!«

»Der Wegner,« ſagte Einer der Männer, »hat ſeine Wunde bei der Rettung meines Kindes davongetragen. Incommodiren ſie alſo nicht den Commiſſarius: ich zahle Miethe und Kurkoſten.«

»Die Miethe aber muß ich noch heute haben!« —

»Sie können dieſelbe ſogleich in Empfang nehmen.«

Man trat bei dem Wirthe ein; Herr Moller zahlte das Geld und der Wirth ſchrieb die

Quittung. Dann gingen Herr Moller und der Arzt die gebrechliche Stiege hinauf in die elende Wohnung des Kranken. Dieser lag auf einem Strohsack vom heftigsten Wundfieber erfaßt; seine Unglücksgenossen standen voll Sorge und Kummer da; die Frauen weinten. Herr Moller erkundigte sich zuerst nach des Kranken Befinden; dann reichte er dem alten Mannlich die Quittung. Dieser hatte kaum den Blick auf das Papier geworfen, so erheiterte sich sein trübes Auge. »Kinder,« rief er aus, »die Miethe ist bezahlt. Das verdanken wir wieder dem braven Wilhelm! Und herzlichen Dank Ihnen, edler Mann, der Sie eine schöne That so großmüthig belohnen!«

Während die Gesichter Aller von Freude glänzten und Aller Augen dankend auf den Herrn Moller schauten, stöhnte Wilhelm von seinem Lager unmuthig: »Also dahin ist es gekommen, daß ich mir eine Menschenpflicht mit Geld muß lohnen lassen!«

Wilhelm fühlte zarter, als die vornehmen Männer, welche sich die heiligen Dienste, dem Vaterlande geleistet, mit Orden, Würden, Schen-

kungen gern reichlich bezahlen laſſen; er fühlte zarter als der Staat, welcher für Dienſte der Menſchlichkeit Belohnungen ausſetzt. Steht es um die Sittlichkeit ſeiner Bürger wirklich ſo ſchlecht, daß dieſe nur durch äußere Anreizungen bewogen werden können, ihre Schuldigkeit zu thun: dann ſollte der Staat die Sittlichkeit wecken, aber nicht gute Handlungen durch verwerfliche Motive hervorrufen wollen. Was ſoll man aber vollends zu der Weisheit der Staatsmänner ſagen, welche unwürdige Mittel ſchaffen, ohne daß die Entartung der Bürger ſie forderte? Denn wie elend es auch mit unſerer Sittlichkeit beſtellt ſein mag: ſo tief ſtehen wir doch nicht, daß Belohnungen und Auszeichnungen auf die Rettung unſeres Bruders aus der Todesgefahr nöthig wären! Doch freilich, wenn der Bürger nach ſolchen Auszeichnungen geizt, kann es leicht dahin kommen.

Der Arzt erklärte, daß Wilhelms Wunde unter den Einflüſſen dieſer elenden äußeren Lage leicht gefährlich werden könne; er rieth, den Kranken nach einer Heilanſtalt zu ſchaffen. Wilhelm mußte ſich fügen, und Herr Moller traf

ſogleich die nöthigen Vorkehrungen. In dem Krankenhauſe ging Wilhelm ſeiner Geneſung raſch entgegen. Herr Moller beſuchte ihn häufig und nahm überhaupt lebendigen Antheil an dem Geſchicke des Retters ſeines Knaben. So fragte er denn auch Wilhelm, wieviel dieſer etwa verdiene? —

»Fünf bis ſechs Thaler monatlich,« erwiderte der Gefragte.

»Davon können Sie aber unmöglich leben!«

»Nicht nur das, ſondern ich trage auch noch zur Unterſtützung Anderer bei. Sie werden ſich freilich von unſerer Lebensart keinen Begriff machen können; Sie werden es nicht für möglich halten, daß Menſchen hier inmitten der Stadt des reichſten Ueberfluſſes und der tollſten Verſchwendung nicht ſelten die rohen Kartoffeln zum trockenen Brote eſſen, weil es ihnen an Kochholz fehlt, daß ſie ohne Hemde, ohne Strümpfe, in elenden Lumpen Tage lang in der grimmigen Kälte herumſtehen und überhaupt nicht anders, als durch die Laſt der Arbeit erwärmt werden. Das und tauſend Anderes werden Sie nicht für

möglich halten, was das Leben uns Armen täglich zu tragen auferlegt.«

»Aber sollten Sie denn bei Ihrer Jugend und Ihren Kräften keinen einträglicheren Erwerb, als den eines Arbeitsmannes finden können?«

»Im Winter schwerlich, wenn ich nicht dienen will; aber lieber elendiglich verhungern, denn als Knecht mich mißhandeln und herabwürdigen lassen. Verhaßter als zehn Tode ist mir die Dienstbarkeit!«

»Das ist nicht Recht: wir sollen und müssen Einer dem Andern dienen!«

»Ja wohl! als Mensch dem Menschen, aber nicht als Knecht dem Herrn. Das ist wider die Ordnung der Natur. Kein Thier dient dem anderen; nur der Mensch darf sich rühmen, daß es seinem Verstande gelungen, einen Theil seines Geschlechts zur Arbeit, zur Dienstbarkeit, zur Verachtung verurtheilt, den anderen zu schwelgerischen Genüssen, zur Herrschaft, zu göttlichen Ehren emporgehoben zu haben.«

»Sie hätten müssen ein Handwerk lernen, um bei solchen Ansichten Ihr Fortkommen zu finden. Aber halt! Das wär' Etwas für Sie.

Mein Schwager ist Lithograph; er schickt mit dem Debit seiner Arbeiten viele Leute im Lande herum, und diese erhalten eine Tantieme von ihrem Verkauf. Was meinen Sie zu einer solchen Beschäftigung? Sie sind bei derselben in Ihrem Thun und Treiben durchaus unabhängig. Für die Caution, welche Sie stellen müssen, bürgt mein Wort.«

Zwölftes Kapitel.

Wenige Tage ſpäter zog Wilhelm auf der Landſtraße einher. Kaiſer und Könige, Miniſter und Feldherren, Prinzeſſinnen und Karikaturen ſtaken in dem hölzernen Kaſten, welchen er auf ſeinem Rücken trug. In einem Dorfe, einige Meilen von der Stadt, begann er den Handel. Er trat in eine Bauernwohnung ein und breitete ſeine Kunſtwerke auf einem Tiſche aus. Zunächſt ſtürmten die Kinder herbei, vor deren Betappen mit den ſchmutzigen Händen der Verkäufer ſeine Waare nur mit Mühe zu ſchützen wußte. Nach und nach fand ſich die ganze Familie bis zum Pferdejungen und der Gänſehüterin zuſammen. Alles ſtaunte über die Herrlichkeiten. Wilhelm begann zu erklären: »Hier

unſer Fürſt, ein ſtattlicher Mann mit dem ſchönſten Schnurrbart, koſtet nur vier Groſchen.«

»Das iſt ſehr wohlfeil, Friedrich,« bemerkte die Bäuerin zu ihrem Manne; denn ihr gefiel der ſchöne Schnurrbart und die prächtigen Ordensſterne. Wilhelm aber zeigte ſich nicht ungeſchickt als Kaufmann; indem er verſicherte, der Fürſt würde nicht ſo wohlfeil ſein, wenn ſie nicht zu viel von dieſen Bildern gemacht hätten, welche ſie deshalb auch gern um jeden Preis losſchlügen.

»Wie heißt er doch mit dem prächtigen fremden Namen?« fragte der Bauer.

»Sereniſſimus, oder auf Chineſiſch: der allergnädigſte Herr, der vielgeliebte Vater des Landes,« erläuterte Wilhelm.

»Die fremden Namen ſchreib Dir auf, Hans: die klingen gar zu ſchön,« bemerkte der Bauer zu ſeinem Sohn, und Wilhelm mußte ſie demſelben genau vorbuchſtabiren. Als ſie nun erſt den Namen hatten, durfte ihnen auch das Bild nicht fehlen.

Die Kinder begleiteten den Händler zum Nachbar, um noch einmal all die Herrlichkeiten zu ſchauen. Hier wurde beſonders der Genera-

lität Aufmerksamkeit gewidmet, denn der Mann war Soldat gewesen. »Hier der Generalissimus,« sagte er, »in voller Uniform mit allen Kreuzen und Sternen! — wie viel kostet er?«

»Ich verkaufe ihn für sechs Groschen; denn er frißt uns doch nur Zinsen und Capital auf. Ich wünschte, wir hätten ihn gar nicht; aber hier und dort findet sich doch noch Einer, dem die schöne Uniform Spaß macht. Deshalb führen wir ihn.«

»Er war noch mein Regimentscommandeur,« sagte der Bauer, und in seinen Erinnerungen schwelgend fügte er hinzu: »Wie oft rief er vor der Front: „Kinder, haltet Euch brav beim Parademarsch: da kann ein Soldat zeigen, was er ist!“ Und war's schlecht gegangen, dann kapitelte er uns gehörig ab: „Ihr verfluchten Canaillen, Ihr infames Lumpengesindel, Ihr beschimpft das ganze Heer durch Euren loddrigen Marsch!“ Dabei konnte er dann so wüthend werden, daß er dem ersten besten Grenadier mit dem Degengefäß die Zähne einschlug; aber er war doch ein gar freundlicher Herr. Mutter, wir müssen ihn uns kaufen! So oft ich ihn

dann anſehe, freue ich mich, daß ich Nichts mehr mit ihm zu ſchaffen habe.«

Der Haufe der Kinder war immer mehr angewachſen, wie Wilhelm von Haus zu Haus zog; aber als er bei dem Schullehrer eintrat, wagten ſie nicht miteinzudringen.

Der Schulmeiſter flickte eben ſeinen ſchwarzen Sonntagsrock, als Wilhelm eintrat und ſeine Herrlichkeiten mit angemeſſenen Erläuterungen auszukramen begann.

»Bemühen Sie ſich nicht, mein Wertheſter: die hohen Herrſchaften ſind zu vornehm für meine arme Wohnung,« ſprach der Schulmeiſter im langſamen, würdigen Tone zwiſchen Wilhelms raſch hinrollenden Aufzählungen, und er hatte eben zum zweiten Male mit derſelben Ruhe begonnen: »Bemühen Sie ſich nicht, mein Wertheſter,« als Wilhelm ſagte: »Dies iſt der Herr Miniſter des Unterrichts, Excellenz.«

»Bin doch neugierig, in der That! den Mann zu ſehen, welcher ſo viele arme Schullehrer verhungern läßt,« ſagte der Schulmeiſter mit raſcherer Stimme und ließ ſeinen Rock fallen, indem er zu dem Tiſche trat.

»Ein ſehr würdiger Herr,« erklärte der Verkäufer, »thut viel für Schul' und Kirche.«

»In der That! thut viel für Schul' und Kirche: weiß wohl! Habe auch die Ehre gehabt, das große Haus zu ſehen, welches er in der Reſidenz bewohnt: in der That! es muß ſich viel in demſelben thun laſſen! Hat auch die Gnade gehabt, Seine Excellenz, uns fünf Thaler zu den nöthigſten Schulutenſilien abzuſchlagen, und hat hochgeneigteſt befohlen, Excellenz, daß Alles beim Alten bleibe. In der That! Excellenz thut viel für Schul' und Kirche, widmet ihnen ſein ganzes geſegnetes Leben.«

»Sie ſollten den hochgeehrten und hochverdienten Mann in der Schulſtube aufhängen, daß ſein Anblick die Kinder für die Wiſſenſchaft begeiſtere und zur Dankbarkeit entflamme für die Wohlthaten, welche das Vaterland ihnen durch dieſen würdigen Mann ſpendet.«

»In der That! ein ſchöner Gedanke. Aber ich fürchte, daß die junge Brut, mein' ich die lieben Kindlein, Nichts von den Wohlthaten wiſſen werde; ſintemal bis jetzt erſt eine Stunde angeſetzt iſt, ihnen ein Gefühl einzuflößen für

das Glück, einem ſo alten Herrſcherhauſe, wie das unſrige iſt, zu gehören. Wär' aber wohl zweckmäßig, wenn die junge Brut, mein' ich die lieben Kindlein, auch ſchon frühe das Glück ſchätzen lernte, Miniſter und Präſidenten und Räthe und Secretäre und Nuntien zu haben. Wär' das in der That wohl ein Gegenſtand hoher Beachtung und allerhöchſter Beſchließung. Bis dahin, mein Wertheſter, kann ich von Seiner Excellenz in der That keinen Gebrauch machen.«

Wilhelm wandte ſich von dem kärglichen Schulmeiſter zu dem wohlhabenden Schulzen. Dieſer wollte Nichts ſehen, wenn Wilhelm nicht etwa den Herrn Landrath v. Stangen habe.

»Nicht im Portrait,« ſagte Wilhelm, »aber als — als —« er ſuchte in den Karikaturen herum und zog endlich den Sonntagsjäger hervor. Ein wohlbeleibter Mann mit Flinte und Jagdtaſche ſteht an einem ziemlich breiten Bach; ſeine Augen ſind ſtarr auf einen Punkt geheftet, während er den Mund zum ſtärkſten Ruf weit aufſperrt und dazu Aerger und Verzweiflung aus ſeinem Geſicht aufs Lächerlichſte reden läßt. Man würde glauben, der Mann leide an ſchreck-

lichem Bauchgrimmen, wenn nicht unmittelbar am anderen Ufer ein Hühnerhund säße, der den halben Blick scheu auf den Herrn, den anderen halben liebeselig auf eine wilde Ente heftet. Während die Zähne gierig in der Beute wühlen, fühlt der Rücken schon die Schläge und Fußstöße, welche die aufgehobene Faust des Herrn genugsam droht.

»Das ist er! das ist er,« rief der Schulze erfreut. — »Jagd und Pferde, das ist sein Element; hat auch einen Jagdverein, einen Pferdeverein und einen Trinkverein, was sie Wasserheilmethode nennen, für unseren Kreis gestiftet. Sie sehen ihm an, er ist Offizier gewesen und wird gewiß noch einmal Minister. Denn so oft der Fürst hier durchreist, sind an jedem Dorf des Kreises Ehrenpforten erbaut und die ganze Bauernschaft, jung und alt, wird zusammengetrommelt und muß schreien, was die Kinnbacken können. Ja, das ist ein kluger Herr; hat auch schon einen Orden! — Wieviel kostet er denn?«

»Der Herr Landrath« — rühmte Wilhelm —

»ist ausgezeichnet getroffen; er ist ein wahres Charakterbild, und das kostet sechszehn Groschen.«

»Ei, das ist zu viel.«

»Sie könnten freilich für denselben Preis einen Fürsten, einen Minister und einen Feldmarschall haben; aber was sind auch alle drei gegen einen Landrath! Der ist unumschränkter Herr, ein Pascha in seinem Kreise.«

»Vor zwanzig Jahren war er das wohl; aber jetzt sehen ihm die Landstände zu sehr auf die Finger; nur mit den kleinen Leuten hat er noch freies Spiel.«

»Mit denen haben freilich Alle bis zum Vicenuntius ihr freies Spiel, und da ist der Landrath freilich nicht so viel werth; aber zwölf Groschen gilt er doch noch unter Brüdern: dafür sollen Sie ihn haben.«

Da der Schulze ihn gekauft, so wurde der Landrath in dem Dorfe der gangbarste Artikel, und Wilhelm strich sein hübsches Geld für die Karikatur ein.

Gegen Abend, als Wilhelm schon sehr ermüdet war, kam er an ein Vorwerk. Die Wirthschaftsgebäude waren von Steinen solid aufgeführt,

ſie machten den angenehmen Eindruck einer feſtbegründeten Wohlhabenheit. Wilhelm bot in dem Wohngebäude ſeinen Handel an, weniger in der Hoffnung, ſolchen zu machen, als um vielmehr an ſein Anerbieten die Frage zu knüpfen, wo er hier ein Unterkommen für die Nacht finden würde. Der Wirthſchaftsinſpector, an welchen er ſeine Frage gerichtet hatte, wies ihn zu den Tagelöhnerhäuſern, die er in geringer Entfernung liegen ſehe. Am Abhange eines Sandhügels lagerte eine Reihe von ſechs bis acht der elendeſten Hütten. Hier war ein Fachwerk von Lehm eingefallen, dort hatte der Wind einen Theil des Strohdaches fortgeführt; die wenigen Reſte von weißem Anſtrich hatte der Rauch geſchwärzt. Eine Schaar zerlumpter Knaben ſchwärmte um die Hütten herum; kleine Mädchen, meiſt in dem Alter von vier bis acht Jahren, ſaßen im Sande, die jährigen und halbjährigen Geſchwiſter im Schooße haltend. Als ſie Wilhelm auf ſich zukommen ſahen, flohen ſie ſcheu in ihre Hütten, wie die Wilden beim Anblick eines Europäers. Nur ein Knabe, vielleicht der älteſte und kecker als die Anderen, hielt dem

Fremden in einiger Entfernung Stand, zog ſich aber um jeden Schritt zurück, den der Andere ihm nahte; während die übrigen Kinder, ihre Neugierde doch nicht bezähmend, durch die Ritzen der Thüren und durch die kleinen ſchmutzigen Fenſterſcheiben nach dem Fremden auslugten. Dieſer fragte den Knaben, ob er wohl bei ſeinen Eltern ein Nachtlager finden werde. Der Kleine erwiderte ihm, daß Niemand zu Hauſe ſei; aber da es eben zu Abend klappere, würden die Eltern bald heimkehren. Auch ließen ſich ſchon mehrere Menſchen mit verſchiedenem Ackergeräth blicken, und der Knabe war zu einem älteren Mann herangeſprungen, um ihm des Fremden Anliegen mitzutheilen. Es wurde ohne Zögern auf daſſelbe eingegangen.

Ueber einen Flur, der zugleich die Küche der beiden Familien bildete, welche die Hütte bewohnten, traten ſie in das niedrige, düſtere und dumpfige Zimmer. Ein Tiſch, eine Bank, zwei Schemmel, ein großes Bett und eine Spinde, das zugleich als Vorrathskammer diente, füllten daſſelbe ſo, daß nur ein enger Raum für die Bewohner blieb. Der Wirth hieß Wilhelm

ſich ſetzen, während er ſelbſt das Futter für den kleinen Viehſtand beſorgte. Inzwiſchen war auch die Frau gekommen, und nach einer freundlichen Begrüßung des Fremden beſorgte ſie das Mahl aus Brot und Käſe, Kartoffeln und gebratenem Speck. Der Gaſt bemerkte, daß er nicht erwartet habe, in dieſen Hütten ein ſo reichliches Abendbrot zu finden.

»Wenn wir allein ſind,« erwiderte der Wirth, »ſo begnügen wir uns auch mit dem Brot allein, oder mit den Kartoffeln allein. Mehr wirft der Dienſt nicht ab.«

»Wer nur genug hat, um ſatt zu werden, darf immerhin zufrieden ſein.«

»So lange der Tagelöhner jung iſt, hat er wohl kärglich zu leben, aber man wird alt, und früher als andere Menſchen, weil die Kräfte oft übermäßig angeſtrengt werden. Dann ſucht die Herrſchaft uns los zu werden, damit wir dem Dominium nicht zur Laſt fallen. Unſer Inſpector verſteht es, die Leute fortzubeißen, wenn er ihre Kräfte ausgebeutet hat. Er chikanirt ſo lange, bis ſie ihm ſelbſt kündigen. Dann ſchlagen ſie ſich wohl ein fünf Jahre ſo durch und

ſterben am Ende als Bettler, oder im Landarmenhauſe, wenn ſie keine Kinder haben, die ihnen ein Stückchen Brot geben können.«

»Das iſt das Loos aller armen Leute,« ſagte Wilhelm.

»Der Handwerker« — wandte ſein Wirth ein — »kann ſich doch in den beſſeren Jahren wohl Etwas für das Alter erſparen; wir dagegen erhalten nur gerade ſo viel, um eben das Leben friſten zu können. Wenn wir dann unſere Jugend, unſere Kraft, unſeren ſauren Schweiß hingegeben haben, in dem Dienſt einer Herrſchaft, der wir den Reichthum und Ueberfluß ſchaffen: dann ſollte unſer Leben wenigſtens vor aller Plackerei und Noth geſchützt ſein. Aber dieſe ſtolzen Herren denken nur darauf, wie ſie die Mittel für ihre ſich fort und fort ſteigernden Bedürfniſſe mehren, und ſie betrachten es noch als eine Gnade, daß ſie uns für ſich arbeiten laſſen.«

»Wer iſt der Beſitzer dieſes Guts?«

»Herr von Darrwitz auf Niederhagen. Er iſt vor Kurzem von einer längeren Reiſe nach Paris und London zurückgekehrt und giebt mor-

gen ein großes Fest, zu dem der ganze Adel der Umgegend eingeladen ist. Das Pferderennen und Carousselreiten sollten Sie auch sehen. Es werden da viele Menschen zusammenströmen.«

Gleich nach dem Essen bereitete man sich zum Schlafengehen. Wilhelm mit dem Knaben wurde in ein finsteres Nebengemach gewiesen, das eigentlich zur Kammer bestimmt war, aber zugleich die Stelle des Viehstalles vertreten mußte; denn in der einen Ecke, welche durch einen Bretterverschlag begrenzt wurde, hauste ein Individuum der Thiergattung, welche durch ihre Vorliebe für den Koth zu einem Schimpfnamen die Veranlassung gegeben. Ein anderer Verschlag schloß das Gebiet von einigen Gänsen ab, über denen die Hühnerstiege angebracht war. Diesen benachbart stand das Lager des Knaben; Wilhelms Strohlager schloß sich unmittelbar dem Verschlage des grunzenden Thieres an. Mit einigen großen Kartoffelsäcken zugedeckt, fiel er bald, ungeachtet des Wühlens und Grunzens seiner Nachbarschaft und des Schnatterns der Gänse, in einen erquickenden Schlaf. In diesem fühlte er sich plötzlich durch ein Schnobern und

Hin- und Hertappen über seinen Körper unangenehm unterbrochen. Er sprang auf, stürzte zur Thür, riß sie auf und warf einen Blick auf sein Lager. Der Nachbar war aus seinem Verschlage ausgebrochen und hatte entweder demagogische Umtriebe mit den Gänsen und Hühnern anzetteln, oder sich die Ehre menschlicher Genossenschaft aufsuchen wollen, welche ihm noch nicht von dem Ebenbilde Gottes, wie den Katzen und Hunden, zugestanden ist. Wilhelm wies den Zudringlichen in seine Grenzen zurück, verschloß ihm den Weg durch das losgebrochene Brett und lehnte gegen dasselbe zu sicherem Halt seine Kunsthandlung, die übrigens so solid war, wie das größte Bankierhaus.

An dem Sonntage, welcher der Nacht folgte, durften sich Wilhelms Wirthsleute ein Stündchen Schlaf über den Sonnenaufgang hinaus gönnen. Auch gab es heute zum Frühstück eine Tasse braunen Tranks, den man Kaffee oder auch Cichorienwasser nennen konnte. Bei des Gastes Scheiden nahmen die guten Leute nur auf das inständigste Dringen einige Groschen an. Der Knabe geleitete den Fremden auf den Weg zum nächsten Dorfe.

Wilhelm zog am Saume eines Waldes hin. Die Birken hatten über Nacht das erste Laub aus den Knospen gedrängt, unter den abgefallenen Blättern des letzten Herbstes guckte das erste Grün des jungen Frühlings hervor; leise versuchte hier und dort ein Waldvogel den Gruß an die erwachende Natur; Waldes- und Wiesenduft umzogen den Wanderer, und von fern her tönten die Sonntagsglocken über die weite Ebene und redeten wie Stimmen des väterlichen Herdes, — so süß klangen sie wieder in der Brust; aber sie redeten nur Täuschung: längst war er ausgezogen aus des Vaters Haus und wohl nimmer kehrte er wieder. Aber dort am blauen Himmelszelt stand die Sonne, so rein, so klar und glänzend. Ihr fröhlicher Schein forderte den Wanderer auf, mitten zwischen die Kirchenglocken hinein ein weltliches Lied zu schmettern:

Frei in dem Walde schweifet das Wild,
Frei durchrauschet der Strom das Gefild:
Sehet es schweifen! höret ihn rauschen,
Woge um Woge zum Meere hin tauschen!

Wo ihre Heimath, wo ist das Haus? —
Wanderten einst in Trauer sie aus? —

»Warum die Trauer? — Auch in der Ferne
Leuchtet die Sonne, glänzen die Sterne!«

Lebe wohl denn! du Hüttchen einst mein,
Bist für die weite Brust mir zu klein.
Leuchtet die Sonne, glänzen die Sterne
Auch über'm Meere, zieh' ich zur Ferne!

»Stürme, o Sohn, durchtosen das Land,
Wolken umdüstern des Himmels Rand:
All' sie, die schönen Sterne, einst schwinden,
Keinen Pfad, keine Brücke zu finden.«

Stürme und Wolken, der Sterne Fall,
Sind sie denn mehr als ein leerer Schall,
Wenn es gilt um die Freiheit zu werben,
Oder auf Enkel Knechtschaft vererben! —

Mit dem Liede hatte der Wanderer alle die schweren Erinnerungen der letzten Zeit aus der gedrückten, beängstigten Brust hinausgeathmet. Den Ernst zwar, mit welchem das Leben anzuschauen ihn die Noth gelehrt, tilgte keine Zeit, keine Gestaltung je aus seinem Innern; aber der Sinn öffnete sich wieder für jeden heiteren Genuß des Daseins. Der Haß, mit welchem er Reichthum und Vornehmheit betrachtet, milderte sich allmälig, und er wandelte sich zu dem Entschluß, redliche Gesinnung und kräftiges Handeln jenen entgegen zu setzen und sich die Ueber-

zeugung von ihrer Nichtigkeit zu erhalten. Aber das Gewerbe, welches er trieb, war es einem Menschen in den jugendlich kräftigsten Jahren angemessen? — Galt es hier einem tüchtigen Handeln? — Es galt nur, den armen Landleuten für Nichtsnutzigkeiten das Geld aus der Tasche zu schwatzen! — Mit dem Gedanken war dem Hausirer sein Gewerbe verleidet. Langsam zog er weiter, bei sich unentschieden, ob er nicht sogleich umkehren solle. Als er, aus seinen Gedanken erwachend, um sich blickte, war der Weg vor und hinter ihm mit sonntäglich geschmückten Landleuten bedeckt. Wilhelm wanderte unter diesen nach Niederhagen. Durch die enge Gasse des Dorfes strömten viele Hundert Menschen dem Schauplatz zu, auf welchem heute der Adel des Kreises in seinen schönsten Tugenden glänzen sollte. Unmittelbar hinter dem Park des freiherrlichen Schlosses war eine Tribune errichtet, von einem prächtigen Zelte überdacht. Auf der Spitze desselben wehte das große Banner der Freiherren von Darrwitz — eine eiserne Rôste im rothen Felde. Denn der erste Ahn dieses berühmten und edlen Geschlechts war der

Leibkoch eines hochherzigen Fürsten gewesen, welcher Verdienste um seine Person zu würdigen wußte. Fähnlein mit denselben Wappenschilden flatterten an allen Ecken des Zeltes und längs der ganzen Barrière der Rennbahn. Die Landleute mit ihren Weibern und Kindern drängten sich dem Zelte zu und gafften es mit staunender Bewunderung an. Hier eröffnete auch Wilhelm seinen Handel. Die Berliner Sonntagsreiter verkaufte er als eine Abbildung des erwarteten Pferderennens. Der Don Quixote, welcher gegen die Windmühlenflügel einen ritterlichen Kampf besteht, fand als eine Darstellung des Carousels großen Beifall. Viele Könige, einige Königinnen und einige Generäle wurde der Verkäufer auch los; aber für die unverantwortlichen Minister fanden sich gar keine Sympathien. Inzwischen füllte sich nach und nach die Tribune mit Damen und Herren, und diese ausgezeichneten Personen zogen jetzt die ganze Aufmerksamkeit des Publicums auf sich; nur Kinder standen noch um Wilhelm herum und gafften seine Majestäten und Excellenzen begehrlich an. Endlich ritten sechs Jockeys auf den langgestreckten,

häßlichen Vollblutthieren in die Rennbahn ein. Die Zuſchauer ſperrten ihre Augen weit auf beim Anblick der geputzten Jockeys. »Das ſind gewiß Prinzen und Grafen« — ſagte ein Bauer. — »Gewiß!« — bekräftigte ein anderer — »Alles iſt auch von Sammet oder Seide und purem Gold und Silber.«

»J!« — rief eine Frau — »der da in der Mitte iſt ja des dummen Bulſter Hans aus Brezel, und der da neben ihm iſt Ganſens Peter aus Muffdorf. Was die Jungens närriſch in der Affenjacke ausſehen!«

»Wirklich wie verrückte Menſchen; aber ihre Herren in den rothen Jacken ſehen ja auch aus, als wären ſie eben aus einer Affenbude entſprungen. Was doch die Menſchen Alles erfinden, um ſich albern zu machen!« bemerkte ein alter verſtändiger Bauer.

Von der Tribune herab, zu der ſich Wilhelm herangedrängt, hörte er ein anderes Geſpräch.

»Ihre Atalante, Herr Major, ein ſuperbes Thier, auf Ehre.«

»Auch mein ganzer Stolz, Baron!«

»Wie famos ſteht ſie da unter den übrigen Rennern, auf Ehre!«

»Sind ja auch alte Kühe gegen die Atalante. Läßt ſie auch nur um eine Naſenlänge die anderen an ſich herankommen, mein Ruhm, meine Ehre wäre auf immer dahin!«

»Kein Zweifel, Sie werden die Satteldecke gewinnen; eine magnifique Arbeit, auf Ehre! Frau von Darrwitz mit Fräulein Töchtern hat ein halbes Jahr an die Stickerei verwandt: auf Ehre!«

»Sie, Baron, werden im Herren-Reiten um die Gerte mit der prächtigen goldenen Krone, welche Herr von Darrwitz aus London mitgebracht, den Sieg davon tragen.«

»Lieber wäre mir die famoſe Jagdtaſche, auf Ehre! Die Fräulein von Darrwitz haben ſie geſtickt; ſuperbe Mädchen, auf Ehre!«

Jetzt ertönte zum dritten Male die ſilberne Glocke in der Hand des Herrn von Darrwitz und die Jockeys auf ihren Rennern ſtürzten dahin. »Famos! — ſuperbe! — magnifique! — auf Ehre! Die Atalante! — der Hektor! — der Montezuma!« — lief ein ununterbrochenes

Murmeln durch die Reihen der Tribune; und ein edles Feuer des Ruhmes und der Ehre glänzte in den Augen der Jugend, und selbst die Alten fühlten sich noch einmal von den schönsten und höchsten Gefühlen ihres Lebens und Strebens angeregt. Heil dem deutschen Adel! Hätten alle Geschlechter der Erdenkinder ein gleiches Verdienst um Pferde und Hunde, wie so viele unserer edelsten Familien: die goldene Zeit wäre längst gekommen — es gäbe nur noch Pferde, Hunde, Adel, Stallknechte und Hundejungen! —

Die Atalante hatte in der That den Preis errungen. Als sie sich der Tribune näherte, stürzte der Major ihr entgegen, küßte sie, liebkoste ihr und sah sie dann wieder mit so ehrfurchtsvollen Augen an, wie ein Castellan von Coucy und ein Ritter Toggenburg sie nicht inniger auf die Dame ihres Herzens richten konnten.

Bei dem zweiten Rennen von auf dem Continent gebornen Pferden und bei dem Jagdrennen ritten die Herren selbst. Diese, die edelste Blüthe des Landes, waren, wie alle Men-

ſchen, welche nicht an Entbehrungen und an dem Uebermaß der Arbeit verkümmern — hübſche, wohlgewachſene Leute, nur meiſtens etwas zu ſchwammig, und die Geſichtszüge entweder zu liederlich oder zu ſtupid. Uebrigens ſah man es ihrer ritterlichen Haltung an, daß ſie nicht unter den Mühen des Tages aufgewachſen. Und wir gönnen ihnen das Glück wahrlich gern; aber ſie ſollen nur endlich aufhören zu glauben, daß ſie von Gott ein beſonderes Privilegium zu demſelben hätten; ſie ſollen endlich begreifen, daß der Menſch als ſolcher ſchon das edelſte Weſen der Natur ſei und gerechten Anſpruch darauf habe, ſich demgemäß entwickeln zu dürfen.

Während jetzt die Herren auf das Zeichen zum Abritt warteten, hörte Wilhelm wieder ein Bruchſtück von Unterredung:

»Sehen Sie da, Major, unſeren Baron Waldruf: macht ſich pompös auf ſeiner Helena!«

»Will auch die Jagdtaſche gewinnen, die Ihre Fräulein Töchter geſtickt.«

»Sagte er das? — Ja, er intereſſirt ſich für meine Ida; iſt auch ein nobler Cavalier; aber ich fürchte, hat etwas zu raſch gewirth-

ſchaftet nach dem Tode des Alten: ſoll die diesjährige Schur ſchon im vorigen Herbſt verkauft haben, und auf die Ernte hat Abraham und Comp. auch ſchon Vorſchüſſe gemacht.«

»Iſt wohl leider wahr, wird eine reiche Bürgerstochter heirathen müſſen. Wär' aber ſchade um ihn, wenn er in einer Käſekrämerfamilie hängen bleiben müßte!«

Inzwiſchen hatten die Rennen wieder begonnen, die gewöhnlichen Ausrufungen waren erfolgt, die Sieger waren mit lauter Begeiſterung empfangen worden; aber der Baron war nicht unter ihnen. Doch führte er Fräulein Ida, als ſich nach dem Jagdrennen die Herrſchaften zum Dejeuner begaben. Dies war im Park, unter herrlichen, hochſtämmigen Eichen, ſervirt; und Herr von Darrwitz hatte die Gnade, auch dem Volke den Zutritt zu dem Park zu geſtatten, damit es, in geziemender Entfernung, ſich durch den Anblick der tafelnden Herrſchaft beglückt fühle.

Nach dem Dejeuner wurde das Carouſſelreiten mit einem Ringelſtechen eröffnet, dann folgte ein Piſtolenſchießen, das Schlagen und

Stoßen nach einem Türkenkopfe und die andern adeligen Uebungen, in denen sich das siebenzehnte Jahrhundert auszeichnete. Das war Alles sehr hübsch und wurde superbe, magnifique, famos gefunden; obgleich sich die ritterliche Jugend noch etwas ungeschickt in diesen so herrlichen, so noblen Künsten erwies. Wir müssen aber bedenken, daß diese Künste sich noch in der Wiedergeburt, oder in ihrer zweiten Kindheit befinden. Mit der Zeit wird's schon besser gehen, wenn nur die Geschichte nicht tölpelhaft genug ist, das harmlose Spiel durch ernste Tage zu unterbrechen!

Nach dem Carousel begaben sich die Herrschaften zum Souper. Die Landleute aber verliefen sich nur sehr allmälig. Immer von Neuem gafften sie empor zu der Tribune und dann wieder auf die Rennbahn und endlich auf den erhandelten Don Quirote, der ihnen die Erinnerungen an die eben geschauten Herrlichkeiten lebendig erhalten sollte. Wilhelm begab sich nach dem Krug. Diesen füllten auch bald die Bewohner des Dorfes; denn Herr von Darrwitz hatte gnädig gestattet, daß sich heute, an dem

festlichen Tage, auch das Volk an Muſik und Tanz erfreue. Bald wirbelte es in dem vollgedrängten Zimmer von Staub und Tabaksdampf; die kurzen Röcke der Dirnen flogen, wie der rüſtige Burſche die Tänzerin im Kreiſe ſchwenkte und mit kräftigen Tritten den Takt zu der kreiſchenden Muſik ſtampfte. Wilhelm hatte ſich hinter den langen Tiſch zu den Alten geſetzt, welche Roß und Reiter kritiſirten und noch nachträglich all' den Glanz und die Herrlichkeit des heutigen Tages bewunderten.

Wilhelm machte die Bemerkung, daß hier der Adel wohl ſehr reich ſei.

»Wie's kommt« — erwiderte ein alter Bauer. — »Einige haben wohl nicht viel; aber ſie halten ſich doch immer. Die Ablöſungen haben ihnen zuletzt noch ein gutes Stück Geld eingebracht; denn in unſerer Gegend haben die meiſten Bauern baar ausgezahlt, um nur ganz mit der Herrſchaft auseinander zu kommen.«

»Dann ſind wohl die Bauern jetzt gut daran?« fragte Wilhelm.

»Das gerade nicht: die meiſten haben Schulden machen müſſen, und viele ſind darüber ſchon

von Haus und Hof gegangen. Aber auch den Herrſchaften iſt das Geld meiſtens nicht gut bekommen: ſie haben es verthan, und nun wir nicht mehr für ſie arbeiten, will's nicht ſo recht gehen. Da ſuchen ſie denn jetzt in den alten Papieren herum, ob ſie nicht noch Gerechtigkeiten auffinden können, die wir ihnen abkaufen müſſen. Unſerm gnädigen Herrn iſt's noch ſo geglückt. Er hat uns wegen der Gemeindeweide und der Holzgerechtigkeit in einen Proceß verwickelt, der Viele von ihren Höfen brachte, welche dann der gnädige Herr ankaufte und ſich aus ihnen da das ſchöne Vorwerk machte.«

»Wie kam das?«

»Wie es kam, das weiß wohl nur der gnädige Herr und der Herr Juſtiz. Aber der Herr Juſtiz ſagte gleich, daß wir Unrecht hätten, und da ließ ich mich denn erſt gar nicht auf den Proceß ein. Ich weiß wohl, daß der Herr Juſtiz, wenn er den Braten des gnädigen Herrn gegeſſen, deſſen Wein getrunken hat, und dann zu uns Bauern in die Gerichtsſtube kommt, die Rechte des gnädigen Herrn beſſer kennen muß, als die unſrigen.«

»Es giebt aber noch höhere Inſtanzen.«

»Ja, die ſind aber weit, koſten Geld und der Herr Juſtiz hat doch immer das erſte Wort. Das habe ich oft erfahren und werde mich wohl hüten, gegen die Herren anzubinden.«

»Man muß aber von ſeinem Rechte Nichts vergeben.«

»Na, da will ich Ihnen mal einen Spaß erzählen, an dem Sie hören, wie es unſer Einem bekommt, wenn man ſich Nichts von ſeinem Recht vergeben will. Der Barthel da hat ein Stück Land am See, zu dem der Weg durch des gnädigen Herrn Feld führt. Das iſt dem gnädigen Herrn nicht recht, und er will dem Barthel das Stück Land abkaufen. Er redet mit dem Barthel viel hin und her; aber der Barthel will nicht verkaufen. Da läßt der gnädige Herr am Morgen den Barthel zu ſich kommen und, als alles Zureden Nichts helfen will, ihn in's Hundeloch ſchmeißen. Der Barthel bleibt einige Tage hartnäckig; aber es iſt Saatzeit; ſeine Frau kommt, heult und ſchreit, daß nicht gepflügt und geſäet wird, und der Schade nicht zu erſetzen, wenn der Mann nicht bald

frei kommt. Der Barthel weiß, ſeine Frau hat Recht: er muß einwilligen zum Verkauf, und der Herr Juſtiz wird ſogleich geholt, den Contract aufzunehmen. Als der Barthel ſeine Saat beſtellt, gereut ihn die Sache. Er beklagt ſich bei dem Herrn Landrath. Der weiſt ihn ab. Er klagt bei Gericht; aber der gnädige Herr hat ihn ja nur in's Hundeloch ſchmeißen laſſen, weil er ſich gegen die Polizeigewalt des gnädigen Herrn gröblich vergangen; und das hängt mit dem Kaufcontract gar nicht zuſammen. — Seht Ihr, wenn man ſo Etwas erlebt, dann wird man klug und verdirbt es nicht mit dem gnädigen Herrn und dem Herrn Juſtiz!«

»Ja, ja!« — ſagte ein anderer Bauer — »die Geſchichte iſt wahr. Und es iſt noch ein Glück für den Barthel, daß der gnädige Herr das Stück Land nicht hat zurückgeben müſſen; ſonſt hätte er dem Barthel noch weit mehr geſchadet, als das ganze Land werth iſt. Da wäre bald des Barthels Hund ohne Knüppel herumgelaufen, bald hätte er ſelbſt auf dem Hofe geraucht, bald wär' er zu raſch durch das Dorf gefahren; und jedes Mal hätte er Strafe zahlen

oder in's Loch wandern müſſen. Denn der gnädige Herr iſt die höchſte Polizei im Dorfe.«

»Freilich« — ſagte ein alter Bauer mit ſchon weißem Haar — »in meiner Jugend war's noch weit ſchlimmer und des gnädigen Herrn ſeliger Herr Vater hat uns noch ganz anders geſchoren; aber doch muß Vieles noch beſſer werden, ehe wir zufrieden ſein können. Ich habe immer gehofft, unſere Deputirten würden Etwas auf dem Landtage für uns durchſetzen, damit wir endlich vollſtändig unabhängig würden von den geſtrengen Herren Rittern; aber bis jetzt iſt das Geld noch fortgeſchmiſſen, was wir ihnen als Diäten zahlen müſſen. Wir haben ſeit dreißig Jahren auch nicht die mindeſte Erleichterung gefunden; und doch ſagt man uns, daß unſere Kinder in den Schulen beſſer und vernünftiger erzogen werden, als wir einſtens. Da dürften ſie denn auch wohl mehr ſich ſelbſt berathen und nicht ganz unterthänig ſein der gnädigen Herrſchaft.«

»Früher oder ſpäter, Vater« — bemerkte Wilhelm — »wird Eure Hoffnung gewiß erfüllt. Ein Stand, der ſich innerlich nicht beſſer

machen kann, als der andere, wird es auch äußerlich nicht lange bleiben. Je mehr Anſtrengungen er aber dafür macht, um ſo mehr verſinkt er in anmaßliche Vorurtheile, verläßt die Bahnen der Vernunft und iſt ſo am thätigſten, ſein eigenes Uebergewicht zu zerſtören. So iſt auch der Thurm, von welchem der Adel über uns herabſchaut, nur eine Ruine vergangener Zeiten, welche alles Ausbeſſern nicht vor dem allmäligen Einſturz retten kann.«

Bei den letzten Worten des alten Bauern und Wilhelms hatte ſich ein neuer Gaſt zu ihnen geſellt — eine unterſetzte, ſtämmige Figur mit einem breiten markigen Geſicht und kleinen, feurigen Augen. Die ſchwarzen Einſchnitte an den Fingern und Händen bezeichneten ihn als den Schuſter des Orts. Er hatte genau auf Wilhelms Worte geachtet, ſchlug dieſem jetzt mit einem derben Schlage traulich auf die Schulter und ſagte: »Das Ausflicken ſoll ihnen auch nicht mehr lange helfen! Wir ſind ſchon klug genug zu fragen: wozu braucht der Edelmann drei, vier Mal ſo viel Land, als hier zehn Bauern und zwölf Koſſäthen? — Hat er etwa

hundert Mägen oder arbeitet er etwa hundert Mal mehr als der Bauer, oder trägt er tauſend Mal mehr zum allgemeinen Beſten bei? —«

»Seine Vorfahren haben ihm den Beſitz erworben,« entgegnete der alte Bauer.

»Aber auf welche Weiſe?« — fragte der Schuſter. — »Sie haben unſeren Voreltern erſt das Ihrige durch Gewalt und Uebermacht entriſſen, und ihnen dann unter harten Bedingungen einen kleinen Theil wieder überlaſſen. Wenn durch ſolche Mittel Rechte erworben werden: nun ſo haben wir, das Volk, jetzt die Macht, ſie zu erwerben.«

»Da würde zuvor viel Blut fließen,« entgegnete Wilhelm.

»Glaubt das nicht!« rief der Schuſter. — »Welche Kräfte hat der Edelmann unſerem Willen entgegenzuſetzen? Und wär's, ſo iſt's immer beſſer, daß einige Tauſend im ehrlichen Kampf fallen, als daß viele Millionen ſo nach und nach durch Elend und Noth abgeſchlachtet werden. Und glaubt mir, wenn nicht bald Etwas geſchieht, das Elend der ärmeren Klaſſen zu mildern, wenn man noch lange glaubt, uns

mit guten Worten von väterlicher Liebe und eifriger Fürsorge abzuspeisen: dann geht's doch noch drunter und drüber!«

»Dabei« — erwiderte Wilhelm — »würde nicht viel herauskommen. Sollen wir einmal unser Blut vergießen: dann sei's nicht für elende Rechte, nicht für Hab' und Gut; Menschenleben dürfen nur geopfert werden für Menschenwürde!«

Indessen war der Jubel auf dem Tanzplatz immer größer geworden. Auch kleine Streitigkeiten, mit Drohungen und heftigen Worten laut geführt, unterbrachen schon die allgemeine Freude. Die Aufregung des Tanzes und der Genuß der Getränke hatte die sonst so starren Gemüther in eine reizbare Stimmung versetzt. Um den Preis der Liebe spielen Könige mit Kronen, erkämpfen Ritter sich den blutigen Tod: dem Preis der Liebe gilt's auch in der Bauernschenke. — Käthe war unbestritten die hübscheste Bäuerin: ein kerniges Mädel mit frischen Wangen und munteren Augen. Friedrich trat eben zu ihr heran. Das Kinn hoch, die Arme längs des Körpers gerade ausgestreckt und den Rücken etwas ge-

krümmt, stand er mit steifer militärischer Zierlichkeit da, um mit einer höflichen Redensart, die er in der Hauptstadt gelernt, Käthen zum Tanz aufzufordern. Da sprang Michel zwischen Beide. »Hei, Käthe! lustig! 'nen Nußschen!« — rief er, faßte das Mädel um die Hüfte, machte ein seelenvergnügtes Gesicht, stampfte kräftig den Takt und schwenkte die Dirne wacker im Kreise. Friedrich besinnt sich nicht lange. Er hat ein tüchtiges Mädel gefaßt und nun hinter Michel her. Im harten Zusammenstoß stürzt Michel mit seiner Käthe zu Boden, während Friedrich lachend über sie hintanzt. Ein lauter Jubel erschallt. Michel springt wüthend auf und stellt Friedrich zur Rede.

»Was« — ruft der — »ich grob! ich ein Flegel! Ich bin Soldat gewesen; ich habe meinem Fürsten gedient: ich lasse mir Nichts gefallen!«

»Wenn Du Dich auch von Deinem Unteroffizier hast maulschelliren lassen, so sollst Du Dir gegen uns doch Nichts herausnehmen!«

»Gegen Euch, Ihr dummen Bauerlümmel! Ich habe meinem Fürsten gedient!«

Bei dem Schimpfwort erhob ſich ein allgemeiner Sturm gegen den ſtolzen Soldaten außer Dienſten. Schon hatten ſich die Fäuſte gegen ihn geballt, als der alte greiſe Bauer dazwiſchen trat.

»Wenn Du« — wandte er ſich an Friedrich — »im Dienſt Deines Fürſten gelernt haſt, grob zu ſein und Deinesgleichen zu verachten, ſo wär' es beſſer für Dich, Du hätteſt ihm nicht gedient. Aber wir erleben das freilich an Allen, daß ſie eitel und aufgeblaſen aus dieſem Dienſt zu uns zurückkehren. Da hören ſie Etwas von Ehre, die der Soldat haben müſſe, und meinen nun, ſie hätten die Ehre auch mit der bunten Jacke zugleich angezogen. Das iſt mir aber eine ſchöne Ehre, durch die man nicht beſſer und nützlicher, ſondern ein krakelender Tagedieb wird!«

Die Worte des Alten bewirkten, daß Friedrich ſtill davon ſchlich; aber kaum hatte ſich die Jugend ihrer Luſt von Neuem hingegeben, als der Wirth Feierabend gebot; denn der gnädige Herr habe nur die Muſik und den Tanz bis zehn Uhr geſtattet. Da erhob

ſich ein wilder Lärmen. Die Einen riefen: »Es hat noch nicht Zehn geſchlagen!« — die Anderen: »Und wenn es auch Zehn iſt; wir ſind einmal luſtig und wollen ſehen, wer es uns wehren kann!« — Michel aber war vor die Spielleute hingetreten und ſagte: »Spielt, Muſikanten! ſpielt, daß das Haus wackelt, oder ich ſchlage Euch den Baß um den Kopf, daß Euch die G-Saite acht Tage lang in den Ohren brummen ſoll!«

»Halt, Michel« — trat der alte Bauer dazwiſchen — »Ordnung muß ſein, und der Obrigkeit ſind wir Gehorſam ſchuldig.«

»Was da die Obrigkeit! Schmauſen und zechen ſie nicht da auf dem Schloſſe bis tief in die Nacht? Und wenn ſie tanzen, was ſie einen Ball nennen, dauert das nicht bis zum frühen Morgen? — Uns freilich ſchelten ſie gleich lüderlich und unordentlich, wenn wir einmal eine halbe Stunde nach Zehn luſtig ſind. Wir taugen den Herrſchaften dann nur Etwas, wenn wir ärger als das Vieh für ſie arbeiten!«

»Das hilft aber doch Alles Nichts, Michel, wir müſſen einmal gehorchen! Und Du thäteſt doch gewiß ſehr unrecht, wenn Du es nun den Muſikanten wollteſt entgelten laſſen, was der gnädige Herr befohlen hat.«

»Das iſt, hol' mich der Teufel! wahr. Hätt' ich nur einmal den gnädigen Herrn ſo vor mir, wie jetzt den langen Peters: dem zerſchlüg' ich gewiß den dicken Kopf!«

»Was Du nur ſprichſt, Michel! Wenn das der gnädige Herr erführe, ſäßeſt Du morgen im Hundeloch. Aber nun, Kinder, wollen wir nach Hauſe gehen, dann kriegt Ihr wohl über vier Wochen wieder die Erlaubniß zum Tanze, die Euch ſonſt der gnädige Herr in einem Vierteljahr nicht wieder ertheilt.«

Die Vorſtellung wirkte um ſo mehr, als durch das Zwiſchengeſpräch mit Michel die Gemüther Zeit gewonnen hatten, ſich zu beruhigen.

Die jungen Kerle nahmen jeder ſeine Dirne und zerſtreuten ſich durch das Dorf,

während von Zeit zu Zeit ein helles Jauchzen aus der Ferne herschallte. Die älteren Bauern folgten ihnen langsam; und bald ruhte Wilhelm dort auf einem Streulager, wo sich eine halbe Stunde zuvor noch die fröhliche Jugend im raschen Wirbel gedreht.

Dreizehntes Kapitel.

Am frühen Morgen nahm Wilhelm seinen Weg nach der Hauptstadt zurück. Dies Hausiren, mit welchem er den armen Landleuten das sauer erworbene Geld ablockte, dies unwürdige Gewerbe wollte er nicht länger treiben. —

Auf Anrathen des Wirths hatte er einen Nichtweg eingeschlagen. Der Pfad führte längs dem Ufer des Flusses hin. Wiesen dehnten sich hier und dort aus. Durch sie hin lenkte bald ein schmaler Steig vom Flusse ab. Wilhelm stand an, ob er demselben folgen sollte, oder dem ausgetreteneren längs dem Flusse. Er erinnerte sich, daß der Wirth von einem Wege gesprochen, der ihn vom Flusse abführen solle. Nach einigen Hundert Schritten befand sich der

Wanderer in einem Walde. Erſt ſchlang ſich der Weg zwiſchen hohen Stämmen von Fichten hin, dann durch eine Schonung. Jetzt verſchwand der Pfad ganz dem Auge: der junge Graswuchs verdeckte ihn. Von Strecke zu Strecke zwar zeigte ſich eine betretene Stelle, aber es wurde immer ſchwieriger, die leitenden Punkte aufzufinden. Endlich verließ ihn jede Spur; nur das von einander gebogene Gezweig der jungen Bäume deutete dem ſchärferen Auge den Weg an, auf welchem Menſchen ſich hindurch gewunden; in dem bethauten Graſe hielten ſich noch friſche Spuren abgedrückt: vielleicht holte er ſie ein. Er ſchritt rüſtig vorwärts. Bald auch leuchteten menſchliche Geſtalten zwiſchen dem Gebüſch hindurch. Er beſchleunigt ſeine Schritte. Schon glaubt er ſich ſeinen Vorgängern ganz nahe, als ſie ihm plötzlich entſchwanden. Er ſteht auf einer kleinen Lichtung; er ſchaut nach allen Seiten aus: nirgend ein lebendes Weſen, nirgend weiter eine Spur des Weges! Da gleitet ſein Blick auf den Boden: die Tritte von acht bis zehn Menſchen führen in das Dickicht der Schonung. Wilhelm folgt

dieſen Tritten, aber am Rande des jungen, dichten Gehölzes ſind ſie verſchwunden. Er ruft, aber nicht einmal das Echo antwortet ſeiner Stimme; er ſchweigt, und um ihn herrſcht rings eine tödtliche Stille: nicht der leiſeſte Luftzug ſäuſelt in dem Laub, nicht einmal die äußerſten Spitzen der Bäume neigen ſich einem ſanften Spiel des Windes. Starr und ſtumm ſteht Alles um ihn in der tiefſten Waldeinſamkeit. Er hört ſeinen eigenen Athem und erſchrickt. Die Unheimlichkeit des Alleinſeins überfällt ihn; und der Gedanke, hierher verlockt zu ſein, um unter Mörderhänden das Ziel ſeines Lebens, wie unerquicklich es auch ſein mochte, zu finden — durchbebt die Glieder mit leiſem Schauder. Aber er erhebt den ſtarken Wanderſtab, prüft, ſich beruhigend, deſſen Wucht und ſendet noch ein Mal ſpähende Blicke nach allen Seiten aus. Da ſchreitet ein Mann durch das Gebüſch her. Wilhelm harrt ſeiner. Die Größe des Fremden iſt eine ungewöhnliche und die breiten Schultern entſprechen derſelben; ein ſtarker rother Bart hüllt den unteren Theil des ſonnverbrannten Geſichts ein, welches über Stirn und Wange

durch die breite Narbe eines Säbelhiebes ſcharf gezeichnet iſt. Als er jetzt nahe an Wilhelm gekommen und den entſchloſſenen Blick durchdringend auf dieſen richtet, glaubte der Verirrte nicht anders, als es gälte jetzt einem Kampfe auf Tod und Leben mit einem gewaltigen Räuberhauptmann. Aber der Mann war ohne alle Waffen, nicht einmal einen Stock trug er. Auch wollte er nach kurzem Gruße vorüberſchreiten, als Wilhelm, ſich zuſammenfaſſend, ihn um den Weg fragte.

»Vielleicht« — erwiderte der Fremde, mit ſcharfem Blick den Fragenden fixirend — »waren Sie auf dem rechten Wege, aber Sie haben plötzlich die Spur verloren.«

»O nein! ſchon etwa ſeit einer Stunde habe ich mich durch dieſen Wald hindurch gewunden.«

»Sie ſind immer tiefer hineingegangen: Sie hätten ſich mehr rechts halten müſſen. Ich gehe zufällig deſſelben Weges und werde Sie führen.«

Mit dieſen Worten ſchritt er vorwärts; Wilhelm folgte ihm.

»Was tragen Sie denn da in Ihrem Kaſten?« fragte der Fremde.

»Lithographien von fürſtlichen Familien, Miniſtern und andern vornehmen Perſonen — Alles werthloſe Gegenſtände,« erwiderte Wilhelm, indem er ſchüchtern um ſich ſchaute und einen Schritt hinter ſeinem Begleiter zurückblieb.

»Wie kann ein Menſch von geſunden Gliedern ſich mit ſolchen Elendigkeiten herumſchleppen? Das iſt ein Geſchäft für alte Weiber und Invaliden.«

»Ich werd's auch aufgeben, und ein ſchicklicheres Gewerbe ſuchen.«

»Etwa Karren ſchieben, Stiefel putzen, den Vornehmen den Tiſch decken? — Es giebt heutigen Tags nur ein ſchickliches Gewerbe für den Mann: den Geſetzen trotzen, die den Armen ſchinden, um mit deſſen abgezogenem Felle den Vornehmen das Lotterbett zu überziehen!«

»Je mehr ich ſelbſt dieſe Geſetze haſſe, um ſo ſorgfältiger beobachte ich ſie.«

»Das iſt elende Feigheit, ſklaviſche Furcht vor der Strafe!«

»Ueberträte ich ſie, wär' ich ihnen gegenüber im Unrecht, und mein Haß gegen ſie trüge den Schein kleinlicher Selbſtrechtfertigung. Den Perſonen und Dingen, die ich verachte oder haſſe, muß ich mich am reinſten gegenüber wiſſen.«

»Da bleibt Ihr Haß und Ihre Verachtung aber unwirkſam, todt. Wir müſſen, um nicht im Nachtheil zu ſtehen, mit gleichen Waffen kämpfen, wie unſere Feinde.«

»Ich meine, mit beſſeren: gegen die Gewalt mit dem Recht, gegen Lüge und Trug mit der Wahrheit. Durch ungeweihte Waffen machen wir die heiligſte Sache ſchlecht, zeigen wir uns um Nichts beſſer als unſere Feinde, und verrathen nur, daß wir den Sieg, gleich ihnen, mißbrauchen würden.«

»Ei, was ſoll mir die Rederei! Jeder Schulbube weiß jetzt mit ſchönen Worten um ſich zu thun, wie der pfiffigſte Miniſter; deshalb muß der Mann handeln. Ihr ſcheint mir Einer der gutmüthigen Thoren, die immer auf die ſchöne Zukunft der Enkel ſehen, während ſie ſelbſt hungern und dienen. Und doch habt

Ihr eine hohe Bruſt, in der das Gefühl der Freiheit muthig pulſiren, und einen nervigen Arm, der nach ſeinem Menſchenrecht kräftig faſſen könnte.«

»Eins von Beiden muß man in dieſer Welt: entweder Unrecht thun oder Unrecht leiden. Das habe ich einſehen lernen; und nun dünkt es mir edler, das Unrecht zu leiden.«

»Pah! Weibergeſinnung. Dem Mann ziemt es, das Rechte zu vertheidigen, ſei's mit Liſt oder Gewalt, mit dem Wort oder Schwert.«

»Ich lernte nur mit ehrlichen Waffen kämpfen; und ſelbſt im Fall äußerſter Nothwehr würde ich mich ſchämen, den Feind durch Tücke zu verderben.«

Die Wanderer hatten den Wald, meiſtens auf unwegſamen Pfaden, durchſchritten. Jetzt betraten ſie die Landſtraße und erreichten bald ein einſam gelegenes Wirthshaus.

»Noch Niemand hier?« fragte der Fremde den Wirth.

»Alle,« antwortete dieſer.

Der Fremde ging hinaus, während Wilhelm ſich ein Glas Bier reichen ließ und mit

unheimlichem Gefühl ſich in der Gaſtſtube umſchaute. Dieſe aber verrieth Nichts von einer Räuberhöhle. Alles war reinlich, nett geordnet, und die blanken Dielen zeigten keine Spur mörderiſch vergoſſenen Blutes. Die Morgenſonne leuchtete ſtrahlend durch die weißen Fenſter; die Bäume des Waldes neigten ſtill und traulich im ſanften Windeshauch ihre Wipfel, die bunte Elſter ſchaukelte auf den Zweigen, der ſchlanke Heher klappte an den Aeſten, und der muntere Specht flog unter ſeinem freudigen Rufe davon. Zwiſchen den hohen Stämmen hindurch leuchteten die hellbraunen Kühe und tönte der metallene Klang ihres Geläutes. Ringsum waltete ein ſtiller Friede, der ſich auch in die Seele ſenkte, daß ſie wünſchen konnte, getrennt von den Kämpfen und Mühen der Welt, ungetrübt das Leben zu verträumen. Aber wer weiſt uns in Europa eine Hand breit Erde nach, auf welcher nicht die Krebsſchäden unſerer Civiliſation üppig wucherten! — Wilhelm fühlte ſich eben zu milden, freundlichen Erinnerungen geſtimmt, als ſich die Seitenthür öffnete, und ſein Begleiter eintrat, gefolgt von zehn bis zwölf kräftigen

Männern. Die kurzen Jacken, die weiten Beinkleider gaben ihnen das Anſehen von Matroſen; aber ihre Haltung war leichter, ihr Auge beweglicher, nicht erſtarrt an dem Anblick des unermeßlichen Meeres. Den fremden Gaſt kaum beachtend, ſetzten ſie ſich um den Tiſch, auf welchen der Wirth ein reichliches Frühſtück geſtellt; und ſie überließen ſich dem Mahl, wie Leute, die eben eine Laſt abgeſchüttelt, vielleicht eine große Gefahr glücklich überwunden haben.

»Unſer Geſchäft, Herr Hendrick« — begann Einer der Jüngeren zu Wilhelms Begleiter — fängt an, mir langweilig zu werden. Wir ſchleichen da auf heimlichen Wegen in der Nacht einher: das könnte auch ein altes Weib.«

»Wenn Dir das nicht gefällt, mein dreiſter Burſch, ſo trag' doch offen, auf der großen Landſtraße und am hellen Tage Dein Salz über die Grenze.«

»Da käm' ich höchſtens in die Gefahr, einen Grünrock todtzuſchlagen.«

»Dazu hätt' ich nun keine Luſt« — ſagte ein Anderer, ein Kerl von vierſchrötiger Geſtalt — »aber wenn mir Gott noch in meinem

Leben die Freude ſchenkte, daß wir ſo unſer Zehn bis Zwanzig mit einer halben Compagnie dieſer verdammten Grünröcke im ehrlichen Kampf zuſammentreffen und ſie ſo nach Herzensluſt zuſammenſchmeißen: dann wollte ich ein herzliches Dankgebet zum Himmel ſchicken.«

»Das ginge wohl ein Mal« — erwiderte Herr Hendrick — »aber dann wär' es auch mit uns zu Ende. Wir halten's doch auf die Dauer nicht mit ihnen aus. Um unſerer guten Sache willen müſſen wir vorſichtig ſein. Wir müſſen es dahin bringen, daß unſeren Bedrückern der Lohn ihrer Knechte mehr koſtet, als die Steuern ihnen eintragen: dann werden ſie dieſelben ſchon aufheben.«

»Das kann noch lange dauern; aber« — ſagte ein langer Kerl mit einer echten Spitzbubenphyſiognomie — »wär es nicht geſcheidter, daß wir uns darauf legten, ſo ganz in der Stille einen dieſer grünen Hunde nach dem anderen wegzupaffen? Am Ende kriegten ſie Niemand mehr, der ſich zu dem niederträchtigen Dienſt hergäbe.«

»Es giebt nichts ſo Gefährliches und Nie-

derträchtiges« — wandte Herr Hendrick ein — »wozu ſich nicht Menſchen fänden. Dafür hat man, außer dem Hunger, noch manche andere ſchöne Erfindung und Einrichtung. Nein, Kinder, wir müſſen auf unſerer ſtillen und ſicheren Bahn bleiben! Nun lebt mir wohl! Ich muß weiter, und Ihr vergeßt nicht Tag und Stunde!« —

Herr Hendrick ſchüttelte ſeinen Leuten zum Abſchiede die Hand, und ſich dann an Wilhelm wendend, fragte er: »Nun, Kunſthändler, kommen Sie mit?« —

Wilhelm willigte ein, nahm ſeinen Kaſten wieder auf den Rücken, und zog mit dem Fremden auf der Landſtraße weiter.

»Wie gefielen Ihnen meine Kameraden? — Nicht wahr, es ſind entſchloſſene, brave Burſche! Einer ſolchen Geſellſchaft anzugehören, das giebt uns ein anderes Gefühl, ein anderes Selbſtbewußtſein, als das ſchachernde Herumziehen oder das Abarbeiten im Dienſt der Reichen! Laſſen Sie ſich hier in einem der Grenzorte nieder und werden Sie Einer der Unſeren! —«

»Ich kann dies geſetzwidrige Treiben nicht

billigen, das am Ende doch nur selbstischen Zwecken dient.«

»Sie irren. Ich habe ein Vermögen, bei dem ich glänzend leben könnte; und ich hatte eine Praxis als Advocat, die mir viel eintrug. Manchen armen Teufel von Schmuggler vertheidigte ich vor Gericht. Da lernte ich begreifen, daß Nichts natürlicher sei, als daß der Arme sich seine Bedürfnisse so wohlfeil als möglich verschafft, daß die Strenge der Strafen also in keinem Verhältniß steht zu dem Vergehen, daß vielmehr der Uebertreter nur büßt für die Unangemessenheit einer Staatseinrichtung. Meine Vertheidigungen vor Gericht waren erfolglos; jetzt versuche ich durch die That gegen gesetzmäßige Uebel zu kämpfen. Längs der ganzen Grenze organisirte ich Paschergesellschaften, aus deren Niederlagen die Armen ihre Bedürfnisse beziehen. Sind diese Armen nicht schon durch ihre Geburt hinlänglich benachtheiligt? — muß man auch noch gegen sie ungerecht sein, indem man sie gleich dem Reichen besteuert?«

»Gegen das Unrecht« — erwiderte Wilhelm — »kämpft man nur siegreich mit dem

Recht. Davon bin ich überzeugt. Denn ein Uebel wird nicht dadurch wahrhaft gehoben, daß man es äußerlich beseitigt. Man muß die Menschen innerlichst überführen; dann wird das Böse niedergestürmt trotz Wehr und Waffen.«

»Schade, daß Sie nicht studirt haben: Sie wären ein echter deutscher Gelehrter, vielleicht ein großer Staatsmann geworden. So fahren Sie wohl mit Ihrer Menagerie auf dem Rücken! Mein Weg führt auf diesem Fußsteige weiter.«

Nicht gar lange hatte sich Wilhelm von seinem Begleiter getrennt, als er hinter sich das Knallen einer Peitsche und das Rollen eines Wagens vernahm. Dieser war mit Koffern, Meubles und Säcken bepackt. Zwischen all' dem Gepäck auf hohem Sitz thronte eine Frau. Als der Wagen ihm näher gekommen, dünkten Wilhelm die ganz hübschen Züge der jungen Frau wohlbekannt; und schon hörte er sich angeredet: »Ei, Herr Rolf, nach so manchem Jahr treffen wir uns hier auf der Landstraße wieder! Erinnern Sie sich unserer hübschen Landpartien? — Das war ein fröhlicher Sommer!«

Wilhelm erwiderte mit einer verlegenen Kopfbewegung; er erinnerte ſich in dem Augenblicke nur, daß er der hübſchen Madame Ebert einſt ſehr gefliſſentlich ausgewichen war, als ſie ihm an der Thür ſeines Meiſters öfters aufgelauert. Sie hatte indeſſen den Fuhrmann halten laſſen und nöthigte den Wanderer mit den freundlichſten Worten, neben ihr den Sitz einzunehmen. Seine Kunſthandlung fand in der Schoßkelle noch einen Platz.

»Ach Gott!« — nahm ſie wieder das Wort — »wie hat ſich doch ſo Vieles verändert, ſeit wir uns nicht ſahen. Mein guter Mann, der mich ſo innig liebte, iſt inzwiſchen hinübergegangen; und jetzt eben habe ich auch den Nachlaß ſeines Vaters geholt, der mich zur Erbin eingeſetzt.«

»Dann ſind Sie wohl noch nicht wieder verheirathet?«

»Ach, wie hätte ich meinen guten Mann, der mich ſo ſehr liebte, ſo raſch vergeſſen können! Und ich werde auch nicht wieder heirathen — vielleicht nie wieder; gewiß nur, wenn der Mann kommt, welchen ich ſelbſt liebe.«

Bei dieſen Worten, welche die arme Witwe in weinerlichem Tone herſagte, hatte ſie ihr glänzendes Auge ſo ſchmachtend geſenkt, ſo feurig aufgeſchlagen und wieder ſo ſprechend auf Wilhelm ruhen laſſen, daß es dem armen Menſchen ganz heiß wurde. Madame Ebert, indem ſie vertraulich die Gründe aufzählte, die ſie habe, nicht wieder zu heirathen, war ihm immer näher gerückt, ſo daß ſie bei dem leiſeſten Stoß des Wagens ſich mit ihrem üppigen Buſen gegen ſeine Schulter lehnen mußte. Endlich legte ſie gar im Laufe lebhafter Worte ihre kleine niedliche Hand auf Wilhelms Knie. Das war nicht länger auszuhalten! Er erhob ſich und war im Begriff, über Kiſten und Kaſten hinweg einen Satz zu machen und, mit Hinterlaſſung ſeiner Kunſthandlung, davon zu laufen. Madame Ebert hatte aber ſchon die Hand auf ſeine Schulter gelegt, indem ſie ſagte: »Aber, mein Gott, was iſt Ihnen? — Sie blicken ja ſo verſtört, ſo wild!«

»Sie machen mich toll, Madame. Das hält kein Menſch aus!«

»Ach du lieber Gott, was ſind Sie doch

für ein weicher, guter Menſch! So herzlich nehmen Sie Theil an meinem Geſchick, wie noch nie ein Mann. Ich kann Ihnen nicht dafür danken, aber unſer himmliſcher Vater wird es Ihnen ſegnen.«

Wilhelm ſah ſie zweifelnd an: war die Frau wirklich ſo naiv, daß ſie nicht wußte, wie ſie ihren Geſellſchafter aufgeregt? — Die frommen Floskeln, die ſie ihren Worten einſtreute, ließen das faſt vermuthen. Wilhelm ſetzte ſich wieder beruhigt neben ſie. Aber daſſelbe Spiel wiederholte ſich in wechſelnder Weiſe während der Reiſe des Tages noch einige Male. Ueber ihre Abſicht konnte Wilhelm bald um ſo weniger in Zweifel ſein, als Madame Ebert ihm ihre Vermögensverhältniſſe ſehr günſtig ſchilderte und endlich ſchloß: »Nun, ſehen Sie, lieber Rolf, wenn ich mich wieder verheirathe, auf Geld brauche ich nicht zu ſehen. Daß er mich liebt, iſt Alles, was ich von ihm verlange.«

»Da werden ſich zu einer ſo hübſchen Frau Männer genug finden,« erwiderte Wilhelm.

»Ob aber der rechte, den ich auch liebe, ſo recht herzlich liebe« — ſagte das Weib und

ſchaute Wilhelm wieder mit einem ihrer glühendſten Blicke an. Doch er hatte ſich ſchon an das Feuer gewöhnt: es konnte Nichts mehr in ihm zünden. Aber noch ſtand ihm die härteſte Probe bevor. Man war am Abende in das Wirthshaus eines Dorfes eingekehrt. Es gab da nur ein kleines Schlafzimmer für die Fremden. Wilhelm wollte auf der Streu in der Gaſtſtube liegen. Madame Ebert aber wollte das durchaus nicht dulden. — »Auf Reiſen« — ſagte ſie — »darf man nicht ſo zimperlich ſein; man muß ſich zu behelfen wiſſen. Sie legen ſich ruhig nieder, und wenn Sie eingeſchlafen, komme ich nach. Am Morgen werde ich ſchon ſo frühe heraus ſein, daß Sie Nichts von mir merken.«

Wilhelm fügte ſich den Vernunftgründen der freundlichen Frau; aber mit dem raſchen Einſchlafen wollte es ihm nicht gelingen. Madame Ebert kam auch zu bald nach ihm. Indeſſen ſchloß er die Augen und Madame Ebert ſchien anzunehmen, daß er wirklich ſchlafe. Sie warf das Oberkleid ab und enthüllte die glänzenden, ſchönen Schultern, freilich nicht tiefer,

als die vornehme Welt in ihren Salons es bei dem hellſten Kerzenſchimmer an den jungen Damen zu ſehen gewohnt iſt. Dann löſte ſie das lange Haar und ſchlug es in einen Knoten, um es unter ein zierliches Nachthäubchen zu bringen. Endlich ſetzte ſie den kleinen Fuß auf den Schemel und knüpfte das Strumpfband auf. Da hatte Wilhelm das Unglück, die Augen aufzuſchlagen.

»Ei, lieber Rolf« — rief Madame Ebert lachend — »das iſt wider die Verabredung: Sie ſollen ja ſchlafen!«

»Wenn es Ihre Abſicht war, mich ſchlafend zu treffen, hätten Sie ſpäter kommen müſſen.«

»Meine Abſicht? Sie glauben wohl gar, daß mir daran gelegen iſt, mich Ihnen im Nachtanzuge zu präſentiren!«

»Woran Ihnen gelegen iſt, meine ſchöne Frau, kann ich in der That nicht wiſſen; aber da Sie nicht das Licht ausblieſen, müſſen Sie ſich nun ſchon gefallen laſſen, daß ich Reize ſah, die Sie ſonſt wohl nur Ihrem Manne enthüllten.«

»Ach Gott, der gute ſelige Mann, wie lieb

hatte er mich! Unſere Betten ſtanden einander gerade ſo gegenüber wie dieſe; und er ſchlief nie ein, wenn ich mich nicht noch ein Viertelſtündchen zu ihm geſetzt und ein wenig mit ihm geplaudert hatte. Dann ſaß ich ſo, und ehe ich ging, klopfte ich ihm noch recht herzlich das Deckbett von allen Seiten zurecht. Sehen Sie: ſo — ſo! —«

Und nun begann die hübſche Frau auch Wilhelm recht herzlich einzuhüllen und blickte ihn dabei ſo ſchelmiſch an, daß der Arme faſt in Verzweiflung gerieth. »Frau« — rief er endlich — »ſind Sie denn ganz des Teufels! Soll ich eine noch größere Dummheit begehen, als die ſchon iſt, mit Ihnen in einem Zimmer zu ſchlafen? Machen Sie das Licht aus und legen Sie ſich in Ihr Bett, oder ich ſpringe auf und laufe davon!«

»Was fällt Ihnen denn ein, lieber Rolf? was iſt denn da ſo Gefährliches, wenn ich Ihnen zeige, wie ich meinen guten Seligen einzupacken pflegte?«

»Ich glaube, wenn Sie ſich ſelbſt zu mir packten, wie einſt zu dem guten Seligen, wür-

den Sie auch noch fragen: „was iſt denn da ſo Gefährliches, lieber Rolf?“«

»Was wär's denn auch, wenn wir Mann und Frau wären?«

»Wir ſind's aber nicht und werden's auch nicht! Ich habe einem lieben, tugendhaften Mädchen meine Treue zugeſichert und werde ſie ihr bewahren.«

»Sie ſind ein Narr, Rolf,« ſagte das niedliche Weibchen etwas verdrießlich, blies das Licht aus und legte ſich in ihr Bett, ohne dem Geängſtigten eine gute Nacht zu wünſchen. Die hatte Wilhelm denn auch in der That nicht. Er warf ſich auf ſeinem Lager hin und her: es pulſirte in allen Fibern; und als vollends ſeine Genoſſin ihren tiefen, geſunden Schlaf bald durch lang gehaltene Athemzüge bekundete, erhielt ihn dies Geräuſch ſo in Aufregung, daß er vergebens die Augen ſchloß. Kaum dämmerte das ſchwache Licht des neuen Tages herauf, als er aus dem Bette ſprang und ſich ſtill und haſtig ankleidete. Im Abgehen warf er noch einen flüchtigen Blick auf die Schläferin: ein ſchön gerundeter Arm und die weiße

üppige Schulter waren unbedeckt. Wilhelms Blut wallte auf; er zögerte; es zog ihn näher hin zu dem reizenden Weibe. Aber Aennchen, sein Treuwort, seine heiligen Versicherungen! Nie hatte noch sein Wort getäuscht; unter allen Stürmen hatte er sich die innere Wahrhaftigkeit rein bewahrt, und jetzt sollte ihn eine wilde Leidenschaft unmännlich besiegen? — Beschämt, daß er fast erlegen, schlich er leise davon. Aber als er wieder, mit seiner Kunsthandlung auf dem Rücken, die Straße dahin zog und die frische Morgenkühle ihm das fieberische Feuer der Nacht aus den Gliedern gescheucht: da war es ihm so leicht und fröhlich ums Herz. Im edlen Bewußtsein männlicher Würde hob sich die Brust, als er sich bekennen konnte, daß im ganzen Lauf des gestrigen Tages es ihm auch nicht ein einziges Mal eingefallen, daß ein Anschließen an die Madame Ebert ihn aller Lebenssorgen überhoben, seine ungewisse Zukunft sichergestellt hätte. Wie verächtlich erschien er sich, wenn er sich von der Gunst eines Weibes abhängig dachte!

Vierzehntes Kapitel.

Wohlgemuth erreichte Wilhelm die Hauptstadt. Seine Wohnung nahm er wieder bei seinen ehemaligen Hausgenossen. Er fand hier noch das alte Elend; doch bereitete sein Wiedersehen den armen Menschen eine Freude, wie wenn ein lieber Verwandter zu ihnen eingekehrt wäre. Die Kinder, Georg und die kleine Marie, klammerten sich an ihn und wichen nicht von seiner Seite; denn Kinder zeigen in ihrer Anhänglichkeit am lebhaftesten den Dank für empfangenes Wohlwollen. Seinem Herrn legte Wilhelm die Rechnung zu dessen großer Zufriedenheit ab. Uebrigens hatte er beschlossen, den alten Zimmergesellen wieder aufzusuchen, um durch dessen Vermittlung auf einem Bauhofe

neue Beſchäftigung zu finden. Zuvor indeſſen unternahm er einen anderen Gang. Er hatte es bisher nicht gewagt, ſeinen Freund Franz zu beſuchen, aus Furcht, in dem Hauſe erkannt und der Polizei angezeigt zu werden. Jetzt war ſeit ſeiner Flucht mehr als ein Jahr verfloſſen; die Leute in Franzens Hauſe hatten den Vorfall wohl vergeſſen und ein ſtarker Bart machte Wilhelm unkenntlicher. Am Abende ſtieg er, nicht ohne Herzklopfen, die Treppe hinauf und trat in das ihm wohlbekannte Zimmer. Franz ſaß im traulichen Geſpräch neben ſeiner Gattin, während Jedes eines der Kinder auf dem Schooße hielt. Ueberraſcht und kaum ihren Augen trauend ſprangen ſie auf und ſchloſſen wechſelnd den treuen, erprobten Freund in die Arme.

Franz hatte den Steckbrief geleſen: wie hatte er gezittert, daß derſelbe zurückgenommen werde! Aber Monate vergingen und kein Widerruf erfolgte; da ſagten die Gatten einander freudig: »der Freund iſt gerettet!« Jetzt mußte er ſeine Schickſale erzählen. Die Schilderung ſeiner Noth und ſeiner Verzweiflung füllten Jettchens Augen mit Thränen, und Franz tadelte

den Freund, daß er nicht bei ihm Hilfe und Beistand gesucht.

»Wenn Du« — erwiderte Wilhelm — »mir hättest nachhaltige Hilfe leisten können, würde ich mich ohne Zögern an Dich gewandt haben. Denn der Mensch muß dem Menschen die rettende Hand bieten. Das fordere ich als eine Pflicht, wie ich selbst sie zu üben bereit bin, und ich lege weder ein großes Gewicht auf das, was mir der Andere in dem Fall der Noth erzeigt, noch auf das, was ich dem Anderen biete. Wer mit seiner Hilfe gaunert, ist ein verächtliches Geschöpf, in dessen Brust Nichts von echter Menschlichkeit lebt. Aber Du konntest mir nicht helfen: Du hast Weib und Kind, für die Dein ganzer Erwerb kaum genügt; ehe ich von Dir Etwas angenommen, lieber wär' ich elend verhungert.«

»Bis zum letzten Heller« — antwortete Franz — »hätte ich mit Dir getheilt. Darauf hast Du den gerechtesten Anspruch. Auch bin ich kurz nach Deinem Verschwinden in ein ganz genügendes Brot gekommen: ich habe die Tischlerarbeiten in der Maschinenbauanstalt des Herrn

Weller erhalten. Wirſt Du denn nun auch wieder auf Deine Profeſſion gehen?«

»Das kann ich nicht: ich habe keine Papiere.«

Nach einigem Bedenken ſagte Franz: »Komm' morgen Abend wieder; vielleicht habe ich für Dich Etwas gethan.«

Herr Weller, ſchon ein Greis, aus deſſen Geſicht die Falten der Sorge und des Denkens nicht die Merkmale eines rein menſchlichen Wohlwollens hatten verbannen können, ſaß am Morgen vor dem kleinen Modell einer elektromagnetiſchen Locomotive und experimentirte, als Franz zu ihm eintrat. Dieſer eröffnete, daß er ein ernſtes Anliegen an Herrn Weller habe, mit welchem er das Geſchick eines unſchuldig Leidenden in ſeine Hand lege.

»Es gäbe wohl kein ſchöneres Glück, als allen unſchuldig Leidenden zu helfen und alle böswillig Bedrückenden zu züchtigen. Nun theilen Sie mir Ihr Anliegen mit!« ſprach Herr Weller.

Als Franz die Schickſale Wilhelms mit dem Antheil wärmſter Freundſchaft erzählt und die

Bitte hinzugefügt hatte, daß Herr Weller Jenen in seine Werkstatt aufnehme, rief Dieser: »Den Menschen nehme ich in meinen Schutz! — In meinen Augen ächtet nicht das Gesetz den Menschen, sondern seine Gesinnung und That. Schicken Sie Ihren Freund zu mir.«

Mit einem warmen Händedruck schied Franz von dem braven Manne.

Als Wilhelm sich dem Herrn Weller vorstellte, schaute dieser ihn mit dem großen, klaren Auge scharf an, und ließ sich dann die Lebensgeschichte des jungen Mannes erzählen; wiewohl sie ihm schon Franz mitgetheilt hatte. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, warf hier und dort auch eine Frage ein. Als dann Wilhelm geendet, sagte Herr Weller: »Im Giebel meines Hauses steht ein kleines Zimmer unbenutzt: Sie können dasselbe beziehen, damit Sie um so sicherer sind gegen die Nachstellungen der Polizei. Und jetzt melden Sie sich bei Herrn Huber, dem Werkführer.«

Wie glücklich fühlte sich Wilhelm, als er wieder hämmern und feilen konnte; wie erwärmend war ihm das glühende Feuer der Esse!

Er arbeitete mit einer Freudigkeit und Luſt, daß ihm Alles raſch und gut gelingen mußte. In der Werkſtätte ſelbſt herrſchte die größte Ordnung; denn Alles leitete Herr Weller mit umſichtigem Geiſt. Seinen Arbeitern bezahlte er gut; aber er verlangte von ihnen nicht nur, daß ſie geſchickt in ihrem Handwerk, ſondern auch, daß ſie ſittlich und brav ſeien. Nur wer das iſt, der wird überall ſeine Pflicht erfüllen, den wird man zuverläſſig finden, der iſt auch allein ein tüchtiger Arbeiter. Mit unnachſichtiger Strenge verwies deshalb Herr Weller Jeden aus ſeiner Werkſtatt, auf den der Makel eines Laſters fiel. Mit Thränen in den Augen und auf den Knien hatte Mancher gebeten, ihn zu behalten; mit den heiligſten Schwüren hatte er Beſſerung gelobt und mit den ergreifendſten Farben das Elend geſchildert, in welches er mit Weib und Kind verſinken werde; aber Herr Weller blieb unerbittlich. Nicht ſelten zahlte er einem ſolchen Unglücklichen Monate hindurch ſeinen Lohn aus, bis er ein anderes Unterkommen gefunden; aber ſeine Werkſtatt durfte er nicht wieder betreten.

»Mitleid« — ſagte Herr Weller — »kann

ich mit dem Menschen haben, der immer mehr ein unseliges Opfer unserer verderbten sittlichen Zustände, als des eigenen freien Willens geworden ist; aber daß sein Beispiel ansteckend weiter wirke, muß ich wenigstens so weit, als meine Macht reicht, zu verhindern suchen. Wohl weiß ich, daß andere Inhaber von Werkstätten und Fabriken nur auf das sehen, was der Mensch ihnen in der Arbeit leisten kann; aber es ist schon unselig genug, daß Menschen ihre ganze Kraft diesem geistlosen, todten Treiben in den Fabriken opfern müssen: sollen wir sie auch noch in sittliches Elend herabziehen? – Solche egoistische Schmutzseelen, die kein höheres Interesse kennen, als das elende Gold, sollen nie meine Gesetze des Handelns bestimmen.«

Und Herr Weller stand sich bei seiner Verfahrungsweise ganz trefflich. Keine Werkstätte hatte so tüchtige Arbeiter aufzuweisen, als die seine. Dennoch zeichnete sich Wilhelm bald unter ihnen durch Fleiß und Geschicklichkeit aus. Als Herr Weller ihn einst bei der Auszahlung seines Lohnes belobte, äußerte Wilhelm, daß er gern mehr noch für seine Vervollkommnung thun, daß

er gern das Zeichnen wieder aufnehmen möchte; aber er fürchte, von den Lehrern noch erkannt, und ſo vielleicht verrathen zu werden. Herr Weller ließ ihn am folgenden Morgen, als am Sonntage, herunterrufen und legte ihm eine kleine Zeichnung zum Copiren vor. Wilhelm vollendete die Aufgabe leicht und ſauber. Seit dieſer Zeit wurde er ſeines Brotherrn Schüler. Schon nach einem Vierteljahr ging er, zur herzlichen Freude ſeines Lehrmeiſters, zum Modelliren über. Ungeachtet ſich Wilhelm bei dem Herrn eines ſichtlichen Vorzuges vor ſeinen Mitgeſellen erfreute, ſtand er doch auch mit dieſen in dem beſten Vernehmen. An ihren gemeinſchaftlichen Vergnügungen, die ein erfreulicher Geiſt der Einigkeit unter ſämmtlichen Arbeitern der Anſtalt veranlaßte, nahm Wilhelm den lebendigſten Antheil. Wie bei der Arbeit, ſo war er auch bei dem Vergnügen mit voller Seele, und ſolche Menſchen finden leicht das Wohlwollen Anderer. Indeſſen wurde die Einigkeit der Handwerksgenoſſen der Weller'ſchen Anſtalt mit einem Riß bedroht, als im Laufe des Sommers Martin, ein Modelleur aus dem ſüdlichen Deutſchland,

in die Werkſtatt eingetreten war. Dieſer hatte nach und nach die tüchtigſten Arbeiter und befähigteſten Köpfe an ſich herangezogen, und ſie hielten nun ihre geſonderten Zuſammenkünfte. Wilhelm ſtellte deshalb den Martin zur Rede.

»Es iſt mir lieb,« erwiderte Martin, »daß Sie mir die Gelegenheit geben, Ihnen eine Mittheilung zu machen, mit der ich mich wohl zuerſt an Sie gewendet hätte, wenn es mir nicht geſchienen, daß Sie dem Herrn Weller zu nahe ſtänden, um unabhängig zu ſein.«

»Ich bin dem Herrn Weller zur Dankbarkeit verpflichtet, ihm aber nicht verkauft, am wenigſten in meinen Anſichten. Doch ich ſtimme auch in dieſen mit denen des Herrn Weller, ſo weit ich ſie kenne, überein. Es ſind die Anſichten eines rechtlichen und denkenden Mannes.«

»Das weiß ich; mir kommt es aber nicht auf die allgemeinen Anſichten, ſondern auf die politiſchen an. Deshalb erlauben Sie mir die Frage: Sind Sie in Ihrem Innern Republikaner?«

»Ich bin Nichts, als der Ueberzeugung, daß alle Menſchen zu gleicher Freiheit und zu

gleichen Rechten berufen ſind, und dem Streben nach denſelben Republiken eben ſo ſchroff wie Monarchien in den Weg treten können.«

»Da ſtimmen wir nicht ganz überein; doch Sie ſind ein ehrlicher Mann und ſo hole ich Sie heute Abend um acht Uhr ab.«

Wilhelm trat mit Martin in das Hinterſtübchen eines Wirthshauſes. Das Zimmer war ſpärlich erleuchtet und mit Tabaksdampf gefüllt. Alles war ärmlich, dürftig. Aber an einem Tiſch ſaßen zehn bis zwölf wohlgekleidete Männer; aus den Zügen Einiger blickte trotzige Entſchloſſenheit, Alle waren ernſt. Es hatte etwas Unheimliches, daß manches blühende jugendliche Geſicht, welches nur Freude und Luſt zu athmen beſtimmt ſchien, ſchon vor der Zeit ſich an dem Ernſt der Tage verfinſterte. So wirkt das drückende Bewußtſein von der Unzulänglichkeit unſerer Zuſtände und die hoffnungsloſe Sehnſucht nach einer menſchlicheren Ordnung der Dinge von allen Seiten her verderblich, zerſtörend, naturwidrig. Wilhelm kannte die meiſten der hier verſammelten Männer; ſie reichten

ihm ernſt und ſchweigend die Hand. Als Alle im Kreiſe herumſaßen, begann Martin, vorzugsweiſe gegen Wilhelm gewendet: »Wir wiſſen, daß die Vornehmen und Mächtigen Nichts für das Volk thun wollen. Sie betrachten uns als Kinder, über denen ſtets die Zuchtruthe der Willkür ſchweben muß, als Knechte, vor deren Entfeſſelung ſie mit Schrecken zurückbeben. Wir müſſen ſelbſt unſere Feſſeln brechen! So lange aber dieſe Staaten mit ihren Grafen und Baronen, mit ihren Räthen und Lakaien, Hofpfaffen, Augendienern und Speichelleckern beſtehen, wird uns nie die Stunde der Erhebung ſchlagen, nie die Sonne der Freiheit und Gleichheit aufgehen. Wer ein wahrer Freund des Volkes und der Freiheit iſt, muß ſich gegen die Monarchien waffnen, welche unſer ſchönes, herrliches Deutſchland zerriſſen, entwürdigt, der Verachtung, dem Spott und Hohn der Fremden preisgegeben haben, die jeden Augenblick bereit ſind, um elenden ſelbſtſüchtigen Gewinn Verräther zu werden an dem gemeinſamen Vaterlande, wie die meiſten es ſchon oft geworden. Im offenen Kampfe ihnen entgegen zu treten, iſt es noch

nicht an der Zeit: noch würden ihre Liſt und ihr Trug die eigenen Brüder gegen uns in den Kampf führen; unſere Leiber würden nur ihren Thron erhöhen, unſer Blut ihre Purpurmäntel glänzender färben. So ſind wir — empörend iſt es für den freien, offenen Mann! — verurtheilt, Licht und Recht mit dem Mantel der Nacht, dem Schutz des Verbrechens, zu bedecken. Im tiefſten Geheimniß müſſen wir, die Gleichgeſinnten und Gleichbedrückten, uns an einander ſchließen, und ſo ein Netz über das Vaterland ausbreiten, welches ſich immer enger und immer ſtärker ſchürzt, endlich unvermuthet unſere Feinde, umgarnt und gefangen, unſerer Gewalt und unſerem ſtrafenden Gericht überliefert. Schon ſind Hunderte von wackeren Männern durch alle Gauen Deutſchlands zu einem ſtarken Bunde vereint, und ich frage Sie, Wilhelm Wegner, im Namen unſerer heiligen Sache, wollen Sie dieſem Bunde beitreten und auf die Statuten ſchwören, welche Ihnen Ausbreitung der republikaniſchen Grundſätze, Gewinnung tüchtiger Mitglieder des Bundes und geheime Bewaffnung für deſſen Zweck — den Sturz der Monarchien

und Errichtung der einigen untheilbaren Republik Deutschland — auferlegen?«

Die Versammelten hatten dem Sprecher wiederholte Zeichen ihres Beifalls geschenkt und schauten jetzt erwartungsvoll auf Wilhelm. Dieser sprach:

»Glaubt Ihr, meine Freunde, daß der Weg des im Finstern schleichenden Geheimnisses zum Heile führen könnte?

»Das Rechte und Wahre kann nur am hellen Licht des Tages gedeihen! Was im Finstern schleicht, macht sich schon dadurch selbst böse. Glaubt Ihr, meine Freunde, daß Gewalt der Waffen uns die Freiheit erringen könnte? Schlechte Regierungen haben ihrer Selbstsucht schon so viel Blut geopfert, daß es keiner heiligen Sache mehr zur Weihe dienen kann! Die Macht der Wahrheit, welche die Gemüther durchdringt und aus diesen heraus sich zum Licht und Leben drängt, kann allein unser elendes Loos verbessern. Unsere Aufgabe kann zunächst nur darin bestehen, tüchtige Männer zu suchen, deren Brust wir mit dem Gefühl der Freiheit ent-

flammen, deren Sinn wir für die hohe, reine Menſchenliebe öffnen, welche in Kampf und Tod nicht weicht.

»Sind ſo die braven Männer des Volks an Geſinnung kräftig, an Zahl ſtark geworden, und der Handſchuh wird uns hingeworfen, dann wollen wir ihn frei und kühn aufheben! Mancher wird da im Kampf ſein Herzblut ausſtrömen, und viele der Edelſten werden im Morgenroth der Freiheit erbleichen; aber welcher Mann wird ſie nicht beneiden! Wenn es ſüß iſt, für das Vaterland zu ſterben: der Tod für die Befreiung der Menſchheit iſt eine Götterluſt.

»Welches Loos aber erwartet unſer in einem geheimen Bunde? Geächtet, verfolgt, endlich hinter dumpfen Kerkermauern den gemeinſten Verbrechern zugeſellt, werden wir wahnwitzige Thoren genannt, aber wie die verabſcheuungswürdigſten Miſſethäter behandelt. Dann, in den Stunden der Schwäche, könnte uns der Kleinmuth überfallen und wir könnten es bereuen, für die höchſten, heiligſten Güter der Menſchheit, für Wahrheit und Recht das Herz begei-

ſtert zu haben. Aber möchte auch Alles über uns hereinbrechen, Gericht, Kerker, Reue, Verzweiflung: ich wollte es ſtandhaft tragen, wenn dadurch unſere große Sache gefördert würde. Doch immer noch iſt die Freiheit nur ein Wort; kaum iſt ſie als eine berechtigte Forderung anerkannt. Die Wirklichkeit läßt uns nur auf allen Gebieten des Lebens die ſtrengſte Gebundenheit erblicken. Von dieſer iſt der Buchſtabe des Geſetzes geſchrieben und für ſie ſpricht er; während jede thatkräftige Erſcheinung der Freiheit vor dem Geſetz noch unberechtigt erſcheint und ſelbſt die Völker ſie als ein drohendes Schreckbild naher Revolution noch fürchten. Darum iſt es noch nicht an der Zeit für die offenen Thaten der Freiheit, und geheime Thaten der Freiheit kenne ich nicht. Vollends, meine Freunde, bin ich nicht einverſtanden mit der Richtung Ihres Bundes gegen Monarchien, gegen Fürſten und Adel, für eine einige freie deutſche Republik. Was kümmert uns all der politiſche Kram? — Laſſen Sie uns dahin wirken, vernünftige, freie Menſchen zu bilden: die Form des Lebens werden dieſe für ſich dann auch finden. Und end-

lich, meine Freunde, täuſchen Sie ſich nicht, hoffen Sie nicht, daß Ihr Bund unentdeckt zu ſeiner Erfüllung heranreife: unter den Hunderten wird ſich mehr als ein Verräther einſchleichen. Die Männer der Gewalt ſind in die lichtſcheuen Thaten eingeweihter als wir: unſere leiſeſten Fährten ſpüren ihre Hunde auf. Alſo keine geheimen Bündniſſe!«

Die Verſammelten waren über Wilhelms Rede nachdenklich geworden; die Meiſten ſenkten trüb das Haupt: Wilhelm hatte ihnen eine ſchöne Hoffnung entriſſen. Martin aber rief aus: »Wer da rathen kann, dieſe Ketten ruhig fort und fort zu tragen, der verdient ſie: er iſt ein Feigling! Die Empörung gegen dieſe Unterdrückung der heiligſten Menſchenrechte raſt in jedem meiner Nerven: der Drang nach Freiheit iſt mit mir zu einem Weſen verſchmolzen; ich muß für ſie handeln!«

»Dafür, Martin, bedarf's aber keiner geheimen Bündniſſe. Frei und offen werben wir jeden wackeren Mann für die Freiheit; frei und feſt treten wir jeder Anmaßung entgegen, die unſere Menſchenwürde und unſere Menſchenrechte

zu unterdrücken wagt, und mit klarem, hellem Blick ſuchen wir uns vor jedem Trug, der durch Hoheit, Glanz und Schimmer uns berücken möchte, zu wahren. In ſolchem Sinn und ſolchem Streben beſtärken wir uns dann gegenſeitig, wo und wann wir uns treffen. Und wir werden einander ſuchen und finden, ohne daß wir der Aufforderung von geheimen Oberen bedürften, oder beſtimmte Tage für verſteckte Zuſammenkünfte feſtſetzten. So handeln wir nirgends gegen das Geſetz. Denn der Sittlichkeit Jünger zu werben, hat bis jetzt noch kein Geſetz verboten.«

»Wir kommen« — ſagte Einer der Aelteren des Bundes — »in der von Wegner bezeichneten Weiſe ohne Zweifel weiter, als wenn wir ängſtlich und verſteckt erſt Jeden, den wir gewinnen, zu dem wir ein freies Wort reden wollen, ausborchen müſſen, weil offenes Vertrauen uns und dem Bunde Gefahr bringen könnte.«

»Nun wohl!« ſagte Martin, »ſo verbrenne ich denn die Statuten unſeres Bundes; aber jedes hohe, heilige Wort, das hier geſchrieben,

möge mit Flammenzeichen unauslöschlich in unſeren Herzen glühen!«

An den Gegenwärtigen ging Martins Wunſch in Erfüllung. Die Werkſtätten, in denen ſie arbeiteten, wurden meiſtens der Herd für die Verbreitung eines menſchlichen Selbſtbewußtſeins, wie es bisher noch nicht in dieſe niederen Regionen der Bürger vorgedrungen war. Der trefflichſte Geiſt aber herrſchte in der Weller'ſchen Werkſtatt. Fleiß und Eifer beſeelte die Hände der Arbeiter, und am Ende der Woche hatten ſie ſo viel erübrigt, um ſich am Sonntage ein Vergnügen zu geſtatten. Aber nicht die Tabagien, die dumfigen, dampfenden Kneipen ſuchten ſie auf; ſondern hinaus ging's in den friſchen, fröhlichen Wald, auf die grüne, duftige Wieſe. Da war es denn eine Luſt, zu ſehen, wie Stärke, Gewandtheit und Schnellkraft der jugendlichen Geſtalten ſich im Ringen, Springen, Werfen, Baarlaufen und anderen muthigen Spielen entwickelten. Mit erheitertem Sinn zogen ſie am Abende heim unter ſchallendem Geſange oder bedeutſamen, ernſtem Geſpräche. Dieſes hatte gewöhnlich den Zweck, das menſchliche

Selbſtbewußtſein zu nähren. Martin regte durch ſeinen Feuereifer an, und Wilhelm überzeugte durch ſein klares, verſtändiges Wort. Die Wahrheiten von den Verpflichtungen und Berechtigungen der Menſchen in der Geſellſchaft ſind auch ſo einfach, ſie ſind mit ſo ſtarken Zügen im Geiſt und in der Natur ausgeprägt, daß jahrtauſendlange Bemühungen dazu gehörten, dieſe Züge zu verdunkeln; aber verwiſchen konnten ſie dieſelben nicht. Nur ein in unſeren ſocialen Zuſtänden ganz verrannter Sinn und Derjenige, in welchem der Menſch über ſeine bevorrechtete Stellung oder vornehme Bildung untergegangen iſt, kann alle Vernunft ſo verleugnen, daß die tauſend Barbareien der Gegenwart ihn nicht mit Widerwillen füllen, daß er nicht ſehnſüchtig nach einer menſchlicheren Zukunft blickte und für ſie ränge. Wohl giebt es Menſchen, die ſich in dieſen ganzen wirren Aufbau unſerer ſocialen Zuſtände mit Luſt vertiefen, die in demſelben ein Wunder des menſchlichen Geiſtes anſtaunen und überall die herrlichſte Ordnung, von der jammervollen Hütte des verſchmachtenden Bettlers bis zum prunkenden Palaſt eines ſchwel-

genden Fürſten, erblicken; aber ſie haben nie das Wehe der Armuth, des Elendes, der ſittlichen Entwürdigung empfunden. Sonſt würden ſie im tiefen Groll den Hammer ſchwingen, um die Zwing-Uri der entarteten Menſchheit zu zertrümmern!

Funfzehntes Kapitel.

Wilhelm hatte aus seiner verbesserten Lage von Zeit zu Zeit an die Eltern geschrieben, ihnen beruhigende und erfreuliche Andeutungen gegeben; aber er wagte es nicht, einem Briefe seinen angenommenen Namen anzuvertrauen. So hatte er seit Jahren keine Nachrichten aus der lieben Heimath erhalten; er wußte nicht einmal, ob seine Theuren sich noch des Lichts der Sonne und des Lebens freueten. Auf seinem stillen Zimmer konnte man ihn belauschen, wie er mit trüben Sinnen manche Stunde bewegungslos vor sich hin schaute und nur selten ein abgerissenes Wort hervorstieß. Dann dachte er der alten Eltern, der lieben Heimath und des geliebten Mädchens. So trat einst Herr

Weller zu ihm ein. Wilhelm bemerkte nicht sein Kommen. Als Herr Weller, der ihn eine Zeit lang beobachtet hatte, ihn anredete, sprang Wilhelm überrascht auf, als fürchte er, sich verrathen zu haben. Beim Anblick seines Wohlthäters indessen fühlte er sich rasch beruhigt.

»Wilhelm« — redete ihn Herr Weller an — »es drückt Sie Etwas, aus dem Sie mir noch ein Geheimniß gemacht. Ich habe Ihnen Vertrauen geschenkt und bin zu Vertrauen von Ihrer Seite berechtigt.«

»Mich quält der Gedanke an meine Eltern. Mehr als zwei Jahre sind verflossen, ohne daß ich das Geringste von ihnen hörte.«

»Lassen Sie Ihre Eltern doch unter meiner Adresse schreiben. So hätten Sie dieser Sorge schon längst überhoben sein können. Ich aber will Sie mit einer anderen, angenehmeren Sorge belasten: ich habe Sie zum Werkführer für die Schlosserarbeiten bestimmt. Wollen Sie die Stelle übernehmen?«

»Da ich hoffe, mir in derselben Ihre Zufriedenheit ebenfalls zu gewinnen, so stehe ich nicht an.«

»Ferner habe ich für Sie einen Lehrer angenommen, der Ihnen im Buchführen, einen anderen, der Ihnen in der Geometrie Unterricht ertheilen soll. Sie müssen die Zeit dafür zu gewinnen wissen.«

»Und sollte ich die Stunden der Nacht dazu verwenden« — rief Wilhelm erfreut; — »mir ist jede Gelegenheit, mich zu belehren und weiter zu bilden, willkommen.«

Die neue Stellung als Werkführer gab Wilhelm über seine bisherigen Kameraden dieselbe Macht, welche der Meister über seine Gesellen übt.

Wilhelm wußte an deren Statt das Gesetz zu stellen. Er rief seine Werkgenossen zusammen. »Wir Alle« — sprach er zu ihnen — »hassen die Willkür, je mehr wir das Bewußtsein der Freiheit und Gleichheit in uns tragen. Nicht der Mensch herrsche über den Menschen, sondern das Gesetz gleichmäßig über Alle. Deshalb laßt uns Gesetze entwerfen, denen wir Alle gehorchen, damit ich nie wissentlich oder unwissentlich Euch Unrecht thue. An Dem, was Herkommen und Sitte über Lohn und Arbeits-

ſtunden feſtgeſtellt, können wir Nichts ändern; aber das Urtheil über die Güte der Arbeiten, die Leiſtungen des Einzelnen überhaupt, dann über unſer gegenſeitiges Verhalten und angemeſſenes Betragen, über das Ausſcheiden aus der Arbeit und die Annahme neuer Genoſſen — dies Urtheil, welches bisher der Willkür des Werkführers allein unterworfen war, wollen wir von einer Werkſtattsordnung abhängig machen.«

Wilhelms Vorſchlag fand den lebhafteſten Beifall. Die Ordnung wurde nach gemeinſchaftlicher Berathung entworfen und von Allen genehmigt. Jedem neueintretenden Geſellen wurde ſie vorgelegt, und es blieb ihm überlaſſen, ob er dieſelbe annehmen oder wieder aus der Werkſtatt treten wolle.

Das ſchmeichleriſche Bewußtſein, Anderen gebieten zu können und in gewiſſem Grade Herr ihres Schickſals zu ſein, hatte Wilhelm geopfert und dadurch bewieſen, daß, wie ihn auch das Glück noch begünſtige, er nie würdig ſein werde, zu den großen Hetzern und Treibern der Menſchheit emporzuſteigen. Schmeichelei, Kriecherei, Klatſcherei und all' die Niederträchtigkeiten,

welche auch in den kleinen Kreiſen despotiſcher Wirthſchaft die Seele des Gebietenden mit den Giftbeulen der Eitelkeit und des Hochmuthes verpeſten und den Gehorchenden zum elenden, tückiſchen Gewürm machen — hatten Wilhelms Geſetze verbannt. Ein edles Selbſtgefühl konnte ſich unter ſeinen Werkſtattsgenoſſen immer lebendiger entwickeln. Fleiß, Eifer, Ordnungsliebe und Sittlichkeit verſtärkten ſich, da der Getadelte, Geſtrafte oder der Verabſchiedete nicht den Schein annehmen konnte, als habe ihn ein Unrecht getroffen, wo drei oder bei gewichtigerer Veranlaſſung fünf ſeiner Kameraden ſelbſt über ihn das Urtheil gefällt hatten. Zugleich war Wilhelm durch ſeine Werkſtattsordnung jener kleinen Anfeindungen und Aergerniſſe überhoben, denen er ſonſt bei allem Wohlwollen und aller Gerechtigkeitsliebe nicht hätte entgehen können. So belohnt ſich das Gute und Vernünftige im letzten Erfolge immer ſelbſt, wenn auch die Ueberwindung menſchlicher Schwächen und der Selbſtſucht einen Kampf koſtet.

Inzwiſchen hatte Wilhelm die längſt vermißten Nachrichten aus der Heimath erhalten.

Die Mutter war der Laſt des Kummers und der Sorgen, die ſie um den lieben Sohn gehabt, faſt erlegen; aber den Vater hielt die Ueberzeugung aufrecht, daß die gute Sache doch endlich den Sieg davon tragen werde. Vor Allem hatten die Eltern Troſt und Stütze in Anna gefunden. Dieſe ſelbſt ſchrieb an Wilhelm:

»Ich bin wieder glücklich, mein geliebter Freund, ſeit ich weiß, daß Dir ein freundlicheres Loos geworden. Viel habe ich gelitten, viel geweint um Deine harte Noth und Trübſal und um das böſe Urtheil der Menſchen. Auch die einſt Deine Freunde waren, und die Dich hätten kennen ſollen, zuckten die Achſeln, ſtatt für Deine Unſchuld ihre Stimme zu erheben, wenn die böſen Menſchen, welche darin eine Freude finden, von Anderen das Uebelſte zu erzählen, Deine Vergehen auf's Schwärzeſte ſchilderten und Dich verdammten. Meine Ueberzeugung von Deiner Unſchuld wurde nur immer feſter, je mehr die Menſchen gegen Dich redeten; und meine Liebe wurde immer treuer, je mehr Dich das Unglück verfolgte. Und wenn Du

wirklich an demſelben Schuld geweſen wärſt, hätteſt Du dann meiner Liebe nicht um ſo mehr bedurft? — Was wäre auch eine Liebe, die nicht über jedes Unglück, ſelbſt über Sünde und Schuld hinaus dauerte! Sie wäre nie echt geweſen: ſie hätte ſich nicht an den innerſten Seelenkern des geliebten Weſens angeſchloſſen.

»Als Dein Unglück hereinbrach, hatte ich noch mit einem anderen, ſchweren Leiden zu ringen: meine Mutter lag krank darnieder, unheilbar, unrettbar. Da ſtand ich denn verwaiſt, einſam in der weiten Welt: ich war ſo müde, ſo geknickt in der Seele, daß ich mich am liebſten niedergelegt hätte zu der guten Mutter in das enge, ſchwarze Haus. Da trat Deine Mutter zu mir. Ihr Troſt war echte Theilnahme. Sie wollte mir Mutter, ich ſollte ihr Tochter ſein für den Sohn, der ihr vielleicht auf immer entriſſen. So betrat ich das Haus Deiner Eltern. Schmerz und Gram hatten uns zuſammengeführt, und unſer gemeinſames Leid wurde eine feſte Kette des gegenſeitigen Vertrauens und der Liebe. Unſere Tage erhellten ſich, je beſſere Nachrichten von Dir einliefen. Jetzt haben wir

nur den Wunſch, Dich recht bald in unſere Arme zu ſchließen. Doch ach! Das bleibt uns wohl noch auf lange Jahre, vielleicht auf immer verſagt. Aber ich will nicht klagen, wenn Du, mein theurer Wilhelm, nur glücklich biſt, und wenn ich weiß, daß Du mich liebſt.

»Der widerwärtige Menſch, welcher an all Deinem Unglück Schuld iſt, der Krüger, befindet ſich wieder hier. Es ſchneidet mich in die Seele ihn zu ſehen: nie war ich einem Menſchen ſo böſe. Du biſt gut und treu, mein geliebter Freund, und doch, ich bitte, vergiß meiner nicht! Denke recht viel, recht oft an mich, ſo mit ganzer Seele, als wärſt Du bei mir und drückteſt mich an Deine Bruſt. Ich küſſe Dich tauſend Mal.«

Die tiefſte Sehnſucht nach der lieben Heimath wurde durch dieſen Brief in Wilhelms Herzen angeregt. Und Herr Weller hätte ihm wohl Urlaub auf einige Wochen ertheilt; aber auf ihm ruhte der Bann des Gerichts. Er mußte die Wünſche des Herzens bezwingen. Indeſſen blieb er von jetzt ab in ununterbrochenem

Briefwechsel mit seiner geliebten Anna, deren Treue seine Hoffnung und Liebe lebendig erhielt.

Den Cursus in der Buchführung hatte Wilhelm vollendet, und von dem Unterricht in der Geometrie war er schon zu dem in der Physik und Statik übergegangen. Außerdem hatte ihn Herr Weller auch veranlaßt, Vorlesungen der Experimentalchemie zu besuchen. Wilhelm zeigte für alle diese Dinge ungewöhnliche Fähigkeiten, und immer weiter umfaßte er mit seinem Geiste das ganze Gebiet des Maschinenbaues.

Herr Weller war nun nicht mehr blos sein Lehrer, sondern nahm auch oft seine Einsicht und seinen Rath in Anspruch. Einen Zweig des großen Geschäfts nach dem anderen übertrug er allmälig der Aufsicht und Leitung Wilhelms, dessen Tüchtigkeit sich immer mehr erprobte. Verbesserungen und Erfindungen mancher Art machten selbst den Namen »Wegner« auf dem Gebiet der Industrie bekannt. Was ihn selbst aber am meisten erfreute, war der Einfluß, den er auf die Gesinnung und die sittliche Haltung der Arbeiter in der Anstalt ausübte. Auf seine Veranlassung hatten auch die übrigen Hand-

werksgenoſſen ähnliche Vereinbarungen getroffen, wie er ſie zuerſt in der Werkſtatt der Schloſſer angeregt; und wie er ſich als Werkführer der beſonderen Werkſtatt zu ſeinen Arbeitsgenoſſen geſtellt, in demſelben Verhältniß ſtanden jetzt wieder die einzelnen Werkführer zu ihm, als dem Oberaufſeher der ganzen Anſtalt. Herr Weller, der die heilſamen Früchte ſolcher Einrichtungen in ihrer tiefen Bedeutung für das ganze Leben wohl erkannte, ließ Wilhelm nicht nur gewähren, ſondern unterſtützte ſelbſt durch Rath und That deſſen Bemühen.

So waren einige Jahre in der erſprießlichſten Wirkſamkeit für Wilhelm verfloſſen, und Herr Weller hatte ſich immer mehr von der Leitung ſeines Geſchäfts zurückgezogen. Da ſaß Wilhelm einſt mit ihm, wie es ſchon länger des Sonntags Gewohnheit geworden, zu Tiſche, als der väterliche Freund begann: »Was ich als eifrigen Wunſch hegte, iſt mir erfüllt worden: meine Anſtalt, deren Begründer ich bin, wird fröhlich gedeihen, auch wenn meine Kräfte für deren Leitung nicht mehr ausreichen. Schon jetzt, Wegner, liegt Alles in Ihrer Hand, und

ich bin entſchloſſen, mich ganz von dem Geſchäft loszuſagen, wenn Sie deſſen Fortführung übernehmen wollen.«

»Wie ſollte ich das, Herr Weller? Mir fehlt es, wenn ich mir auch die Einſicht und Kraft für die Fortführung des von Ihnen begründeten Werks durch Ihr väterliches Wohlwollen erworben habe, doch an allem Vermögen, allen Geldmitteln, die zu einem ſo bedeutenden Geſchäft erforderlich ſind.«

»Glauben Sie, ich werde ein Werk halb thun? — Das iſt nicht meine Art! Was und wie es begonnen, ſo muß es zum Ende geführt werden, wenn es irgend in meiner Macht ſteht. Sie kennen unſere Activa und Paſſiva: wir ſtehen glänzend. So übergebe ich Ihnen das Geſchäft vorläufig; und Sie verpflichten ſich nur, mir jährlich eine Summe auszuzahlen, wie ich ihrer für meine gewohnte Lebensweiſe bedarf. Sterbe ich innerhalb der nächſten zehn Jahre, ſo müſſen ſich meine Erben mit derſelben Summe begnügen, und erſt nach Ablauf derſelben zahlen Sie ihnen die runde Summe von 50,000 Thalern. Dann wird Ihnen noch immer genug

übrig bleiben, um das Geſchäft fortzuführen; meine Erben aber, welche keineswegs auf ſo viel rechnen, werden vollkommen mit mir zufrieden ſein.«

Wilhelm war durch ſo viel Wohlwollen mehr als überraſcht. Lange konnte er keine Worte finden, um ſeine Dankbarkeit und ſeine Zuſtimmung zu dem Antrage auszudrücken. Herr Weller aber ergriff ſeine Hand, indem er ſagte: »Am liebſten überließ' ich Ihnen die ganze Anſtalt, wie ſie da iſt, ohne Weiteres; denn ich weiß, daß Sie von meinem Vermögen den beſten Gebrauch machen würden; aber ich mag nicht gern ohne die dringendſten Gründe einem Menſchen wehe thun; und das würde ich doch, wenn ich meine Neffen enterbte. Alſo bleibt es bei jenem Abkommen. Morgen erſcheint der Notar, um die Sache vollſtändig in Ordnung zu bringen.«

Der Notar kam. Das Geſchäft war einfach und wurde bald zu ſeinem Ende geführt. Den Secretär des Notars kannte Wilhelm ſehr wohl. Ob derſelbe auch Wilhelm erkannt, blieb zweifelhaft, da des Mannes ſchielender Blick

nicht beurtheilen ließ, welchen Gegenstand er gerade fixire. Indessen schon am folgenden Tage wurde der Zweifel gelöst. Der Secretär machte Wilhelm einen Besuch.

»Herr Wegner,« — sagte er — »Sie haben gestern einen sehr glücklichen Kauf abgeschlossen; da könnten Sie sich wohl eines armen Nothleidenden erbarmen. Vor wenigen Wochen bin ich erst aus der Strafanstalt gekommen, in welcher ich fünf Jahre lang geschmachtet. Frau und Kinder leiden Noth: leihen Sie mir funfzig Thaler.«

»Der Noth und Bedrängniß seines Bruders abzuhelfen, ist die schönste Pflicht des Menschen; und glücklich vor Allen preise ich den Mann, welcher sich selbst die Mittel dazu erworben hat, der den Lohn seines Schweißes, seiner Mühen giebt, und dennoch giebt. Aber die Möglichkeit, sich durch angebliche Noth vielleicht von einem gaunerischen Betrüger täuschen zu lassen, weckt leicht ein Mißtrauen gegen das Flehen des Armen überhaupt. Deshalb werde ich zuvor Erkundigung über Ihre Lage einziehen.«

»Wozu das? Es dürfte Ihnen wohl genügen, wenn Sie hören, daß ich Einer von den Sträflingen bin, welche zur Strafanstalt mit jenem Transporte abgeführt wurden, auf welchem ein Pseudo-Baron und ein Schlossergeselle Rolf so verwegen entsprangen. Sie erinnern sich wohl der Geschichte?«

»Gewiß erinnere ich mich derselben; aber das ändert Nichts in Ihrem Gesuch um das Darlehn. Denn sind Sie jetzt nicht aus dringendster Noth zu mir gekommen, sondern nur in der Absicht, sich Ihr Schweigen über meine Person abkaufen zu lassen: so bin ich nicht sicher, daß Sie von Zeit zu Zeit immer neu, mit der Drohung des Verraths, von mir Geld erpressen.«

»So zahlen Sie mir ein für alle Mal zweihundert Thaler, und ich schwöre Ihnen ewiges Stillschweigen!«

»Wer zu so elenden Mitteln greift, Geld zu gewinnen, dessen Schwur findet bei mir keinen Glauben. Auch die funfzig Thaler muß ich Ihnen jetzt verweigern, es sei denn, daß Sie mir die genügendsten Beweise Ihrer Bedürftigkeit vorlegen.«

»Herr, sein Sie doch vernünftig! Wollen Sie sich mit Gewalt in's Unglück stürzen? Schließen Sie Ihr Geschäft mit mir ab in aller Form Rechtens, und sehen Sie sich dabei so vor, daß mir keine Hinterthür offen bleibt, von der aus ich Sie auf's Neue angreifen kann, so wird mein juristisches Gewissen mir auch jeden Angriff verbieten.«

»Sie wissen zu gut, daß sich solch' Geschäft nicht rechtlich abschließen läßt. Nur zwischen Männern von Ehre, durch Wort und Glauben, ließe sich in unserem Fall ein Abkommen treffen; zwischen uns nicht. Thun Sie also, was Ihnen Ihr Gerechtigkeitsgefühl gebietet!«

Wilhelm hatte mit entschiedener Festigkeit gesprochen; und der Winkeladvocat war zu klug, um nicht vorläufig die Sache fallen zu lassen. Unter hundert Versicherungen, daß er von Wilhelms Unschuld überzeugt sei und nicht im Entferntesten daran gedacht habe, ihn zu verrathen, schied er. Wilhelm blieb nicht ohne Besorgniß zurück. Sein ganzes Lebensglück war wieder in Frage gestellt. »Der Mensch« — sagte er bei sich — »wird seine Angriffe auf mich ohne

Zweifel wiederholen, und wenn ich mich einmal einſchüchtern laſſe, bin ich für immer in ſeine gierigen Klauen gefallen. Auch wird er ſich an mich drängen mit ſeiner Freundſchaft, ſeinen Vertraulichkeiten und mich von allen Seiten umſtricken. Nein! lieber das Aergſte dulden, als die Gemeinſchaft eines Niederträchtigen. Und ſollte ſich meine Unſchuld jetzt nicht nachweiſen laſſen, da Krüger, wie mir Aennchen ſchreibt, wegen Betrügereien im Amte zur Unterſuchung gezogen iſt? —« An dieſe Thatſache knüpfte Wilhelm neue Hoffnungen. Er eilte zu Herrn Weller und theilte dieſem die Gefahr des Verrathes mit, in welcher er ſchwebte. Nach kurzer Ueberlegung hatte Herr Weller ſeinen Entſchluß gefaßt. Er fuhr ſogleich zu dem Director des Criminalgerichts. Seine lebhaften Verſicherungen von Wilhelms Unſchuld, ſein Zeugniß für deſſen ſpäteren Lebenswandel, für deſſen Rechtlichkeit und Tüchtigkeit, und die Garantie, daß Wilhelm nicht ſeine jetzigen Verhältniſſe auflöſen werde, um ſich der ſtrafenden Gerechtigkeit zu entziehen — bewogen den Director zu dem Verſprechen, daß er des Herrn Weller

Mittheilungen vorläufig als vertrauliche betrachten werde. Die Thatsache, daß der Zeuge Krüger jetzt in Criminalunterſuchung befangen ſei, ſchien ihm der Beachtung ſehr werth. Wenige Tage ſpäter erhielt Herr Weller ein Schreiben von dem Director, in welchem dieſer zu Wilhelms Beruhigung mittheilte, daß er die Unterſuchungsacten gegen den Angeſchuldigten Rolf eingeſehen habe. Die Sachen lägen ſo, daß der Verurtheilte, wenn er die Appellation eingelegt, wahrſcheinlich von der höheren Inſtanz vorläufig wäre freigeſprochen worden. Das dürfe bei der Wiederaufnahme des Verfahrens auch noch jetzt geſchehen. Indeſſen habe er bei der Unterſuchungsbehörde, vor welcher der Krüger jetzt ſtehe, angetragen, die Unterſuchung auch auf das falſche Zeugniß zu richten, welches derſelbe wahrſcheinlich gegen Rolf abgelegt habe.

Einige Wochen vergingen, als der Winkeladvocat ſich wieder bei Wilhelm zeigte. Er kam nur, um ſeinem ehemaligen Mitgefangenen einen freundlichen Beſuch abzuſtatten. Obgleich ſehr kalt aufgenommen, wiederholte er doch dieſe Beſuche von Zeit zu Zeit und erinnerte dann wohl

gelegentlich an dies oder jenes Ereigniß aus den Tagen ihres gemeinſchaftlichen Leidens. Doch hütete er ſich, eine der früheren ähnliche Anforderung an Wilhelm zu ſtellen; dagegen bot er dieſem ſeine Dienſte bei etwa vorkommenden gerichtlichen Geſchäften an. Wilhelm könne das Geld ihm ja eben ſo gut, wie einem Anderen zu verdienen geben. Aber auch dies Geſuch wurde zurückgewieſen, indem Wilhelm erklärte, daß er ſich in allen Beziehungen die ſtrengſte Geſetzmäßigkeit zur Pflicht gemacht habe. Der Advocat konnte zwar ſeinen Unwillen über dieſe Starrſinnigkeit eines Menſchen, der, wie er meinte, ganz in ſeiner Gewalt ſtehe, nicht verbergen; doch gab er die Hoffnung immer noch nicht auf, in einer oder der anderen Weiſe zum Ziele zu gelangen und ſein Geheimniß auszubeuten. In dieſer Hoffnung ſah er ſich aber vollſtändig getäuſcht, als er nach einigen Monaten in den öffentlichen Blättern las, daß der wider den Schloſſergeſellen Rolf erlaſſene Steckbrief erledigt ſei, weil ſich die Unſchuld des Verfolgten erwieſen habe.

Wilhelm, obgleich mehrere Monate zwiſchen

Furcht und Hoffnung gespannt, hatte unablässig für den guten Fortgang und für die Verbesserung seiner Anstalt gearbeitet. Durch die Wirksamkeit, welche er auf das sittliche und materielle Wohl der Arbeiter ausübte, hob er sich weit über den Standpunkt eines gewöhnlichen Industrie-Mannes. Da er selbst in der einfachsten Weise lebte, seine Bedürfnisse nicht höher steigerte, als jeder gewöhnliche Arbeiter, so konnte er höhere Löhne zahlen, ohne auf den Gewinn zu verzichten, dessen er zur Sicherung des Geschäfts bedurfte. Der hohe Lohn gestattete den Arbeitern, unter sich Kassen zur Unterstützung von Bedürftigen aus ihrer Mitte und zu gemeinschaftlichen Vergnügungen zu errichten. Aus einer solchen Kasse wurde auch das Mittagsmahl bestritten, an welchem jeden Monat ein Mal sämmtliche Arbeiter mit ihren Weibern und Kindern Theil nahmen. Eine der geräumigen Werkstätten wurde für den einen Tag leicht zum Saale umgewandelt; die Speisen wurden von den Frauen der Arbeiter zugerichtet, und Wilhelm gab den Wein zum Mahle. Bei Tische herrschte eine offene, herzliche Fröhlichkeit. Aber

zwiſchen den munteren Geſängen wurde auch manches ernſte und bedeutende Wort geſprochen; und ſo dienten dieſe Gaſtmähler nicht weniger dazu, eine tüchtige Geſinnung und das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde und Menſchenrechte anzuregen, als das brüderliche Verhältniß der Arbeitsgenoſſen aufrecht zu erhalten. Hier war es, wo Wilhelm den reichſten Lohn ſeiner Thätigkeit in dem Anſchauen dieſer fröhlichen und ſittlich tüchtigen Menſchen erntete.

Auch für die angemeſſene Unterhaltung der jüngeren Arbeiter und der Kinder war Sorge getragen. Wilhelm hatte einen kleinen Turnplatz einrichten laſſen: da wurden die Kräfte geübt, die Gewandtheit geſtärkt und, im leichten Gelingen des Schwierigen, das Selbſtvertrauen gehoben.

Selbſt über den Kreis ſeiner Arbeiter hinaus erſtreckte ſich Wilhelms wohlthätiges Wirken, wenigſtens um Armuth und Elend zu mildern. Den alten Mannlich hatte er nebſt Tochter und Enkel, die einſt ihr Strohlager mit ihm getheilt, in ſein Haus genommen. Der thätige Greis wußte ſich in mannichfacher Weiſe nützlich

zu machen; die Tochter führte die kleine Wirthschaft und den Georg ließ Wilhelm eine Realschule besuchen. Dazu hatte er den in der Schulbildung ganz vernachlässigten Knaben durch Privatunterricht in dem nothwendigsten Wissen vorbereiten lassen. Georg war ein Knabe von den herrlichsten Anlagen, die sich neben körperlicher Kraft und Schönheit trefflich entwickelten. Wilhelm hatte seine Freude an dem Knaben, in welchem er schon den einstigen Leiter seiner Anstalt erblickte. — Der elende Liebert hatte ein schreckliches Ende gefunden. In der Trunkenheit war er des Nachts über die Barriere des Flusses gestürzt. Am Morgen erstarrt in eine Heilanstalt gebracht, wurde er nur in's Leben zurückgerufen, um die Qualen der Amputation beider Beine zu ertragen und an dem Hinzutritt des Brandes unter den furchtbarsten Schmerzen zu sterben. Seine Frau und Tochter hatte man in einem Armenhause aufgenommen. Wilhelm besuchte sie hier. Er trat in ein dumpfiges Zimmer, durch dessen kleine schmutzige Fensterscheiben der Lichtstrahl vergebens einzudringen suchte. Eine eisige Luft füllte diesen Raum; da

die Beamten glauben machten, daß die Menge von Menſchen, welche ſie hier zuſammengepfercht, durch ihre eigene thieriſche Wärme das Brennmaterial, ſelbſt in der ſtrengen Winterkälte, überflüſſig machten. Auf dem Tiſch ſtand in hölzernen Tellern das Mittagsmahl, ein eigenthümliches Geköch aus Kartoffeln, Erbſen, Graupen und angeblicher Rindfleiſchbrühe; ja die Milde dieſer Anſtalt ging ſelbſt ſo weit, daß ſich auf jedem Teller — es war gerade Sonntag — einige Loth zähen, ausgekochten Rindfleiſches vorfanden. Das Brot, wenn möglich noch ſchwärzer als der Fußboden des Zimmers und gröber als die Sackleinwand, in welche die Bewohner gekleidet waren, hätte ein geſunder, kräftiger Magen bei anſtrengender Körperbewegung vielleicht verarbeiten können; Wilhelm ſah hier aber nur bleiche Geſichter, ſieche Körper. Bei ſolchem Anblick könnte man zu der Meinung verleitet werden, daß die Armenanſtalten ſich beſonders beciferten, die ihnen Ueberwieſenen raſch zu Tode zu füttern, um nur Platz für die neu Andringenden zu gewinnen. Aber es wäre Unrecht, dieſe Anſtalten und ihre

Leiter anzuklagen. So lange von der einen Seite ungemessener Reichthum und üppigster Glanz waltet, muß auf der anderen tiefste Armuth, schreckenvollstes Elend herrschen. Das Eine kann nicht ohne das Andere bestehen. Wer zwischen diesen beiden Gegensätzen einen Weg der Vermittelung zu finden wüßte, der wäre der Mann der Zeit, der Held unseres Jahrhunderts, der Erlöser der Menschheit von körperlicher Knechtschaft, wie Christus von geistiger. Wilhelm sorgte dafür, daß die Frau Liebert jener Anstalt der Staatsmildthätigkeit entrückt wurde. Er sicherte derselben ein leidliches Auskommen, und hatte schon nach wenigen Monaten die Freude, daß die Frau, welche bisher immer kränkelnd gewesen, sich bei besserer Wohnung und Kost vollständig erholte, gesund, selbst kräftig wurde und durch eigene Thätigkeit die Unterstützung Wilhelms überflüssig machte. Nur die Kosten des Unterrichts für die kleine Marie, aus deren aufblühendem, schönem Gesicht sich immer mehr die Züge trauernden Elendes verwischten — bestritt er. Nach der Heimath und seinen Lieben hatte Wilhelm oft

die tiefſte Sehnſucht empfunden. Aber die Geſchäftsreiſen hielten ihn oft und lange genug von Hauſe fern. So fand er nicht die Zeit, dem Verlangen des Herzens zu genügen. Schon waren einige Jahre verfloſſen, ſeit er das Geſchäft übernommen, als er ſich die Muße gewähren durfte, ſeinen lebhaften Wunſch zu befriedigen.

Sechszehntes Kapitel.

Es war an einem ſonnigen Frühlingsmorgen, als Wilhelm den Berg hinanfuhr, von welchem aus er vor zwölf Jahren den letzten Abſchied von der lieben Vaterſtadt genommen. Damals geleitete ihn die Schaar der fröhlichen Jugendgenoſſen, deren Geſang, Scherz und Lachen den Schmerz der Trennung übertäubt hatte. Jetzt kehrte er einſam wieder; kein jubelnder Zuruf, kein fröhlicher Geſang ſchallte um ihn. Wohl ging das Herz ihm auf, als die Stadt im grünen Thalgrunde vor ſeinen Blicken lag; ſo hatte er ſie tauſend Mal geſehen. Alles ringsumher führte ihm die Erinnerung als bekannt zurück; aber er ſelbſt war ſich fremd geworden. »Biſt Du es denn,« fragte er ſich, »der einſt hier oben

ſtand, mit dem Hute hinabwinkend ins Thal zum Abſchiede und die fröhliche Wiederkehr hoffend? Jener war ein fröhlicher Burſch und das Blut hüpfte munter in ſeinen Adern: Du biſt ernſt, und die Wehmuth dringt in Deine Bruſt; Jenem glühte die Wange, ſprühte das Auge: Deine Wange iſt durchfurcht, Dein Blick iſt ſtarr. Das hat nicht allein die Macht der Jahre ſo raſch gewandelt: das hat mehr noch die Macht der Menſchen gethan mit ihren unklugen Leidenſchaften, mit ihren klugen Geſetzen! Und doch bin ich noch glücklich vor Tauſenden, die eben ſo gut, eben ſo muthig und gerüſtet wie ich aus dem Vaterhauſe wanderten. Hingepeitſcht durch dieſen ſchmutzigen Sumpf des bürgerlichen Lebens, ſanken ſie in Noth, in Elend, in phyſiſche und ſittliche Verderbniß, bis rettungslos die trüben Wellen über ihrem Haupte zuſammenſchlugen. Wohl erzieht das Leben ſich die wahren Männer durch ſeine Mißhandlungen; aber daß es darüber Tauſende zu Grunde richtet, oder zur viehiſchen Selbſtſucht abſtumpft: das redet ein ſchweres Zeugniß wider die Ordnung dieſes Lebens! Einſt, ja einſt muß es anders werden! Die Anmaß-

lichkeit, der Hochmuth, die Selbſtſucht wird einſt nicht mehr barbariſche Geſetze ſchreiben; wenn die große Maſſe aus ihren dumpfen Träumen zum Selbſtbewußtſein erwacht, ſich berufen fühlt zur ſittlichen Würde, zur menſchlichen Gleichheit, zur bürgerlichen Freiheit. O, könnt' ich die Seligkeit dieſes Tages noch ſchauen! Aber ehe ſeine Sonne ſcheint, vergehen vielleicht noch Jahrhunderte; denn zu tief und zu feſt hat ſich die Unvernunft, das Unrecht, die Unſittlichkeit mit Vernunft und Recht und Sittlichkeit verwebt und umſchlungen! Selbſt die Guten und Verſtändigen ermangeln oft des ſcharfen Auges der Unterſcheidung, und die Beſten und Weiſeſten verzweifeln wohl, dies wirre Gewebe von Wahrheit und Trug zu löſen und zu ſondern. Aber die Religion der Freiheit und Gleichheit iſt entdeckt; ſie wird ihre Märtyrer finden und muß ihre Kirche auferbauen. Wer reines Herzens iſt, der trage ſeinen Stein hin zu dem großen Baue! Selbſtſüchtige Phariſäer nur werden Euch den Weg vertreten, und ſündbeſchmutzte Schächer Eurer ſpotten!« — Unter ſolchen Reflexionen war Wilhelm in die Thore ſeiner Vaterſtadt

eingefahren. Je näher er dem elterlichen Hauſe kam, um ſo mehr machten ſich die Rechte des eigenen Herzens geltend, und als der Poſtillon vor der altbekannten Schwelle hielt, da wogte in der Bruſt nur das eine ſüße, heilige Gefühl der Freude des Wiederſehens. Die Eltern und die Geliebte waren von ſeiner Ankunft unterrichtet, doch feſſelte ſie einen Augenblick die Ueberraſchung: die äußere Erſcheinung des lang Getrennten war ihnen fremd geworden. Aber der erſte Laut ſeiner Stimme riß ſie hin zu dem theuren Sohn, zu dem Geliebten. Die Mutter lag an ſeiner Bruſt, der Vater hielt ſeine Hand und Anna lehnte an ſeiner Schulter. In Aller Augen glänzten die ſchönen Thränen der Freude. Dieſe Minute dünkte Allen voller Erſatz für die Sehnſucht, für die Schmerzen und die Klage vieler Jahre. Welche große, ſchöne Macht der Beſeligung liegt in dem Herzen, das, rein von Schuld, im harten Kampfe mit dem Leben ſich der Tugend geweiht! Ja, es giebt eine Ausgleichung des Glückes! Das fühlen wir und erfahren wir in den heiligen Stunden unſeres Erdenwallens. Aber ſollen wir deshalb die ſchönen Güter der

Erde als ein Spielwerk in den Händen der Schlechten, der Selbstsüchtigen lassen? — sollen wir ihnen die Mittel lassen, unsere Freiheit zu unterdrücken, unsere Menschenrechte zu verkümmern? Nein! auch der Gute eile zum Kampfe mit jeder ehrlichen Waffe für die gemeinsamen Güter zum gemeinsamen Mitgenuß, zur gemeinsamen Mitfreude! Auch die Freude macht den Menschen gut, wie die Arbeit. Schecht **wird,** wer sein Leben im freudlosen Dienst strenger Arbeit vertrauert; schlecht **ist,** wer das Leben im steten Rausch wilder Freuden vergeudet, oder auf weichem Lotterbett träg verdehnt.

Wilhelm wollte die ersten Tage nur seinen Eltern und der Geliebten widmen; aber die nächsten Nachbarn konnten es doch nicht abwarten, bis der Heimgekehrte zu ihnen komme. Sie drängten sich herbei und zogen den Gast früher, als er gewollt, in die weiteren Kreise. Manchen lieben Jugendgenossen mußte Wilhelm da vermissen, und sie, die er noch fand, waren theils in Armuth verkümmert, theils stumpfsinnig gegen Alles, was über den nächsten Tag hinausreichte.

Wenn ſich Wilhelm unter dieſen alten Freunden ſah, ſo dankte er ſeinem Geſchick, daß es ihn aus der Beſchränktheit der Heimath herausgeriſſen. Einſt war dies Städtchen ein Centralpunkt gewerblicher Thätigkeit in Linnen- und Baumwollenarbeiten. Die Unterbrechung der diplomatiſchen Beziehungen zu Spanien und der Zollverein hatten dieſe Thätigkeit vernichtet: die Stadt war ihrer gänzlichen Verarmung nahe. Die Bewohner waren aus einem fröhlichen, unternehmenden und thätigen Völkchen zu einem gedrückten, fürchtenden, gleichgiltigen Geſchlecht herabgeſtimmt; ganze Familien hatten ſich aufgelöſt, um als Bettler das Land zu durchſtreichen, dann eingefangen und härter als der Dieb gehalten zu werden — weil ſie nicht dem Gange der Ereigniſſe hatten Widerſtand leiſten können. Ueberall nur hörte Wilhelm Klagen über das Verkommen alles Wohlſtandes. Dieſe Verhältniſſe kamen zur Sprache, als Wilhelm dem Landrath Herrn von Zernav ſeine Aufwartung machte. Der Landrath, ein junger Mann, der erſt ſeit wenigen Jahren die Univerſität verlaſſen hatte, ſagte: »Ich ſehe den Nothſtand ſehr wohl, aber

ihm abzuhelfen ſteht in keines Menſchen Macht. Dem Intereſſe des Staats muß das Glück der wenigen Familien hier zum Opfer gebracht werden.«

»Welches Intereſſe« — fragte Wilhelm — »hatte denn der Staat, die diplomatiſchen Beziehungen mit einem Volke abzubrechen, das in keiner Weiſe unſere Rechte verletzt hatte, das aber Hunderten von armen Familien Arbeit gab?«

»Da walten höhere politiſche Rückſichten, die nicht Jedermann zu beurtheilen vermag.«

»In unſeren Tagen, Herr Landrath, können ſich auch die ſogenannten höheren politiſchen Rückſichten nicht dem Urtheil irgend eines verſtändigen Mannes entziehen, und dies Urtheil fragt nicht nach Sympathien und Antipathien, ſondern nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Maßregeln. Aber iſt eine Maßregel, wie eben der Zollverein, wirklich für das größere Ganze erſprießlich, ſo dürfte ſie doch nie zum gänzlichen Ruin der Einzelnen gereichen. Für dieſe Einzelnen müßte da die Staatsregierung eintreten und ihnen Mittel und Hilfe bieten, wenigſtens ihren Lebensunterhalt zu ſichern.«

»Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan, oder vielmehr unmöglich.«

»Unsere Beamten wissen doch sonst Alles, können Alles und nehmen es gar sehr ungütig auf, wenn der Bürger sich ein Urtheil erlaubt über ihre Maßregeln: und ihre Einsicht sollte scheitern, wenn es gilt, einige tausend Menschen vom allmähligen Verkommen zu retten?!«

»Sie werden bitter! — Aber einer wohlmeinenden Besprechung steht ja Nichts mehr im Wege. Hier nun hätten wir einen Fall, in welchem die Beamten gern einen Rath von der Presse oder wem sonst annähmen.«

»Sie werden ihn nimmer ausführbar finden, wenn er nicht von Einem der Ihrigen oder von einer höheren Autorität ausgegangen. Auch kann derselbe nie ein allgemeiner sein, sondern muß sich auf gerade vorliegende Verhältnisse beschränken. Im äußersten Falle aber gewähre man den Betheiligten die bequeme Gelegenheit zu einer Auswanderung. Die Kosten können für einen blühenden Staatshaushalt nicht unerschwinglich sein, und am Ende gewinnt derselbe mehr an einigen Hunderttausend Thalern nützlicher Ver-

ausgabung, als an einigen Tausend bettelhaften Eingesessenen.«

»Sie geben ja doch etwas Allgemeines, und ich war sehr begierig auf einen Rath für unsere arme Stadt.«

Wer echte Liebe für die Menschheit in der Brust trägt, der hat sich auch den treuen, anhänglichen Sinn für die engeren Kreise — für Vaterland und Heimath, für die Verwandten und Freunde bewahrt. So ging denn auch Wilhelm der traurige Zustand seiner Vaterstadt und der vielen, ihm zum Theil theuren Menschen nahe. Er sann auf Rettung. Mancher Plan ging durch seinen Kopf; aber zu jedem hätte es eines thätigen Eingreifens der Regierung bedurft. Da bei diesen Plänen nun eben so wenig, wie bei jedem Unternehmen, zu dem lebendige Factoren mitwirken, der Erfolg mit mathematischer Gewißheit nachzuweisen war: so durfte er auf die Regierung nicht rechnen. Bei dem einmal herrschenden Grundsatz der meisten Regierungen, nur für das Erhalten und Wiederbeleben des Veralteten kühn zu wagen, kam Wilhelm bald zu der Ueberzeugung, daß er auf sich selbst und

auf die Mitwirkung der Bürger für die Rettung ihrer Stadt allein angewiesen sei. Nun blieb der Entschluß nicht aus. Er mußte bei dessen Durchführung Etwas wagen, ja er wagte seine ganze äußere Stellung. Aber wer da weiß, daß er nur das Gute will — das Gute ohne alle selbstsüchtige Nebenzwecke: der thue den kühnsten Wurf, und er wird gelingen!

Die Pietät gebot ihm, ehe er weiter vorschritt, die Zustimmung des Herrn Weller einzuholen. In einem Briefe beschrieb er die Lage der Stadt: in der Nähe einer Eisenbahn, unfern eines schiffbaren Flusses, dessen Stromverbindungen sich über das ganze Land verzweigten; in der Nähe reicher Waldungen und Steinkohlengruben; ein Eisenhüttenwerk lag nur wenige Stunden entfernt. Er schilderte den jetzigen Nothstand der Stadt und seinen lebhaften Wunsch, demselben abzuhelfen; er entwarf den Plan, die Weller'sche Maschinenbauanstalt nach dieser Stadt zu verlegen; indessen werde er sich verpflichtet halten, denselben aufzugeben, wenn Herr Weller seine Zustimmung durchaus verweigere. In kürzester Frist erhielt Wilhelm die Antwort. Der

umſichtige Geſchäftsmann ſtellte einige Fragen, die aus der Natur des Unternehmens hervorgingen und erklärte ſich mit der Abſicht ſeines Zöglings einverſtanden, wenn dieſer die beregten Punkte ſchon in Erwägung gezogen habe. So war es geſchehen. Leicht wurde es Wilhelm, viele Bürger zu gewinnen, daß ſie ſich mit ihrem Vermögen oder ihren Arbeitskräften an ſeinem Unternehmen betheiligten. Der Grund und Boden für die Gebäude wurde angekauft, ein tüchtiger Maurermeiſter entwarf nach Wilhelms Angaben die Riſſe, und es wurde Alles zum rüſtigen Angriff des Werks noch in Wilhelms Anweſenheit vorbereitet; einem Ausſchuſſe der Betheiligten aber die Beaufſichtigung übertragen. Ein neues Leben und Bewegen füllte ſchon die Stadt. Der Landrath ſah dem Allen mit Staunen und Verwunderung zu und prophezeite dem feurigen Schwindel, von dem er die Stadt ergriffen ſah, ein froſtiges Ende. Als er nun von Wilhelm ſelbſt erfuhr, auf welchen Grundlagen das Unternehmen ſich herſtellen ſolle, da hielt er ſich verpflichtet, bei ſeiner vorgeſetzten Behörde anzufragen, ob hier nicht der Ort ſei einzuſchreiten

gegen ein Vorhaben, in welchem ſich unverkennbar Elemente der Fourier'ſchen Lehre von der Societät zu verkörpern drohten. Die Regierung fand in den mitgetheilten Angaben des Landraths noch keinen genügenden Grund, dem Unternehmen entgegenzutreten; doch belobte ſie den Eifer ihres Beamten und empfahl ihm beſondere Wachſamkeit.

Wilhelm war in der Abſicht nach der Heimath gekommen, ſeine Eltern mit ſich hinfortzunehmen und das Mädchen ſeiner Wahl und ſeiner Liebe heimzuführen. Der neue Plan änderte Alles. Wilhelm kehrte allein nach der Hauptſtadt zurück. Die Trennung war von beiden Seiten ſchmerzlich. Nur ein Jahr wollte Wilhelm ausbleiben — eine ſo kurze Friſt für den Glücklichen! Wer ſie aber in banger Sehnſucht, im heißen Wunſche nach einem endlichen Ziel verleben ſoll, der ließe die zweiundfunfzig Wochen gern aus ſeinem Leben ſtreichen, wenn er dadurch ihr Ende erreichen könnte. Anna war ſo glücklich geweſen an der Hand des Geliebten: er war nicht mehr der Jüngling, welcher Nichts in der Bruſt trug als das flammende Gefühl der Liebe, welcher ihr Nichts zu ſagen

hatte, als daß er sie liebe, daß er sie ewig lieben werde; aber er war ein Mann, gestählt durch das Leben zum ernsten Wollen, zur freien That. Jeder seiner Gedanken, jedes seiner Worte zeugte von gesunder Kraft und echt menschlichem Wohlwollen. Anna schaute zu ihm mit Ehrfurcht empor, und um so reicher beglückte sie jedes Zeichen seiner Liebe. Ein Mann zu sein, wie er, war ihr höchstes Ideal, und ein Weib zu sein dieses Mannes würdig, war ihr höchstes Ziel.

Für Wilhelm war das Jahr, welches er noch in der Hauptstadt zubrachte, voll angestrengter Thätigkeit. Vor Allem hatte er darauf zu sehen, seine bisherigen Geschäftsverbindungen sich auch für den neuen Wohnsitz zu erhalten und zugleich sein hiesiges Etablissement möglichst vortheilhaft zu verkaufen. Beides gelang ihm, wie einem Manne, dessen Redlichkeit anerkannt, dessen Tüchtigkeit außer allem Zweifel steht. Den Kern seiner Arbeiter, die geschicktesten und fleißigsten, welche auch zugleich an Gesinnung die bewährtesten waren, siedelte er mit sich über. Auch den alten Mannlich nebst Tochter und Enkel ließ

er nicht zurück. — In seiner Vaterstadt fand er den Bau der neuen Werkstatt soweit vorgeschritten, daß die Arbeiten sogleich begonnen wurden. Mit der Feier der Weihe für die ganz vollendete Anstalt verknüpfte Wilhelm sein Hochzeitsfest. Eine freudige Bewegung herrschte an diesem Tage durch die ganze Stadt. Nur der Landrath schaute besorgt in den allgemeinen Jubel; denn seine Befürchtung vor einem socialistischen Versuch schien sich zu verwirklichen. Auf Wilhelms Antrag war nämlich der schon erwähnte Ausschuß aus den betheiligten Bürgern mit den Werkführern der einzelnen Werkstätten zusammengetreten, und von diesen gemeinschaftlich war der Plan für den Betrieb der Anstalt entworfen und berathen worden. Im Wesentlichen hatte man beschlossen, daß ein Director die ganzen Geschäfte der Anstalt leite; dieser aber regelmäßig alle Vierteljahr, und sonst auf jedesmaliges Verlangen eines Drittels der Ausschußmitglieder die Bücher der Anstalt vorlege. Der Ausschuß mußte sich jährlich einer neuen Wahl durch die Betheiligten und der Director durch den Ausschuß unterwerfen. Die Arbeiter wurden zu

zehn täglichen Arbeitsſtunden verpflichtet, ihnen eine vollkommen genügende Löhnung, ſowie den mit ihrem Vermögen Betheiligten die landesüblichen Zinſen feſtgeſetzt. Die Ueberſchüſſe wurden auf die Familien, ſowohl der verheiratheten Arbeiter, als der Unternehmer zu gleichem Gewinn vertheilt. Wilhelm, aus deſſen Kopf dieſer Plan entſprungen, wurde für das erſte Jahr zum Director erwählt. Der Landrath machte Wilhelm darauf aufmerkſam, daß die Societät, welche er gegründet, ſo eigenthümlicher Art ſei, daß ſie der Beſtätigung der Regierung bedürfe.

»Immerhin« — erwiderte Wilhelm — »mag die Regierung unſere Statuten beſtätigen: wir werden hoffentlich dabei weder gewinnen, noch verlieren.«

»Sie könnte aber auch die Beſtätigung verweigern.«

»Ich halte ſie nicht für ſo thöricht. Muß es ihr nicht ſelbſt willkommen ſein, ſich der Sorge um eine untergehende Stadt überhoben, das Land von einigen Hundert verarmenden Familien befreit zu ſehen?«

»Aber Ihre Statuten haben die Färbung

der ſocialiſtiſchen Ideen, ſtreifen ſelbſt an den Communismus, welcher in Frankreich ſchon manches Unheil angerichtet hat.«

»Wenn nun dieſe Färbung gerade das Erſprießliche an ihnen wäre: ſollte die Regierung ſie nicht vielmehr heben, als verwiſchen? — Der Staat ſoll das materielle und ſittliche Wohl ſeiner Bürger fördern; ſein höchſter Geſichtspunkt aber muß die freie, ſittliche Entwickelung des Menſchen ſein: und er ſollte hemmend eingreifen, wo auf dieſe hingearbeitet wird? — Sie zucken die Schultern, Herr Landrath, Sie meinen, daß politiſche Rückſichten noch anderer Art, als die auf das Wohl der Bürger in unſerem Staatsleben oft gewaltig und beſtimmend einwirken. Ja, es iſt nicht zu leugnen, daß perſönliche Launen, perſönliche Beſchränktheit, perſönlicher Vortheil oft weit mehr, als die wahren Intereſſen des Volks unſere Staaten lenkt; es iſt nicht zu leugnen, daß unſere Staatsmänner oft kleinliche, engherzige, in Theorien von Abſolutismus und hiſtoriſchem Unterbau befangene Geiſter ſind, daß das Geſpenſt der Revolution ihnen den Blick vollends umnebelt, wenn

er etwa je einmal die Forderungen der Zeit klarer ſchaut. Aber das Volk zeigt täglich größere Kennzeichen der Reife, wird ſich täglich mehr der Anſprüche bewußt, welche der Menſch, der Bürger hat; ja, Herr Landrath, dies gedrückte Volk, auf welches einſt der Beamte ſo ſtolz und verächtlich herabblickte, ſteht ſchon heute an politiſcher Einſicht höher, als Viele, welche wähnen, ſeine Lenker zu ſein. Der Ton der Unterwürfigkeit, in welchem der Bürger noch jedem Beamten gegenüber redet, mag eben ſo täuſchen, wie der hohe Ton, in welchem die Herren ſich noch ſelbſt vernehmen laſſen; aber Beides iſt hohle Maske. Jene glauben nicht mehr an ihre Unterwürfigkeit, dieſe nicht mehr an ihre Machtfülle. Dieſe und jene ſpielen nur eine Rolle, während in Beiden ſchon das Bewußtſein eines anderen — des gleichen Weſens des Menſchheitlichen unvertilgbar geworden. Deshalb auch fürchten ſich ſo viele Ihrer Staatsmänner, deshalb lauſchen ſie ängſtlich jeder Bewegung im Volke, deshalb hemmen ſie hier, verbieten dort, und das Volk zittert nicht, fürchtet nicht, beeilt ſich nicht einmal. Denn die Wahr-

heit muß doch ſiegen, ſeine Rechte müſſen doch anerkannt werden, das ganze Gerüſt der diplomatiſchen Künſte, mit ſo vielen Sorgen, mit ſo vielen Nachtwachen aufgebaut, muß doch zuſammenbrechen, wo es die Unmenſchlichkeit und Barbarei zur Grundlage hat und wo es mit dem Schweiß und Blut der Völker zuſammengeleimt iſt.«

»Das ſind hohle Declamationen! Auch die geprieſenen Republiken ſind nicht ohne Blut gegründet, nicht ohne Schweiß und Blut erhalten worden.«

»Uns kümmern weder die Vergleichungen zwiſchen Republiken und Monarchien, noch was ſie Gutes und was ſie Uebles an der Menſchheit gethan haben: für uns hat allein unſer Bewußtſein von den Forderungen der Zeit ein Gewicht. Nicht was Recht oder Unrecht war, ſondern was uns als Recht oder Unrecht gilt, iſt zu erſtreben oder zu bekämpfen. Dem Bewußtſein der Völker und ihren Forderungen gegenüber giebt es keine von der Zeit geheiligten Rechte. Das kann jeder Schulknabe aus der Geſchichte leſen. Doch Sie ſind ein praktiſcher

Mann, ein Diener des Staats: Sie dürfen mich nicht verſtehen! — Alſo die Regierung will die Statuten unſerer Societät einſehen? — Ich werde Ihnen dieſelben zuſenden.«

Die Regierung machte mannichfache Ausſtellungen gegen die Statuten der Societät; beſonders glaubte ſie darauf dringen zu müſſen, daß die Arbeiter weder an der Leitung des Geſchäfts, noch an der Dividende Theil hätten. Dadurch würde das Intereſſe der eigentlichen Unternehmer, der durch ihr Geld Betheiligten zu ſtark verletzt. Ferner erhob ſie Bedenken gegen die hohen Löhne und die im Vergleich mit anderen Werkſtätten zu geringen Arbeitsſtunden. Beides drohe dem gemeinen Mann einen Hang zu Vergnügungen und Arbeitsſcheu einzupflanzen. Wilhelm würdigte ſehr wohl die Gründe einer ſolchen Fürſorge: die Einrichtung war zu neu, zu eigenthümlicher Art, als daß ſich ihr Einfluß auf den Geiſt der Arbeiter und das Vermögen der Betheiligten hätte berechnen laſſen. Er konnte nicht verkennen, daß die Regierung ſich nicht nur berechtigt, ſondern ſelbſt verpflichtet wiſſen mußte, mit ihrer Zuſtimmung

zu dem neuen Unternehmen behutſam zu ſein. Aber in Wilhelms Bruſt und Kopf ſtand die Ueberzeugung von dem glücklichen Erfolg des Unternehmens unerſchütterlich feſt, und er wußte dieſelbe auch dem Ausſchuſſe mitzutheilen. Mit Zuſtimmung deſſelben entgegnete er aus dieſer Ueberzeugung heraus auf die Bedenken der Regierung. So wurde ein Schriftenwechſel veranlaßt, der ſich durch mehrere Jahre hinzog. Die Statuten waren noch nicht genehmigt, als das Unternehmen ſich ſchon ſo feſt begründet hatte, daß es auch ohne die Statuten ſich nach den aufgeſtellten Grundſätzen forterhielt.

Das Verhältniß, welches in der Hauptſtadt unter den Arbeitern beſtanden, wurde hier noch feſter begründet. In der Sorge für deren ſittliches Wohl fand Wilhelm eine kräftige Stütze an dem Prediger des Orts. Dieſer, von armen Eltern geboren, hatte ſich, gleich ſeinem Schulkameraden Wilhelm, unter mannichfachen Kämpfen mit dem Leben und mit ſeiner Ueberzeugung zu einem ſtarken, entſchiedenen Charakter entwickelt. Man achtete und liebte ihn. Seine Reden, eben ſo fern von Schulgelehrſamkeit, als

von dogmatiſchen Spitzfindigkeiten und pfäffiſcher Salbung, hatten immer nur das wirkliche Leben im Auge. Hier drang er auf Rechtlichkeit und Sittlichkeit, nicht etwa weil die Religion es ſo gebiete, ſondern weil es ſo des Menſchen würdig ſei, weil ſo Jeder am beſten für ſein inneres und äußeres Glück ſorge. Er drohte nie mit dem Zorne Gottes und mit jenſeitigen Strafen, ſondern er wies nach, wie aus jeder ſchlechten That endlich die unſeligen Folgen entſpringen, wenn ſich Anfangs auch eine Reihe von Vortheilen ergäbe. Seine Wirkſamkeit ging um ſo tiefer, als er ſich durch den Unterricht, welchen er ohne Entgeld in der Schule ertheilte, ſeine Gemeinde aus der Jugend heranbildete; während er die Aelteren durch eine echt menſchliche Theilnahme an ihren Schickſalen gewann. Nicht Rath nur ertheilte er: er wußte auch Hilfe zu ſchaffen. So nahm er den Standpunkt ein, auf welchem heut zu Tage der Prediger allein noch erſprießlich wirken kann: er war ein Lehrer der Sittlichkeit, des Rechten und Vernünftigen; er war nicht ein Mann des Jenſeits, er war von dieſer Welt. Oft hörte man ihn ſagen: »Wer

wahrhaft ſeine Schuldigkeit thut, nicht aus Furcht handelt, ſondern aus der Liebe und aus der Freiheit: der kann das Jenſeit, ohne daß er ſich um daſſelbe kümmert, ruhig an ſich herankommen laſſen. Auch koſtet es ſchon genug der Mühen und Anſtrengungen, genug der Selbſtüberwindung, ſich für dieſes Leben tüchtig und brav zu machen, ſo daß Niemand, der ſich auch noch auf das Jenſeit vorbereiten will, hier ſeine Pflichten redlich erfüllen kann. Spüren wir dem Gange der frommen Männer unſerer Zeit nach: wie wenig entſprechen ſie den Anforderungen und Lehren, die ſie ſelbſt aufſtellen! — Man dürfte von ihnen mit Recht erwarten, ſie ahmten dem h. Franz von Aſſiſi nach: ſie ſchenkten ihr Geld und Gut dem Armen und lebten allein für die Reinigung ihrer Seele. Aber weit gefehlt! Du findeſt ſie in glänzenden Gemächern und Paläſten, umgeben von der Ueberfülle des Reichthums, bei ſchwelgeriſchen, üppigen Mahlen oder in den Armen der Wolluſt. Das ſind die Häupter der Frommen! — Man müßte ſie für Heuchler erklären, wenn man nicht wüßte, daß ſie in Selbſttäuſchungen befangen ſind. Nur wer mit klarem

Selbſtbewußtſein ſich und ſeine Kräfte den edelſten und höchſten irdiſchen Zwecken widmet, kann ſeine Aufgabe rein löſen.« — Mit dieſem Manne hatte Wilhelm einen innigen Freundſchaftsbund geſchloſſen, und was Wilhelm durch die Erfahrung, durch das Leben ſelbſt als recht und wahr erkannt hatte, das beleuchtete ihm ſein Freund mit dem Lichte der helleren Vernunft. Gern erfüllte er Wilhelms Wunſch, für die höhere Entwickelung der Arbeiter, außer ſeinen kirchlichen Vorträgen, einzuwirken. In den Abendſtunden des Winters verſammelten ſie ſich in Wilhelms Wohnung, und der Prediger hielt hier wechſelnd den einen Winter Vorträge über die vaterländiſche Geſchichte, den anderen trug er ein Syſtem der irdiſchen Moral vor. Als Wilhelm nach einigen Jahren durch das Vertrauen der Stadt zu deren Bürgermeiſter erwählt worden, erhöhte ſich auch der Einfluß der beiden Freunde. Wilhelm verzichtete auf das Gehalt, welches mit ſeinem Amte verbunden war, und auf den Vorſchlag des Predigers wurde daſſelbe der Schule zugewendet. Dem Beiſpiele Wilhelms folgten die übrigen ſtädtiſchen Beamten, die wohlhabend

genug waren, um dieſer Einnahme entbehren zu können. So wurde es möglich, die Zahlung des Schulgeldes gänzlich abzuſtellen. Das hatte den doppelten Vortheil, daß der Begriff der Armenſchüler, über welche ſich, mögen ſie auch noch ſo fleißig und tüchtig ſein, jeder faule Bube von ſelbſt erhaben dünkt — verbannt wurde und bei den Schülern die Meinung erloſch, daß der Lehrer in ihrem Solde ſtehe; wodurch ihnen der Lehrer wohl ſelbſt verhaßt wird, wenn ſie ſehen, mit welcher Noth die Eltern das Schulgeld oft erſchwingen müſſen, und mit welchem Unmuth ſie daſſelbe hingeben. Für die Verbeſſerung des Schulweſens überhaupt waren die beiden Freunde eifrig beſorgt. Die Kinder brachten faſt den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in der Schule zu: auf zwei Unterrichtsſtunden folgten immer zwei Freiſtunden, während derer die Schüler in dem großen Garten und Park, welche für die Schule angekauft worden, ſich nach eigenem Gefallen ſpielend, und doch erſprießlich für Seel' und Körper, beſchäftigten. Die Schulgeſetze waren ſehr mild, wurden aber rückſichtslos gehandhabt. Bei gröberen

Vergehen entſchieden die Mitſchüler über die Art und das Maß der Strafe. Auch bei allen Einrichtungen, die auf Ordnung und Disciplin Bezug hatten, wurde die Stimme der älteren Schüler gehört. Wollen wir freigeſinnte Männer haben, ſo dürfen wir keine Sklaven erziehen. Bei allen Beſtrebungen der Schule nahm die Rückſicht auf die ſittliche Entwickelung die erſte Stelle ein. Der Lehrer galt als der beſte, welcher es zumeiſt verſtand, den Schülern Achtung und Liebe für Wahrheit und Recht einzuflößen. Jedes todte Wiſſen, das nicht veredelnd auf den Menſchen wirkt, war geächtet, und ein mechaniſches Anlernen war nur dort geſtattet, wo es als Grundlage und Anleitung zu geiſtiger Selbſtthätigkeit nothwendig ſchien. Für die älteren Knaben waren Geſchichte und Naturkunde die Hauptgegenſtände des Unterrichts. Wilhelm ſelbſt beſchäftigte ſich noch andauernd mit dieſen Studien, beſonders mit der Phyſik, die ihm zu manchen Verbeſſerungen in dem Maſchinenweſen die Fingerzeige gab. Daß Wilhelm der übrigen Welt außer ſeiner Stadt nicht ganz entfremdet wurde, und daß er ſich nicht ungetrübt dem

Genuſſe ſeiner Wirkſamkeit hingab — dafür ſorgte der Zuſammenhang, in welchem ſeine Schöpfung mit dem Staatsleben ſtand.

Die Furcht vor dem Communismus, mit welcher der Landrath die Regierung angeſteckt hatte, und zu der auch, wie ſich nicht leugnen ließ, einige Einrichtungen einen Grund gaben — trat bei jeder Gelegenheit hervor. Jede Aenderung und Verbeſſerung in dem ſtädtiſchen Leben wurde der ſtrengſten Kritik unterworfen; mit Mühen und Aerger mußte Wilhelm ſeine Plane durchkämpfen, manchen derſelben auch gezwungen aufgeben. Doch ließ er den Muth um ſo weniger ſinken, als er des Beifalls ſeiner Mitbürger gewiß war und ſich täglich die Erfolge ſeiner Beſtrebungen glücklicher entwickelten, ſo daß er hoffen konnte, auch am Ende die Anerkennung der Regierung zu gewinnen. Am erfreulichſten für ihn ſelbſt war es, das Elend der Armuth immer mehr aus der Stadt verſchwinden zu ſehen. Das Mittel war einfach: er wußte den Leuten Arbeit und Verdienſt zu ſchaffen. Die Bürger, welche ſich nicht an der Maſchinenbauanſtalt betheiligt hatten, nährten ſich meiſtens

von Spinnerei und Weberei — jetzt der gedrücktesten Industrie im Staate. Dennoch wußte Wilhelm zu helfen. Er kaufte das rohe Product im Großen an und ließ zu dem Einkaufspreise den Arbeitern ihren Bedarf. Eben so hatte er dafür gesorgt, daß die armen Spinner und Weber beim Absatz ihrer Waaren nicht Wucherern in die Hände fielen. Während der Bürgermeister für das leibliche Wohl der Einwohner sorgte, war der Prediger für das geistige, besonders für die Erweckung eines sittlichen Selbstbewußtseins bemüht. Treue Theilnahme und sorgfältige Beaufsichtigung für Die, welche durch Laster und Elend in Armuth versunken, wirkte Unglaubliches. Für Die, welche durch Alter und Krankheit arbeitsunfähig geworden, konnte die Stadt, bei der sparsamsten Verwaltung ihrer Einnahmen, reichlich sorgen. An den Festen, die Wilhelm ehemals mit seinen Arbeitern gefeiert, nahm jetzt fast die ganze Stadt Theil. Das heiterste Leben und Treiben bewegte den ganzen Ort, wenn an einem hellen Frühlingstage die Musik auf dem Markt erschallte, Alt und Jung zusammenströmte und die fröhliche

Menge im lauten Getümmel hinauszog auf die grüne Wieſe oder zu den waldigen Höhen. Da jubelten die Kinder im munteren Spiel, da glühte die Jugend im raſchen Tanz oder prüfte in geſchickten Kämpfen die Kraft und Gewandtheit des Turnplatzes. Die Alten ſchauten freudig auf die Luſt der Jugend, die Hoffnung ihrer Zukunft, oder geſellten ſich in Gruppen zu ernſtem Geſpräch. Das Mahl, welches die Feier ſolches Tages ſchloß, war durch jegliche Anregung munterer Laune, durch Geſang und Rede über den nur ſinnlichen Genuß weit hinaus veredelt.

Siebzehntes Kapitel.

Die ganze Umgegend blickte mit Theilnahme auf die steigende Wohlhabenheit und den tüchtigen, sittlichen Geist der Stadt und ehrte Wilhelm als den Schöpfer dieser Güter. Deshalb wurde er auch fast einstimmig zum Abgeordneten seines Kreises für den bevorstehenden Reichstag erwählt. Schon in den ersten Sitzungen desselben, als die Wahl eines Deputirten angefochten wurde, weil die Regierung einen ungesetzlichen Einfluß auf dieselbe geübt habe, machte sich Wilhelm in einer freisinnigen Rede bemerklich: »Diese Versammlung« — sagte er — »soll ein reines, ungetrübtes Bild der Gesinnung ihrer Wähler sein. Wir sollen die Wünsche und die Forderungen des Volks aussprechen; wir

ſollen die Bedürfniſſe unſerer Mitbürger der Regierung klar machen. Und doch wendet die Regierung alle erdenklichen Mittel an, ſich nur Männer, die ihr gefällig und beliebig ſind, in die Kammer ſchicken zu laſſen, ſolche, die alle Handlungen und Pläne der Miniſter billigen werden, unbekümmert um die Wünſche und Hoffnungen des Volks. Dieſe Männer repräſentiren alſo nicht das Volk, ſondern die Regierung. Iſt das ihre Aufgabe? — Man wendet mir ein, der Regierung müſſe ein gewiſſer Einfluß auf die Wahlen geſtattet werden, damit ſie ihre Abſichten und Zwecke in den Kammern durchſetzen könne. Fallen dieſe Zwecke wirklich mit dem Wohle des Landes zuſammen, ſo wird die Regierung bei den wahren Vertretern des Volkes keinen Widerſpruch finden; treten ſie aber dem Wohle des Landes entgegen, ſo müſſen ſie nicht verwirklicht werden. Sie gereichen, ſo vortheilhaft und erwünſcht ſie auch der Regierung ſein mögen, am Ende doch nur zum Verderben des ganzen Staats. — Man wendet mir ferner ein, die Regierung dürfe der ihr entgegenſtehenden Partei nicht freien Spielraum bei den Wahlen

laſſen; da ſie nicht die Stimme der Partei, ſondern des Volkes hören wolle. Warum ſteht aber dieſe Partei der Regierung entgegen? — Weil ſie der Ueberzeugung iſt, daß das Volk ſchlecht regiert wird! — Welche Macht hat dieſe Partei, um auf das Volk zu wirken? — Nur die Macht ihrer Ueberzeugung und die Macht der Wahrheit! Und welche Macht legt die Regierung dagegen in die Waagſchale? — Verſprechungen, Auszeichnungen, Ehren und Würden! Das ſind die Mittel, durch welche ſich die Regierung ihre Partei ſchafft, und dadurch ſelbſt zur Partei wird. Das kann nicht anders ſein, wo die Regierung eine falſche Stellung behaupten will, wo ſie ſich berufen glaubt, das Volk zu bevormunden, zu lenken und ihm die Bahnen anzuweiſen. Dieſes Streben, noch ein Reſt abſoluter Herrſchergewalt, muß die Regierung aufgeben; ſie muß die Stellung einnehmen, welche den Forderungen der Zeit allein entſpricht. Die abſolute Monarchie hat ſich uns gehäſſig gemacht, und jene conſtitutionelle Monarchie mit ihrer mechaniſchen Anſicht von einem Gewicht und Gegengewicht, die ſich gegenſeitig balanciren, iſt

bei uns abgelebt, ehe ſie noch rechtes Leben gewonnen. Der Staat iſt allerdings ein organiſches Ganze; Kräfte und Gegenkräfte müſſen in ihm ſich bethätigen; aber wenn ſich dieſe feindlich ſcheiden, ſo daß jeder Theil auf der anderen Seite das Heil des Ganzen verfolgt: dann tritt ein krankhafter Zuſtand ein, der eben nur das Ganze zu Grunde richtet. Ein Staat iſt nur geſund, wenn Volk und Regierung auf demſelben Wege Daſſelbe erreichen wollen, ſich nicht in Kraft und Gegenkraft, ſondern in die verſchiedenen Factoren eines und deſſelben Productes theilen. So muß die Regierung es ſich als einzige Pflicht ſetzen, das auszuführen, was ſich als der entſchiedene Wille des Volkes ausgeſprochen, und was dieſer durch ſeine wahren Vertreter gefordert hat. Dann bedarf die Regierung keiner Partei in unſerer Mitte; dann bedarf es auch keiner Beſtechungen und geheimer Machinationen; dann wird die Regierung den Entwickelungsgang des Volkes fördern helfen, den ſie jetzt nur hemmt. So lange die Regierung bei ihrem Grundſatze, ſich ſelbſt in der Kammer vertreten zu ſehen, beharrt — was ſie

freilich muß, ſo lange ſie nicht ihr Prinzip der Volksbevormundung aufgiebt — iſt die Volksvertretung Nichts, als eine glänzende Täuſchung, eine Maske, die Leben heuchelt. Die Regierung wird nicht von ihrem Streben und ihrer Anſicht laſſen. Das weiß ich. Um ſo mehr aber iſt es Pflicht der Kammer, die Vollmachten aufs Strengſte zu prüfen und jede Wahl zu vernichten, bei welcher ſich die leiſeſten Spuren einer Einwirkung der Regierung zeigen. So allein können wir eine wahre Kammer ſchaffen, eine wahre Vertretung des Volks.«

Bei der Votirung des Budgets ſprach Wilhelm mit großem Nachdruck gegen die übermäßig hohen Gehalte der vornehmeren Staatsbeamten. »Dies Syſtem der hohen Gehalte« — ſagte er — »iſt um ſo verwerflicher, als in den bei Weitem meiſten Fällen, wo der Beamtete zwiſchen einer treuen, ehrenvollen Erfüllung der Pflicht und dem Aufgeben des Amtes zu wählen hat, gerade das hohe Gehalt entſcheidet. Wie ſelten iſt es, daß bei uns ein Miniſter von ſeinem Amte zurücktritt, und wie oft forderte das ſeine Ehre und ſeine gebrochene Wirkſamkeit! Aber wer

gelangt bei uns gewöhnlich zu den höchſten Aemtern? — Nicht der Verdienteſte und Tüchtigſte, ſondern gewöhnlich Der, welcher die meiſten einflußreichen Verbindungen hat! Das Gehalt bezieht er; die Ehre der Arbeit müſſen Andere tragen. Die Staatsämter werden nicht eher gut verwaltet werden, bis ihr hohes Gehalt nicht mehr für vornehme Perſonen ein Reizmittel iſt, bis dieſe es vorziehen, im ſtrengſten Privatleben ihre Beſchränktheit zu verbergen. Der Einwand, daß mit einer hohen Stellung ein angemeſſener Glanz verbunden ſein müſſe, iſt kindiſch, und er ſtellt uns als weit ärgere, rohere Barbaren dar, als wir wirklich ſind. Denn in der That, es entgeht bei uns dem Manne, welcher ſeine Stellung durch die eigene That ausfüllt, nie die Achtung, deren er für ſeine Wirkſamkeit bedarf. — Wenn ich nun auf Herabſetzung der hohen Gehalte dringe, ſo verlange ich keine Erſparung. Ich gedenke der Tauſende von armen Beamteten, die mit ihren Familien im wahren Elend leben, während ihr Dienſt der anſtrengendſte, der beſchwerlichſte iſt. Für dieſe muß Etwas gethan werden! Der Staat kann es

nicht verantworten, wenn er ſeine Diener geradehin auf Unredlichkeit und Betrug anweiſt, und das thut er, wenn er ihnen nur die Wahl läßt, mit ihren Familien zu verhungern, oder von der Beſtechlichkeit und dem Betruge zu leben. „Warum nimmt der Mann ein Amt an, von welchem er nicht leben kann?“ — haben Reiche und Vornehme oft genug gefragt. Wie naiv dieſe Frage iſt, und wie romantiſch der Standpunkt, von welchem aus ſie gethan wird! — Ich bitte eine hohe Kammer um die Erlaubniß, einen Geſetzesvorſchlag einbringen zu dürfen, der die hohen Gehalte herabſetzt, die zu niedrigen erhöht, damit der Noth und dem Elende zu Gute komme, was wir der Vergeudung entziehen.«

Nicht minder entſchieden trat Wilhelm gegen die Anhäufung verſchiedener Aemter in einer Perſon auf. »Es iſt« — ſagte er — »bei uns nicht ſelten, daß ein Beamteter drei und vier Stellen verwaltet, deren jede ihren Mann reichlich nährt. Häufig ſind die Arbeiten ſämmtlicher drei, vier Stellen ſo unbedeutend, daß ein Mann ihnen vollkommen genügt. Dann wird alſo eine Ar-

beitskraft vierfach bezahlt. Iſt das eine weiſe und ſparſame Verwaltung der Gelder, zu denen der Aermſte von dem Schweiß ſeiner ſtrengen Arbeit beitragen muß? — Iſt es nicht eine heilige Pflicht der Regierung, dem Vertrauen des Volkes zu entſprechen, das ſein Vermögen ihren Händen anvertraut? — In einem anderen Falle fordert von den drei, vier Aemtern wirklich jedes ſeinen Mann. Wie erfüllt da der Beamtete ſeine Pflicht? — Entweder ungenügend, und er führt dadurch unberechenbare Nachtheile herbei, oder jüngere Hilfsarbeiter, wie es gewöhnlich iſt, müſſen, um die Gunſt des Herrn Geheimraths zu gewinnen, der protegiren, empfehlen, in ein Amt bringen kann — für ihn ihre Kräfte aufbieten; während er das hohe Gehalt mit der Ruhe des rechtſchaffenſten, verdienteſten Mannes einſcharrt. Für das, was er nicht ſelbſt leiſtet, ſollte Niemand bezahlt werden. Iſt es anders, ſo niſtet ſich die Ungerechtigkeit mit allen ihren verderblichen Folgen ein. Wir hören ſo viel von der Schlechtigkeit der unteren Beamteten: Veruntreuung von Geldern, Beſtechlichkeit und Mißbrauch der Amtsgewalt, und die Oberen

führen deshalb ihre bittere Klage. Aber wenn der untere Beamtete täglich sieht, wie auf eine gesetzmäßige Weise seine Vorgesetzten ihre Stellung für ihre persönlichen Interessen ausbeuten: ist es da so auffällig, daß dieser untere Beamtete dasselbe versucht und, weil ihm in seiner untergeordneten Stellung die vom Gesetz gestempelten Mittel nicht zu Gebote stehen — er die ungesetzlichen wählt? — Es ist ein Gesetz gegen die Anhäufung der Aemter in einer Person dringend nöthig. Ich mache die Herren Minister darauf aufmerksam!«

Der Ernst und die tiefe Ueberzeugung, mit welcher Wilhelm stets sprach, so oft er das Wort ergriff, verschaffte ihm selbst bei den Gegnern Achtung, und die Gleichgesinnten erkannten in ihm die kräftigste Stütze ihrer Ansichten.

Bei dem Abschiedsmahl, zu welchem der Minister des Innern die Abgeordneten des Volkes geladen, nahm derselbe Gelegenheit, sich in sehr verbindlicher Weise an den Bürgermeister zu wenden. »Sie haben uns viel zu schaffen gemacht,« sagte er mit dem freundlichsten Lächeln,

aber eine gesinnungsvolle Opposition weiß Niemand höher zu schätzen, als ich.«

Wilhelm verstand sich zwar schon auf dergleichen Phrasen, doch verschmähte er es, auf sie in gleicher Weise zu erwidern. »Die liebste Anerkennung« — sagte er — »wird mir sein, die Uebelstände in der Verwaltung, die ich zu rügen verpflichtet war, bald abgestellt zu sehen.«

Den Minister brachte die ungeschickte, plebejische Antwort nicht aus der Fassung. Er hoffte den Bürgermeister von einer anderen Seite her zugänglicher zu finden. So begann er: »Auch das Verdienst weiß ich zu achten, welches Sie sich um Ihre Stadt erworben. Wenn Ihnen noch nicht äußere Zeichen einer Allerhöchsten Anerkennung zu Theil geworden: Sie dürfen auf die Huld unseres gnädigsten Herrn rechnen.«

»Ich sehe zunächst auf mein eigenes Bewußtsein und dann auf die Anerkennung meiner Mitbürger.«

Ueber die Stirn des Herrn Ministers flog bei diesen Worten ein leichter Schatten des Unmuths, doch war er zu sehr Diplomat, um nicht in der Verstellung consequent zu sein. Er er-

griff Wilhelms Hand mit einem recht herzlichen Drucke, indem er ſagte: »Hätte doch das Vaterland viele ſolcher Bürger!«

Die Antwort Wilhelms: »Es ſteht bei der Regierung, ſie dem Vaterlande zu erziehen,« hatte der Herr Miniſter nur noch mit halbem Ohr gehört; indem er ſich an einen ſeiner vertrauten Räthe wandte: »Dieſer Bürgermeiſter iſt ein Bär, den wir erſt auf heiße Eiſenplatten bringen müſſen, um ihm das Tanzen nach unſerer Melodie zu lehren.«

»Excellenz belieben zu vergeſſen, daß wir ſchon manchen Bären zahm geſtreichelt. Das Sammetpfötchen Allerhöchſter Huld, über welche Excellenz verfügen, hat einen gar verführeriſchen Strich,« erwiderte der Rath voll Selbſtvertrauen.

Bei ſeiner Heimkehr wurde Wilhelm aufs Freudigſte überraſcht. Nur das Bewußtſein, ſeine Pflicht erfüllt zu haben und die Sehnſucht nach dem geliebten Weibe trug er in der Bruſt, als er auf dem Poſtwagen zu den Thoren der Stadt einfuhr. Da begrüßte ihn plötzlich ein lauter Jubel, aus welchem von Alt und Jung, von Männern und Weibern ſein Name immer wieder

und wieder durch die Luft ſchallte. Er blickte hinaus: feſtlich waren die Häuſer geſchmückt, feſtlich die Menſchen, welche in dichten Schaaren ihm nachwallten, zu dem Markte, um ihn beim Ausſteigen vor dem Poſthauſe mit tauſendſtimmigem Gruße willkommen zu heißen. Er trat auf die Stufen des Hauſes, er winkte, und die Menge ſchwieg. »Meine Freunde, meine Mitbürger! ich danke Euch für dieſen herzlichen Empfang. Vor Allem aber bekenne ich Euch, daß Ihr meine Leiſtungen zu hoch anſchlagt. Ich ſcheue nicht, mit Selbſtgefühl auszuſprechen, daß ich redlich gekämpft für unſere Rechte, für unſere Bedürfniſſe, für die Forderungen der Zeit. Aber was iſt die Stimme *eines* Mannes in dieſem heulenden Sturm von Uebelſtänden, die Den erbeben machen, deſſen Bruſt nicht mit dem ſtärkſten Muth gewappnet iſt. Was ich mit dem Beiſtand edler Genoſſen auf dem Gebiet des Volkswohles durchgeſetzt, iſt wahrlich kaum der Zeit werth, die es mich koſtete. Im Grunde haben wir Nichts gewonnen, als die Hoffnung einer vernunftgemäßeren Zukunft. Aber doch werde ich nicht verzagen, in neuen Schlachten

muthig zu kämpfen, und wann einſt meine Kräfte ermatten, werden Stärkere in meine Stelle treten und immer lauter und lauter die Sache der Vernunft und des Rechts führen. So wird, ſo muß ſie ſiegen! Noch aber laßt uns nicht von Siegen träumen; nicht wollen wir uns ſchon einſchläfern dadurch, daß einige wahre Worte laut und frei geſprochen worden. Wenn ſie ſo oft wiederhallt ſind, bis ſie zur That geworden, dann laßt uns jubeln! Erſt Der, welcher uns die Kunde bringt, er habe der Wahrheit den Sieg errungen über die durch die Jahrhunderte geheiligten Unbilden der Zeit: der erſt verdient einen Empfang, wie Ihr ihn heute mir bereitet. Für mich knüpft ſich an denſelben nur die ſchmerzliche Bemerkung, wie unendlich arm wir ſein müſſen, wenn ſo geringe, ſo nichtsſagende Erfolge, wie ſie von den freiſinnigen Männern unſerer Kammer errungen wurden, die Bürger zu ſolchen Aeußerungen der Anerkennung aufregen können. Doch eben dieſe Theilnahme iſt die ſicherſte Bürgſchaft für den endlichen Sieg des Rechten, und als ſolche begrüße ich ſie mit freudigem Herzen!« Eine lautloſe Stille herrſchte,

während Wilhelm ſprach; und in ernſter, feierlicher Stimmung begleitete die Menge den Redner zu ſeiner Wohnung. Da ſank das liebe Weib an ſeine treue, feſte Bruſt, und ſie fühlte ſich ſtolzer zugleich und demüthiger, als ſie dem theuren Mann in das klare, entſchloſſene Auge ſchaute, das ſich auch vor den Höchſten der Erde nicht knechtiſch geſenkt hatte. »Und biſt Du es wirklich« — ſagte ſie — »mein Mann, der ſo ſtark und muthig vor den Großen der Erde redete? — Wie ſchlug mein Herz, wenn ich in den Zeitungen Deine Worte las! Wie ſehnte ich mich da hin zu Dir, um Dir zu ſagen, daß ich Dich jetzt tauſend und tauſend Mal glühender liebe, als je zuvor!«

»Und ich« — ſagte die greiſe Mutter — »wie habe ich um Dich gezittert, wenn Anna mir die ſtärkſten Deiner Worte vorlas! Ich fürchtete, Du würdeſt die Herren vom Regiment erzürnen.«

»Das mag ich wohl gethan haben; aber die Zeiten ſind vorüber, wo der Zorn der Großen die echten Söhne des Vaterlandes zermalmte,« erwiderte Wilhelm lächelnd.

»Aber« — bemerkte der alte Vater — »sie sind doch unsere hohe Obrigkeit, der wir Respect schuldig sind.«

»Den Respect, Vater, versage ich Niemandem, welcher ihn durch gerechte Handlungsweise verdient; eine höhere Obrigkeit aber noch, als die hohe, wohnt hier in der Brust: die Pflicht, für Wahrheit, Recht und Freiheit einzustehen aller Orten und gegen Jedermann!«

»Ja« — sagte der Greis — »das ist gewiß wahr, und ich segne Dich für Deinen Muth und Deine Stärke; aber zu meiner Zeit war das anders. Nur meines Gleichen durfte mir nicht verächtlich begegnen; gegen den Vornehmeren setzte man Nichts durch. Das waren wohl böse Zeiten; und wenn sie wirklich vorüber sind, wollen wir Gott danken.«

»Ganz noch nicht, Vater, sind sie vorüber. Es giebt noch viele schwache Menschen und elende Schufte, die um ein Stückchen Brot oder um hündische Ehren kriechen und lecken und sich treten lassen; aber wären sie auch mit Orden und Ehren und Würden behängt von der Zehe bis zum Scheitel, das Volk verachtet sie doch

und haßt ſie, als die ekelſte Krankheit der Sittlichkeit.«

»Wollte Gott, es gäbe keine ſolche Menſchen mehr!« — wünſchte der alte Vater.

Einige Monate der gewohnten angeſtrengten Thätigkeit, in ſeinem Amte und in der Anſtalt, waren für Wilhelm vergangen, als er zu dem Landrathe geladen wurde. Er fand hier einen Geheimrath aus dem Miniſterium des Innern, einen Vertrauten der Excellenz. Er begegnete Wilhelm mit ausgezeichneter Höflichkeit, und im Laufe der Unterhaltung wußte er in der feinſten und gewinnendſten Weiſe wiederholt die Verdienſte, welche Wilhelm um die Stadt habe, hervorzuheben.

Wilhelm erwiderte in ſeiner einfachen, freimüthigen Art, daß er eine Anerkennung ſeiner Bemühungen am wenigſten von einem Beamteten des Miniſteriums erwartet habe. Von den Miniſtern ſei er bisher nur gewohnt geweſen, alle erdenkliche Hinderniſſe ſeinen gemeinnützigen Beſtrebungen in den Weg gelegt zu ſehen. Denn überall ſchienen dieſelben eine Schmälerung ihrer Macht zu fürchten, wo der

Bürger ſein eigenes Wohl ſelbſt berathe und begründe.

Der Geheimrath verſicherte aufs Entſchiedenſte, daß Wilhelm die Abſichten der Regierung verkenne. Dieſe wünſche vielmehr Nichts ſo ſehr als die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Volkes, freilich innerhalb der geſetzmäßigen Schranken. Wenn es in dieſem oder jenem Falle anders erſcheine, ſo liege das ſtets an untergeordneten Beamteten, die in ihrer Beſchränktheit und Dienſtbefliſſenheit die wahre Abſicht der Regierung mißdeuteten.

Nach Tiſche bat der Geheimrath den Bürgermeiſter, ihn doch in den Werkſtätten ſeiner Anſtalt herumzuführen und mit deren Einrichtung bekannt zu machen. Denn der Hauptzweck ſeiner Reiſe ſei, den Zuſtand der Induſtrie in der Provinz zu erforſchen.

Wilhelm erfüllte den Wunſch; und der Geheimrath konnte nicht umhin zu geſtehen, daß über das viele Treffliche und Zweckmäßige, welches er hier ſehe, auch der letzte Reſt des Vorurtheils gefallen ſei, mit welchem er noch die Anſtalt betreten. Es war ein ungeheucheltes

Wohlwollen, mit welchem der Geheimrath, als ſie die Anſtalt verließen, den Bürgermeiſter traulich unter den Arm faßte und begann: »Ich wünſche Nichts lebhafter, mein verehrter Freund, als zu dem ferneren Gedeihen Ihres Unternehmens Etwas beizutragen. Würde nicht das Vertrauen des Publicums noch verſtärkt werden, wenn ſelbſt die Regierung die Tüchtigkeit des Leiters der Anſtalt durch eine Auszeichnung anerkennt? — Der Titel eines Commerzienraths oder geheimen Commerzienraths —«

»Der Ruf des Etabliſſements« — unterbrach Wilhelm — »iſt durch die Leiſtungen deſſelben ſo feſt begründet, daß es ſolchen Aushängeſchildes nicht bedarf. Dergleichen ſucht nur die bedauernswerthe Eitelkeit oder gar die betrügeriſche Schlechtigkeit.«

Wenn der Geheimrath auch urſprünglich nur gekommen war, um durch jenes Anerbieten den unbequemen Opponenten in der Kammer für die Regierung zu gewinnen: ſo war er doch rechtſchaffen genug, um das wahre Verdienſt zu ſchätzen. Aber von der anderen Seite war er wieder ſo ſehr in ſeinem Beamtenthum befangen,

daß er gar nicht zu begreifen vermochte, wie Jemand eine Auszeichnung der Regierung als etwas Gleichgiltiges betrachten und gar zurückweisen konnte. Ihm erschien die Ablehnung des ehrenden Titels nur als eine Seltsamlichkeit des Mannes, dem er nun in einer anderen Weise die Anerkennung der Regierung zu beweisen beschloß. Nach nicht gar langer Zeit hatte Wilhelm die Beweise davon in der Hand. Er erhielt eine fürstliche Ordre, welche in den gnädigsten Ausdrücken die Bemühungen des Bürgermeisters um die Stadt anerkannte und durch die Verleihung eines Ordens belohnte. Wilhelm überlegte nicht lange, was mit der Allergnädigsten Verleihung anzufangen sei. Er richtete folgendes Schreiben an den Fürsten:

»Ew. Hoheit haben geruht, mir die Decoration Ihres Hausordens zu verleihen. Ich aber bin ein schlichter Bürger, verstehe Nichts von ritterlicher Sitte und würde dem Orden wenig Ehre machen. Auch ist es gewiß, daß mein Ritterstand mich um das Vertrauen meiner Mitbürger bringen würde; denn mit Recht vertraut der Gleiche nur dem Gleichen. Und

wär' ich ein echter Ritter, ſo könnte ich auch in der That nicht die Intereſſen des Bürgers vertreten; ich aber wünſche, was ich einmal bin, ganz zu ſein. Deshalb bitte ich, daß Ew. Hoheit geruhen zu befehlen, mir die Decoration Ihres Hausordens wieder abzunehmen.«

Ein zürnender Brief des Kabinets erklärte, daß ein Bürger, der die Zeichen Allerhöchſter Huld nicht in tiefſter Ehrfurcht zu ſchätzen wiſſe, auch derſelben nicht würdig ſei; der unterthänigſt Bittende habe demnach ſofort die Inſignien des Ordens dem Kapitel zurückzuſtellen. Uebrigens habe der Bittſteller es nur der ausgezeichnetſten Gnade Sr. Hoheit zu danken, wenn er nicht wegen Majeſtätsbeleidigung zur Unterſuchung gezogen würde.

Eine erſchütternde Wirkung brachte der von Oben her donnernde Brief keineswegs auf Wilhelm hervor; vielmehr packte dieſer den Hausorden mit aller Seelenruhe ein und ſandte ihn an das hohe Kapitel zurück.

Neben ſeiner Gewerbsthätigkeit und der umſichtigſten Erfüllung ſeiner Pflichten als Bür-

germeiſter, beſchäftigte ſich Wilhelm auf's Sorgfältigſte mit den Studien der Landesinſtitutionen. Er verſchaffte ſich nach allen Richtungen hin eine ſo genaue Kenntniß der Verwaltungsgegenſtände, als bei beſchränkter Oeffentlichkeit eines Staatslebens möglich iſt. So ausgerüſtet, wurde er nach einigen Jahren auf's Neue zu den Reichsſtänden deputirt. Kampfgerüſteter als vor zwei Jahren ſtand er jetzt dem Miniſterium gegenüber, nachdrücklicher noch wies er die Mißbräuche in der Verwaltung auf, wirkſamer noch zeigte er die Mittel zu deren Abhilfe. Wiewohl er überall die Prinzipien feſthielt, alſo radical blieb, ſo lehnte er ſich mit ſeinen Forderungen des Beſſeren doch immer unmittelbar an das Beſtehende. Dadurch gewann er auch die Halben und Schwachen, wenn nicht für ſeine Anſicht, doch für ſeine Forderung. So verſetzte er dem Rieſen der Volksbedrückung manchen tödtlichen Streich. Dennoch bewahrte der Geheimrath aus dem Miniſterium des Innern dem Bürgermeiſter ſtets das einmal gefaßte Wohlwollen; und Wilhelm wies daſſelbe nicht zurück, je mehr er erkannte, daß der Geheimrath ebenfalls ernſtlich und auf-

richtig das Beſte des Volkes wolle, wenn auch auf einem Wege, von dem Wilhelm überzeugt war, daß derſelbe nicht zum Ziele führen könne. So wollte er denn auch durchaus Wilhelm in ſeiner Weiſe förderlich ſein. »Ihre Anſtalt« — ſagte er einſt — »ſteht in der reichſten Blüthe; aber jede Induſtrie hat einen unſicheren Boden. Neue politiſche Conſtellationen, neue Bedürfniſſe, neue Erfindungen geben den Dingen oft einen Umſchlag, welcher die auf's Feſteſte gegründeten Anſtalten ſtürzen kann. Nur der Landbeſitz giebt für alle Zukunft der Familie eine ſichere Gewähr ihres glücklichen Beſtehens. Wär' ich in Ihrer Stelle, ich zöge meine Capitalien heraus, kaufte mich mit einem Rittergute an und ließ mir den Adel verleihen; denn der gehört zum großen Grundbeſitz.«

»Ich habe zwei Söhne;« — erwiderte Wilhelm — »jeder wird das Handwerk erlernen, zu welchem er Luſt und Geſchicklichkeit hat, und dann mögen ſie ſehen, wie ſie ſich ihr Haus und ihre Familie durch eigene Thätigkeit gründen. Mein Vermögen bleibt der Anſtalt und der Stadt, zu deren Zwecken ich ſchon jetzt alle

Ueberschüsse meiner Einnahmen verwende. Sie sehen, Herr Geheimrath, wie wenig ich mich, bei so plebejischen Gesinnungen, zum adeligen Grundbesitzer und« — fügte er lächelnd hinzu — »zum ministeriellen Deputirten eigne.«

Begreifen konnte das der Geheimrath freilich nicht, aber glauben mußte er es endlich wohl; und als ihn die Excellenz kurz darauf fragte, wie weit er mit dem Bürgermeister gekommen, entfuhr ihm das Geständniß: »Dieses Mannes Grundsätze sind unerschütterlich, und er ist für uns verloren; aber wohl dem Lande, das noch solche Bürger besitzt!«

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.